

Frauengestalten

L. Mittenzwey

 Springer

Frauengestalten.

Ein

Historisches Hilfsbuch,

gewidmet

der Schule und dem Hause.

Zusammengestellt

von

L. Mittenzwey,

Schuldirektor.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1898.

ISBN 978-3-662-23680-2 ISBN 978-3-662-25768-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-25768-5

Ein Wort voraus.

Unser Buch will, wie schon das Titelblatt besagt, ein „historisches Hilfsbuch“ sein, will also dem Unterrichte in der Geschichte dienen. Der Geschichtsunterricht gehört anerkanntermaßen zu den wichtigsten Unterrichtsfächern und nimmt unter den Realien eine sehr bedeutungsvolle Stelle ein. Seine Bedeutung liegt in der Vielseitigkeit seiner Verwendung, in seiner Wichtigkeit für die intellektuelle, wie für die ethische Bildung und in dem gerechten Ansprüche, den der historische Stoff auf Aneignung seitens jedes Gebildeten erheben darf.

Zuerst und am frühesten äußert sich der Wert des Geschichtsunterrichts darin, daß er die kindliche Phantasie in Anspruch nimmt, die Denkkraft und das Kombinationsvermögen weckt, daß er wichtige Kenntnisse übermittelt und das Gedächtnis übt und stärkt. Er äußert sich weiter in seinem Einflusse auf die Erweckung des sittlichen Interesses für Personen und Zustände, wodurch er vor Einseitigkeit und Gleichgiltigkeit bewahren hilft, den Gedankenreichtum vermehrt und die Jugend für höhere, geistige Einflüsse empfänglich macht, sie für alles Große und Edle begeistert. „Das Beste, was wir an der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt“ (Goethe). Dazu kommt endlich noch die Belebung des Sinnes für eine religiöse Anschauung, für Wahrheit und Redlichkeit, Gerechtigkeit und Treue, wie nicht minder die Kräftigung des nationalpatriotischen Bewußtseins, die Pflege der Liebe zum Vaterlande.

Dieser Wert des Geschichtsunterrichts erstreckt sich auf beide Geschlechter; auch im Mädchenunterrichte ist es nötig, die Phantasie recht zu leiten, die Denk- und Kombinationsgabe zu wecken, das Gedächtnis zu üben und zu stärken und mit den bedeutendsten historischen Persönlichkeiten und den wichtigsten Ereignissen, nament-

lich in der deutschen Geschichte, bekannt zu machen. Auch den Mädchen ist das Verständnis der folgenreichen Begebenheiten der Gegenwart zu ermöglichen; auch ihr Gesichtskreis soll erweitert, auch ihr vaterländischer Sinn soll angeregt werden. Der Hauptwert des geschichtlichen Unterrichts in den Mädchenklassen soll aber in der erziehenden Wirksamkeit bestehen, d. h. in der Bildung und Leitung des Gefühls und Willens, also auf der ethischen Seite. Bietet doch die Geschichte so vielfach in ungezwungenster Weise Gelegenheit, eine höhere Weltordnung, Gottes weise Lenkung erkennen zu lehren und den Sinn für das sittlich Gute, sowie das Vertrauen auf Gott, den Lenker aller Dinge, zu stärken, daß wir schon in dieser Hinsicht den Geschichtsunterricht bei der Mädchenbildung um keinen Preis entbehren möchten.

Man wolle uns nicht falsch verstehen. Es sei ferne, unsere Mädchen zu Gelehrten bilden zu wollen. Denn fast bei allen Frauen, die sich durch hervorragende Kenntnisse ausgezeichnet haben, vermißt man jenes Zartgefühl, jene bescheidene Anspruchslosigkeit, jenes unnennbare, dem weiblichen Geschlechte eigentümliche Etwas, das auf den ersten Blick Vertrauen einflößt und die Seele eines jeden fühlenden Wesens mit Zuneigung erfüllt. Wir lernen in der Geschichte auch Frauen kennen, die in lateinischer und griechischer Sprache zc. gelehrte Reden hielten und sich an öffentlichen Disputationen beteiligten; aber in keiner dieser Sprachen redeten sie zum Herzen. Nicht gelehrt, aber gebildet sollen unsere Mädchen sein. Sie sollen einst beglückende Gattinnen, bildende Mütter und weise Vorsteherinnen des inneren Hauswesens werden; Gattinnen, die der zweiten Hälfte des menschlichen Geschlechts, der männlichen, welche die größeren Beschwerden, Sorgen und Mühseligkeiten zu tragen hat, durch Teilnahme, Liebe, Pflege und Fürsorge den Kampf ums Dasein erleichtern; Mütter, welche in ihren Kindern die ersten Keime jener schönen menschlichen Tugend pflegen, die ersten Knospen ihrer Seelenfähigkeiten weislich zur Entwicklung fördern; Vorsteherinnen des Hauswesens, welche durch Aufmerksamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit, wirtschaftliche Kenntnis und Geschicklichkeit den Wohlstand, die Ehre, die häusliche Ruhe und Glückseligkeit des erwerbenden Gatten sicher stellen, ihm die Sorge der Nahrung erleichtern und sein Haus zu einer Wohnung des

Friedens, der Freude und der Glückseligkeit machen sollen. Endlich sollen unsere Mädchen so für das Leben vorgebildet werden, daß sie, wenn es ihnen verlaget sein sollte, in den Hafen der Ehe einzulaufen, oder wenn sie des Ernährers infolge frühzeitigen Todes verlustig gehen, auf eigenen Füßen zu stehen vermögen. — —

Und nun ein Wort über Auswahl und Behandlung des geschichtlichen Stoffes in den Mädchenklassen. Wenn man die „Handbücher“, „Lehrbücher“ und „Leitfaden“ für „Töchterschulen“ überblickt und von ihnen Einsicht nimmt, so findet man meist, daß sie trotz der speziellen Bezeichnung „für Töchterschulen“ sich von den Geschichtsbüchern überhaupt fast nicht unterscheiden. Es sind meist Fürstengeschichten, Schilderungen von Kämpfen der verschiedenen Dynastien und in neuerer Zeit einige kulturgeschichtliche Momente, die geboten werden. Wir sind nun der Meinung, daß auf eine eingehende Darstellung der politischen Verhältnisse, auf ausführliche Kriegsgeschichten, wie z. B. die des siebenjährigen Krieges, und Details von Schlachten und Heereseinrichtungen, Einprägen von Regententafeln zc. zu verzichten ist. Hingegen ist hervorzuheben, was zur Pflege des weiblichen Sinnes geeignet ist. Während daher bei Knaben die politische Geschichte, die Entwicklung der Völker und Staaten, deren äußere und innere Kriege und Kämpfe, namentlich auch die Geschichte des Handels, des Verkehrs, der Erfindungen zc. zu betonen sein dürfte, gilt es bei den Mädchen, den weiblichen Sinn, der mehr am Familienleben und am Hause haftet, durch Hervorheben des kulturgeschichtlichen Stoffes und an idealen Frauengestalten, an guten Vorbildern zu pflegen. Deseur schreibt in seiner Weltgeschichte für Töchterschulen: „Unsere Töchter sollen Geschichte lernen, damit sie die Aufgabe unserer Nation, als Lehrmeisterin und Gesetzgeberin des Erdkreises und Verbreiterin echter Humanität im häuslichen, wie im bürgerlichen Leben erkennen und nach dem Vorbilde altdeutscher Frauen, häuslich, treu und ehrbar leben; damit sie erfahren, welche wichtige Stelle ihnen von der Vorsehung angewiesen ist: Männer bilden zu helfen von Kindheit auf; denn wo ein großer Mann erstanden ist im Volke, steht auch immer eine edle Mutter im Hintergrunde, welche die Keime seiner werdenden Größe mit Sorgfalt und Liebe pfliegte.“ — Aber

VI

diese „Vorbilder“ treten im Geschichtsunterrichte viel zu spärlich auf, die eigentlichen „Frauengestalten“ fehlen; die „Jungfrau von Orleans“, „Maria Stuart“, „Königin Luise von Preußen“ und allenfalls „Henriette Luise, Kurfürstin von Brandenburg“, das ist meist alles, und doch bietet die Geschichte ganz ansehnliche Anhaltspunkte, wo selbst der Anteil der Frauen an den historischen Ereignissen und Kulturfortschritten klar zu Tage tritt, Frauen, die als treue Gattinnen, als Wohltäterinnen, als glaubensstarke Christinnen, sei es auf dem Throne oder in der Hütte, groß waren, groß im Handeln oder groß im Dulden.

Man soll in den Mädchenklassen nicht verlangen, daß die Schülerinnen das „bewegende Prinzip“ (Kausalnexus) in dem Gange der Geschichte eingehend ergründen, und eine pragmatische Behandlung kann nur beschränkte Anwendung finden; auch sei man sparsam hinsichtlich der Zahlen und Namen. Wir haben viele Jahreszahlen in Klammer gestellt, um anzudeuten, daß man sie nicht unbedingt zu geben braucht. Der Zusammenhang in den Thatsachen, der zwischen den Geschicken der Menschen und ihrer Gesinnungs- und Handlungsweise, zwischen dem Gange der irdischen Dinge und der göttlichen Weltregierung an den Tag tritt, ist jedoch auch hier bis zu einem gewissen Grade aufzufuchen.

Warnen möchten wir weiter vor einem übertriebenen Streben nach Vollständigkeit. Ist im Jugendunterrichte überhaupt auf ein vollständiges Umsfassen zu verzichten, so gilt dies im Unterrichte für Mädchen noch ganz besonders. —

Unser Buch will kein selbständiges Hand- oder Lehrbuch der Geschichte für Mädchenklassen sein, sondern nur ein „Hilfsbuch“, wie wir bereits im Eingange gesagt haben. Mit dem kulturgeschichtlichen Stoffe konnten wir uns etwas kürzer fassen, da derselbe neuerdings in allen besseren Lehrbüchern mit berücksichtigt wird — ganz ausgeschlossen haben wir ja denselben auch nicht —; uns war es darum zu thun, der Schule „Frauengestalten“ zu bieten. — Wir haben vorherrschend Lebensbilder gewählt, die nachahmungswert sind, weniger abstoßend, da wir von der Abschreckungstheorie nicht viel halten. Wir haben deshalb von der Lebensgeschichte einer „Friedegunde und Brunnhild“, einer „Katharine von Medicis“, selbst einer „heiligen

Hedwig“, einer „Adelheid von Thüringen“ zc. abgesehen. Es ist ja richtig, die Jugend soll erfahren, wie die Welt wirklich war und wie sie wirklich ist, und deshalb dürfen wir auch diejenigen Partien in der Geschichte, welche die Abwege, die Verderbnisse und Schlechtigkeiten der Menschen schildern und die zur Vorsicht und Warnung dienen, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, aber wir halten es nicht für richtig, uns durch eingehende, breite Darstellungen und lebhaft, phantasierregende Schilderungen von Einzelheiten über das Leben und Thun verkommener Naturen womöglich noch in recht grellen Farben, zu verbreiten. Der Jugendlehrer der Geschichte soll „nicht im Schmutze wühlen“, und ein idealer Zug darf in der Darstellung all dieser Lebensbilder nicht fehlen.

Geschrieben wurde dieses Buch zum Mitgebrauch für den Geschichtsunterricht in den Mädchenklassen; doch vieles davon kann auch in Knabenklassen mit Nutzen Verwendung finden und zur Illustration, zur Belebung, ja wir möchten sagen auch zur Vertiefung des geschichtlichen Stoffes dienen.

Dem Buche wurde eine Zweiteilung gegeben; im ersten Teile ist unter Berücksichtigung der weiblichen Geistesgaben mehr die biographische Form gewahrt und die Lebensbilder sind mit größerer Ausführlichkeit gegeben; es ist, was ja nahe liegt, auch der umfanglichere Abschnitt. Der zweite Teil enthält vorherrschend charakteristische Details, Episoden aus dem Leben geschichtlich bekannter Frauen, Briefe, skizzenhafte Darstellungen u. s. w.

Wir meinen nun nicht, daß die „Geschichte der Frauen“ in besonderen Abschnitten gegeben werde, etwa am Schlusse einer Geschichtsperiode, wie es beispielsweise von Cassian geschieht, sondern es ist dieselbe synchronistisch mit der Geschichte der Männer zu behandeln. Bei der Erzählung selbst ist größte Anschaulichkeit erforderlich; da der weibliche Sinn mehr an der Person, als an der Sache haftet, so führe man ihnen die betreffenden Persönlichkeiten, ihre Eigenschaften und Thaten in recht lebendiger Schilderung vor und lasse von ihnen dieselben, wo es irgend angeht, auch nach ihrem äußeren Auftreten, nach ihren Gewohnheiten und Familienverhältnissen erscheinen.

VIII

Zur Belebung des Unterrichts trägt es wesentlich bei — und zwar nicht nur in den Mädchenklassen — ein den Thatsachen sich anpassendes historisches Gedicht einzuflechten; aus diesem Grunde haben wir auch verschiedene solcher poetischer Darstellungen beigelegt, und so soll dieses Werkchen auch ein „Lesebuch“ sein, aus welchem der Lehrer selbst diese Gedichte nicht vorliest, sondern vorträgt.

Als Quellenmaterial haben wir benutzt und verarbeitet, was wir nach vielseitigem Suchen gefunden haben; Geschichte kann man nicht aus sich selbst schöpfen.

Möge diese Sammlung, für welche ein Bedürfnis unbestritten vorliegt, eine wohlwollende Aufnahme finden und mit dazu beitragen, daß der Geschichtsunterricht auf Geist und Herz der weiblichen Jugend bildend und veredelnd wirke. —

Da ferner Geschichtsbilder in gebildeten Familien stets freundliche Aufnahme und fleißige Benutzung finden, so hat die Verlags- handlung von diesem Werkchen neben der Schulausgabe eine „Geschenken-Ausgabe“ herstellen lassen, damit es zu einem geschätzten Hausfreund werde und in seiner Prachtausgabe für den Geburtstags- und Weihnachtstisch unserer Töchter seinen veredelnden Einfluß im deutschen Hause ausübe und die Ideale des Guten, Wahren und Schönen beleben helfe zum Heile unseres deutschen Volkes.

Unser Buch ist „gewidmet der Schule und dem Hause“; möge es in seiner Doppelbestimmung Segen stiften, dies ist der Wunsch des Herausgebers.

L. Mittonwen.

Erster Teil.

1. Die altdeutschen Frauen.

Die alten Deutschen zeichneten sich aus durch ein ausgeprägtes Pflichtbewußtsein; und diese hohe Auffassung der Pflicht hat ihnen auch die Ehe geweiht. Kein anderes Volk hat aus innerem Herzensbedürfnisse das älteste Verhältnis, welches zwei Menschen an einander schließt, so edel gefaßt. Das Verlöbniß war ein Vertrag, durch welchen Mann und Weib sich zu einem Haushalt und zur Gründung einer Familie für das ganze Leben verbanden, um einander lieb zu sein über Alles auf Erden, Wunsch, Willen und Besitztum gemeinschaftlich zu haben. Selbst mit dem Tode hörte die Pflicht der überlebenden Gattin nicht auf. Bei einigen Germanenvölkern war es der Frau nur einmal gestattet, in den Ring der Zeugen zu treten, vor welchen sie das Gelöbniß ablegte; zum zweiten Male reichte sie Keinem die Hand zum Ehebunde; und es sind Spuren vorhanden von noch stringenter Volksfite, nach welcher die Frau den Gatten so wenig überleben durfte, wie der Gefolgemann seinen Herrn, wenn dieser in der Schlacht fiel; man gab sich freiwillig den Tod.

Die Ehe wurde von dem Manne selten vor dem dreißigsten, von der Jungfrau selten vor dem zwanzigsten Lebensjahre geschlossen. Eine Mitgift bekam die Frau nicht; vielmehr mußte der Bräutigam sie dem Vater, oder dem Bruder oder der zum Vormunde bestellten Person in Gegenwart von Zeugen aus der Verwandtschaft ablaufen und der Braut mußte er ein aufgeäumtes Roß, Schild und Speer auch wohl ein Joch Rinder schenken, wogegen auch sie ihm einige Waffenstücke überreichte. Der Bräutigam zahlte entweder mit Sklaven, Pferden, Waffen oder er gab liegende Gründe, goldene oder silberne Ringe, die älteste Art germanischen Geldes. Als Theodorich der Große seine Nichte Amalaberga dem Thüringerkönig Hermaufried vermählte, sandte dieser König dem Könige einige silberweiße Roffe als Kaufpreis. Bei den Sachsen zahlte man nach dem Gesetz bis zu 300, bei den Alemannen bis zu 400 Schillinge. Entweder bezahlte der Bräutigam sofort, und die Tochter wurde ihm sogleich zum Weibe gegeben, oder es wurde, wie es später meist geschah, Kauf und Kaufsumme zunächst

verabredet und die Vollziehung auf später anberaumt, d. h. sie ward ihm zum Weibe nur „gelobt“.

Das Weib des Germanen war nicht nur die Gattin, nicht nur die Herrin des Hauses und Erzieherin der Kinder, sie war auch seine Vertraute und Genossin selbst bei der männlichsten Arbeit. Die Geschenke, welche der Mann ihr zum Gelöbniß gab, waren symbolische Zeichen, daß sie mit ihm über den Heerden walten würde und als seine Begleiterin an der Feldarbeit teilnehmen, ja, daß sie ihm auf dem Kriegspfade folgen würde, in der Schlacht seinen Eifer zu stählen, seine Wunden zu rühmen, nach seinem Tode ihn zu bestatten und vielleicht zu rächen. In diesem Sinne haben die alten Deutschen, und zwar sie allein, den Frauen mit Vorliebe Namen gegeben, welche auf Kampf und Schlacht deuten. Von den Blumenamen der Indier und den Schmucknamen der Griechen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraub, Gerlinde das sind die Namen ihrer Frauen.

Bei der Vermählung oder bei dem Vollzuge der obengenannten Rechtshandlung bestanden mancherlei symbolische Gebräuche. So wurde der Braut, die bisher ihr Haar frei wachsen lassen durfte — während den Söhnen, so lange sie sich in der Gewalt des Vaters befanden solches nicht erlaubt war — und es in Zöpfen geflochten oder in wallenden Locken herabhäng, aufgebunden, wohl zum Zeichen, daß die Freiheit, die sie bisher genossen, nun zu Ende sei. An den Gürtel befestigte man ihr den Schlüsselbund; sie sollte von nun an die Kisten und Kasten des Mannes in Verwahrung nehmen. Dem Bräutigam wurde vom Vater, Bruder oder Vormund der Braut ein bloßes Schwert überreicht; dadurch wurde angedeutet, daß derselbe fortan ihr Herr und Beschützer sei. Und damit sie sich immer erinnere, daß sie um Ringe (Geld) erkaufte und daß ihr Wandel nach dem Willen des Mannes sich zu richten habe, bekleidete der Bräutigam einen Finger der Braut mit einem Ringe und ihre Füße mit Schuhen. Zuletzt wurde der Braut noch ein Hammer in den Schooß gelegt, (die Waffe der Donnergottes) zum Zeichen, daß denjenigen, welcher den Kauf und die Treue brechen würde, der strafende Blitz des Donnergottes treffen sollte, denn die Heiligkeit der Ehe wurde mit der größten Strenge aufrecht erhalten und Untreue der Frau aufs härteste bestraft. Der Mann jagte die untreue Frau, nachdem er sie ihrer Haare beraubt hatte, in Gegenwart ihrer Verwandten aus dem Hause und peitschte sie durch den ganzen Ort. Doch kamen Fälle der Untreue so gut wie gar nicht vor.

Im Hause war die Frau die Herrin, und sie führte über das ganze Hauswesen die Aufsicht. Unter ihr standen die Knechte und Mägde, denen sie ihre Arbeiten zuwies; sie besorgte mit Hilfe der

Knechte das Feld, war doch die Lieblingsbeschäftigung der Männer nächst dem Kriege die Jagd und diese selbst war ein Krieg; denn die Wälder bargen außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde auch Wölfe, Bären, Auerochsen, Wisentiere, Elentiere, wilde Schweine und viele Arten der großen Raubvögel. Oder er baute das hölzerne Haus, malte die Wände, besserte an denselben dies und jenes aus oder hämmerte und schnitzte das Gerät in der Wirtschaft und die Waffen für Krieg und Jagd. Besonders war der Frau und den Töchtern das Spinnen und das Weben der Gewandstoffe und die Anfertigung namentlich der feineren und schöneren Kleider anheimgegeben; geringere spann und webte die Wagg und schneiderte der Knecht. Selbst Königinnen spannen und trieben das Webschiff für sich und ihre Männer und saßen mit ihren Töchtern und Mägden, um Festkleider anzufertigen von Seide und Pelzwerk, das mit Gold und Edelsteinen verziert wurde.

Die Arbeiten in der Küche nahmen wenig Zeit in Anspruch, denn die Speisen waren einfach; man hatte Hafer und Gerste, Milch, Butter, Honig; man hatte Fische und Wildbret, besonders liebte man Schweine- und Pferdefleisch, das letztere galt als die edelste Speise, und das Pferd war auch lange das angesehenste Opfertier. Auch an eßbaren Kräutern und Wurzeln fehlte es nicht; man hatte Spargel, Pastinaken, Rettige und Zuckerrüben. Doch in den besseren Haushaltungen, wo man Gesinde hatte, kümmerten sich weder Frau noch Tochter, noch selbst Mägde um das Küchenwesen, sondern das besorgten männliche Dienstboten. Nur wenn es ein Gastmahl gab, hatte die Frau den Herrn und die Gäste im Trinken zu bedienen, indem sie das silberbeschlagene vom Auerochsen stammende Trinkhorn gefüllt mit Meth, Bier oder Wein herumreichte. Das thaten gelegentlich selbst Königinnen; und damit allein hatten sie genug zu thun, denn die Schmausenden saßen nicht an langen Tafeln wie jetzt, sondern je zwei oder auch nur einer an besonderen Tischchen durch die ganze Halle, und alle tranken gern.

Hinsichtlich der Kleidung war die Lebensweise der alten Deutschen gleichfalls einfach. Der Frauen Schmuck bestand in dem hellblonden, langen Haar, in der frischen Farbe ihrer Haut und in dem selbst gesponnenen und selbst gewebten leinenen Gewande. Bei feierlichen Gelegenheiten wurde allerdings der größte Schmuck angelegt und die köstlichsten Gewänder wurden aus Lade und Schrein hervorgeholt. Im Hause dagegen war die Kleidung, auch der vornehmen Frauen sehr einfach. Sie trugen einen Rock, der von oben bis auf die Füße niederloß, so daß diese davon bedeckt wurden. Der Rock wurde mit einer Spange auf der Brust befestigt und über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten. Darüber wurde ein weiter Mantel getragen. Der Kopf war meistens unbedeckt, und das Haar wallte, wenigstens bei den Unverheirateten, in Locken herab.

Eine Hauptaufgabe der Frau war selbstverständlich die Erziehung der Kinder, die, von ihr genährt, ganz unter ihrer Leitung aufwuchsen. Gleich nach der Geburt wurde das Kind in kaltes Wasser getaucht oder im nahen Flusse gebadet, wie überhaupt die ganze Erziehung auf Abhärtung gerichtet war.

Dem Hausherrn waren über Weib und Kinder große Rechte eingeräumt, er war Herr und Gebieter, doch wir hören nichts von einem Mißbrauche dieser Gewalt. Nicht untergeordnete Sklavin war die Frau, nicht gleichgiltige Pflegerin der Wirtschaft war sie; sie war das andere Ich des Mannes; ihr vertraute er sei Pläne und seine Hoffnungen, in ihrem freundlichen Zuspruche fand er Trost und Stärkung nach den Beschwerden des Tages. Es genossen Frauen, wie Jungfrauen eine hohe Achtung; ja, man glaubte wohl, es sei ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles angeboren, so daß in entscheidenden Augenblicken ihren Aussprüchen und Ratschlägen gefolgt wurde. Die Achtung und Schonung, die man den Frauen erwies, giebt sich auch in den Strafen zu erkennen, welche auf alle denselben zugefügten Beleidigungen gesetzt waren. Alle Vergehen gegen eine Frau wurden doppelt so hart bestraft, als die gegen einen freien Mann.

Das Glück des Hauses ist die kostbare Gabe, mit der die dunklen Wälder Germaniens Europa beschenkten. Die Freiheit, die Achtung, die Ehre der Frauen, sie ist deutschen Ursprungs, sie verdankt ihre feste Bedeutung den Zeiten, wo germanische Stämme unserem Erdtheile Gesetze gaben. Und durch alle die finsternen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch ging doch des Hauses Friede dem Deutschen über alles. Soweit nur von deutscher Sitte uns Kunde zugekommen, umweht ein stiller Friede den Herd des deutschen Mannes, Zucht und Sitte wohnt in seinen Hallen durch des Hauses Priesterin: die Frau.

2. Thusnelda, das Weib Armins des Cheruskers.

Das altdeutsche Weib wurde auf der Schwelle des Ehestandes belehrt, daß sie eintrete als Genossin der Mühsale und Gefahren; gleiches werde sie im Frieden, gleiches auf dem Schlachtfelde leiden und wagen. Dies sagten ihr die zusammengejochten Stiere, dies das aufgejähmte Roß, dies die überreichten Waffen, die sie als Brautgeschenk von ihrem Bräutigam erhielt.

Solchen Anschauungen von der Aufgabe des Weibes entsprechend, zogen die deutschen Frauen mit in die Schlacht, und Tacitus, der römische Geschichtschreiber, bezeichnet es als einen besonderen Sporn zur Tapferkeit der Männer, daß sie ihr Teuerstes in der Nähe wissen, daß sie das Heulen der Weiber, das Geschrei der Kinder hören können.

An den Frauen hat jeder Kämpfer „die heiligsten Zeugen, die höchsten Richter. Zu den Müttern, zu den Gattinnen kommen sie mit ihren Wunden, daß sie dieselben zählen und schätzen lassen. Es wird von der Geschichte berichtet, daß einige Heere, die schon wichen und wankten, durch die Frauen wieder zum Stehen gebracht wurden durch unablässiges Flehen und indem sie selbst mit der Brust sich entgegenwarfen und auf die nahe Gefangenschaft hinwiesen, die die Deutschen für ihre Frauen am meisten fürchteten.“ Und Plutarch erzählt, daß in der Schlacht bei Aquä Sextia, 102 v. Chr. die siegreich vordringenden Römer aufgehalten wurden durch die Frauen der Teutonen, die mit Schwertern und Beilen vor der Wagenburg unter schrecklichem Geheul so wütend auf alles einhieben, sowohl auf die Römer als auch auf ihre eigenen fliehenden Männer, daß die Römer entsetzt umkehrten. Nachdem am andern Tage die Römer völlig gefiegt hatten, ermordeten sich die Frauen selbst, um der Gefangenschaft zu entgehen. Und als in der Schlacht bei Verzellä (101 v. Chr.) die Römer die fliehenden Cimbern verfolgten, wartete ihrer bei der Wagenburg der Deutschen ein neuer Kampf und ein schrecklicher Anblick. Die Weiber waren auf die Wagen gestiegen und stritten neben den Männern mit Lanzen und Schwertern gegen die heranstürmenden Feinde. Und als sie den Untergang vor Augen sahen, kehrten sie die Waffen verzweiflungsvoll gegen sich und die Ihrigen und suchten den Tod in jeglicher Gestalt, nur um dem Schimpf in der Gefangenschaft zu entgehen.

Solcher Gesinnung deutscher Frauen gegenüber erscheint um so grenzenlos härter das Schicksal einer der edelsten Frauengestalten des deutschen Altertums, das Schicksal *Thusnelbens*, der Gemahlin des Cheruskerfürsten Armin oder Hermann.

Armin war ein trefflicher, stattlicher Jüngling; er hatte längere Zeit mit großer Auszeichnung im römischen Heere gedient und dabei das Volk der Römer kennen und — verachten gelernt. Die heiße Sehnsucht nach dem Vaterlande trieb ihn — er war damals fünfundzwanzig Jahre alt — fort aus Rom. In der teuren Heimat lernte er *Thusnelba*, *Segeſt's* Tochter kennen; ihre Schönheit und Sanftmut gewannen sein Herz. Er warb um sie, erhielt aber vom Vater eine abweisende Antwort. Da entführte er sie mit ihrer Einwilligung und nahm sie zum Weibe; und *Thusnelba*, ihrem Gemahl mit tiefer Liebe ergeben, teilte als echtes deutsches Weib getreu seine Sorgen um das Wohl des Vaterlandes. Im Vaterlande aber sah es sehr traurig aus, mit Gewalt und List waren die deutschen Stämme von den Römern unterjocht worden. Mit tiefem Unwillen mußten die sonst freien Männer sehen, wie römische Gerichtsdiener deutsche Rücken blutig geißelten und wie sogar die Köpfe deutscher Männer unter den römischen Beilen fielen, von anderen Gewaltthaten gar nicht zu

sprechen, und Armin war es, welcher in der ewig denkwürdigen Schlacht im Teutoburger Walde vom 9. bis 11. September im Jahre 9 n. Chr. das römische Joch brach.

Segeſt aber, ein Freund der Römer und überhaupt ein Mann von niedriger Gefinnung, welcher ſeinem Schwiegerſohn den Raub ſeiner Tochter nicht verzeihen konnte, und ihn inſolge ſeines großen Ruhmes, welchen jener genoß, nur noch mehr haßte, überfiel Armins Burg in deſſen Abweſenheit und führte Thuſnelde gefangen weg. Als darauf Armin racheglühend gegen ihn auszog, rief Segeſt den römischen Feldherrn Germanicus, der wiederum die Gegend an der Weſer ſchwer heimsuchte, zu Hilfe. Germanicus folgte ſogleich dem Rufe, überfiel Armin und ſeine Schar unerwartet und befreite Segeſt. Dabei gelang es ihm, auch die edle Thuſnelde in ſeine Gewalt zu bekommen, die ihr Loß, nach des Tacitus Schilderung trug: „nicht mit ſtehender Stimme, nicht zu Thränen erniedrigt, mehr vom Geiſte ihres Gatten, als von dem ihres Vaters beſeelt.“ Thuſnelde wurde als Gefangene in das römische Lager geführt. Ihr Herz wurde von unbeſchreiblichem Jammer zerriffen, ſich, die Gattin deß hochgeſeierten Mannes, dem Deutschland die Freiheit verdankte, in den Händen ihrer tiefgehaßten Feinde zu ſehen. Thränenlos mit ſtarrem Blick ſtand ſie da; ſie dachte an ihn, der allein ſie zu retten im Stande war, und ſich doch ſo weit entfernt von ihr befand.

Und Armin? — Als er das Schickſal ſeines Weibes erfuhr, war außer ſich vor Schmerz und Wut. Er durchſlog die Gemeinden der Cherusker, Weh' und Waffen gegen Segeſt rufend. „O deß vortrefflichen Vaters“, rief er, „der ſein eigenes Kind verrät! O deß großen Feldherrn, der gegen ſchwache Weiber Krieg führt! O, deß tapferen Heeres! Eine ſolche Menge iſt nötig geweſen, um ein einziges armes Weib hinwegzuſchleppen! Auch ich habe Krieg geführt. Vor mir ſind drei Legionen erlegen, aber im offenen Kampfe und nicht mit Verrat habe ich den Krieg geführt und nicht gegen hilflose Frauen, ſondern mit offenen Waffen und gegen gerüſtete Feinde. Die römischen Fahnen, in deutſchen Hainen der vaterländiſchen Gottheit geweiht, ſind Zeugen dieſer Thaten. Hört, deutſche Männer, vergeſſet nicht, daß ihr römische Beile und Axten zwiſchen dem Rheine und der Elbe geſehen habt! Wenn euch das Vaterland und die Eltern und die alte Zeit heilig ſind, wenn ihr die Fremdlinge haßt und die Zwingherrſchaft, ſo verlaßt den Segeſt, den Söldling ſchmählicher Knechtſchaft und folgt mir, dem Feldherrn deß Ruhmes und der Freiheit!“

Ein ſolches Wort durchdrang die Gemüther der Menſchen; es erweckte in ihnen große Erinnerungen und erfüllte ſie mit Verlangen nach Schlacht, Kampf und Sieg. Und nicht bloß die Cherusker erhoben ſich, auch die benachbarten Völker ſtanden auf, von dem Geiſte deß Feldherrn ergriffen. Es kam mit Germanicus zu verſchiedenen

Treffen und Kämpfen, doch mit schwankendem Erfolge. Thusnelda war auf Befehl des römischen Kaisers nach Rom gebracht worden und dorthin konnte Armin nicht vordringen.

Als Germanicus nach Rom zurückgekehrt war, feierte er einen Triumph über seine vermeintlichen Siege über die deutschen Völker. Vor dem glanzvollen Siegeswagen wurden die römischen Fahnen hergetragen, welche in der Schlacht im Teutoburger Walde von den Deutschen erbeutet und in der Burg Segests aufbewahrt, aber bei der Gefangennahme Thusneldens mit fortgeführt wurden. Dann folgten erbeutete Waffen, die Bilder der deutschen Berge und Flüsse und die Bilder der Schlachten, die gekämpft waren. Eine Menge gefangener Menschen, Männer, Weiber und Kinder, in Sklavenketten einhergehend, wurden als Beweise der römischen Siege aufgeführt. Viele dieser Unglücklichen gehörten zu den edelsten Geschlechtern in ihrem Volke. Unter ihnen aber regte niemand so tiefe Gefühle auf und ein so heiliges Mitleid als Armins Gattin Thusnelda, ihr in der Gefangenschaft geborenes noch nicht drei Jahre altes Söhnlein Thumelicus an der Hand führend. Sie schritt daher in stolzer Hoheit und würdevoller Haltung, ohne Thränen, aber mit nie verlöschendem Schmerze im Herzen: eine „Heldin im Dulden.“

Mehr erniedrigt aber als sie war Segest, der gepriesene Günstling der Römer, der unter den Zuschauern saß und zusehen mußte, wie der Stolz seines Hauses dem römischen Volke zur höhnnenden Schau ausgestellt wurde. Das war der Lohn seines Verraths am Vaterlande.

Thusnelda sah ihren Gatten und ihr Vaterland nie wieder; fern von Armin vertrauerte sie in unendlichem Jammer ihr Leben. Auf Rettung konnte sie nicht hoffen, denn ihr Gemahl endete nur wenige Jahre nach ihrer Auslieferung an die Römer, es war im Jahre 21 n. Chr. und im 37. Jahre seines Lebens, und zwar unter den meuchlerischen Dolchen seiner Auberwandten. Der Neid über den ihm gewordenen Ruhm und über seinen großen Einfluß beim Volke hatten (wie einst bei Julius Cäsar) zu dieser Schandthat geführt.

Thusneldens Sohn soll als Fechter (Gladiator) geendet haben.

Thusnelda in der Gefangenschaft.

In Ravennas stolzen Marmorhallen
Sitzt ein Weib, den Säugling an der Brust,
Ihre Thränen auf ihn niederfallen,
Ach, sie ist sich großen Leids bewußt!
Doch nicht laut läßt sie die Klagen schallen,
Nein, sie wahrt sie in der treuen Brust!
Denn es sollten an Thusneldens Leiden
Stolze Römerinnen sich nicht weiden.

Fern von Hermann, in dem fremden Lande,
Weilt sie nun, von Feindes Aug' bewacht.
Sie, die freie Deutsche, schlug in Bande
Ihres Vaters und der Römer Macht.
Ach, sie sehnt sich nach des Rheines Strande,
Hin, wo Hermann donnert in der Schlacht,
Wo vor seines blauen Auges Winken
Romas stolze Adler niederstinken.

Was wird ihr die dunkle Zukunft bringen?
Wird sie wieder ihren Hermann seh'n?
Hört sie wieder Vardenlieder klingen?
Wird sie wieder Deutschlands Luft umweh'n?
Wird wohl Hermann fliegend zu ihr dringen?
Sie errettend herrlich vor ihr steh'n?
Wird er nicht dem Schicksal noch erliegen?
Denn nur sterben will er oder siegen. —

Geisterruf da tönt: Ich mußte sterben,
Da ich meines Landes Retter war;
Ganz wollt ich die Freiheit ihm erwerben,
Da sank ich, ein Opfer am Altar.
Zwietracht wird mein deutsches Volk verderben,
Und es sinkt der Freiheit hehrer Mar;
Doch einst wird nach langen blut'gen Wehen
Er im Siegerglanze neu erstehen.

Wieder geh' ich ein zu jenen Hainen,
Wo die Helden ruhen nach dem Streit.
Bald wird deine Stunde auch erscheinen
Die aus Römerfesseln dich befreit.
Dann wird dich der Tod mit mir vereinen,
Der uns weihet zur Unsterblichkeit.
Lebe wohl, Weib! In Walhallas Garten
Wird dein treuer Hermann deiner warten.

L. Proffiel.

3. Sylvia, die Märtyrerin.

Nach der Himmelfahrt des Herrn waren es seine Apostel, welche nach seiner Weisung in alle Welt gingen, um das Evangelium des Herrn zu predigen. So eifrig aber auch die Apostel und ihre Nachfolger den Juden und Heiden die Lehre Christi verkündeten, so gab es doch auch sehr viele, welche der neuen Lehre den Rücken kehrten, ja, wohl gar die Verkündiger und Anhänger derselben verfolgten.

Anfangs gingen diese Verfolgungen von den Juden aus, später von den Heiden. Die Römer hielten nämlich die Christen für eine Sekte der Juden, letztere waren als ein halbstarriges, zum Aufruhr geneigtes Volk mit Recht verschrienen. Ja, sie hielten die Christen für noch gefährlicher, weil sie die heidnische Religion zu verdrängen drohten; und da sie an den Festlichkeiten zu Ehren der Kaiser sich weigerten, Weihrauch in die Opferbecken zu legen, wie es jeden römischen Bürgers Pflicht war und das Opfern verschmähten, da endlich die Römer keinen Begriff von der hohen Begeisterung hatten, welche die Religion dem Menschen zu geben vermag, so hielten sie die Vernichtung der staatsgefährlichen Christen für ein verdienstliches Werk. Aber standhaft ertrugen die Christen die ausgesuchtesten Martern und gingen freudig um ihres Glaubens Willen in den Tod. Und diese Standhaftigkeit, diese Treue machte auf die denkenden Römer einen so gewaltigen Eindruck, daß sich viele gläubig der neuen Lehre zuwandten, um so mehr, da sie schon längst erkannt hatten, wie nichtig ihr Götzendienst sei, und es ward das Blut der Märtyrer der Same der Kirche. Nachstehende Begebenheit bestätigt das Gesagte.

Es war um die zehnte Stunde des Tages; die Sonne rückte der Mitte des Hauses näher und goß ihr reichstes Licht auf die rauschende Menge, die jetzt aus den vierzig Stadtteilen Roms hervorströmte und ihren Lauf nach dem Amphitheater des Vespasian richtete. Die Spiele sollten beginnen, und das Volk drängte sich mit Ungeßüm zu der Arena, wo Menschen, wo unschuldige, waffenlose Christen den wilden Tieren zum Futter dienen mußten. Die Zuschauer ergossen sich über die breiten Behälter, welche die Bestien ausspeien sollten, und nahmen ihrem Range gemäß, auf den ungeheuren Stufen Platz, die noch heute den Reisenden durch ihre großartigen Verhältnisse in Staunen und Bewunderung setzen. Da plötzlich schweigt der Lärm dieser Menschenmassen, aller Lippen sind auf einmal geschlossen, aller Blicke richten sich mit Ehrfurcht nach einer Loge, die, mit der kaiserlichen fast in demselben Range, in diesem Augenblicke vor sechs Frauen sich aufthat, die ganz weiß gekleidet und züchtig verschleiert waren: es sind die vestalischen Jungfrauen. Besonders ist eine unter ihnen, die jüngste der Schwestern, an deren Schritte sich die achtungsvolle Aufmerksamkeit der Menge haftet; ihr Name ist in aller Munde; ihre bekannte, obwohl unsichtbare Schönheit zieht aller Augen an; es ist Sylvia die Tochter des Sulpicius. Mitten unter ihren Gefährtinnen sitzend läßt sie den überraschten Blick über die bewegliche Versammlung gleiten. Das Ganze war glänzend und prächtig; die Sonne vereinigte sich mit den Spielen auf der Erde; die Bronze- und Marmorstatuen lächelten schweigend von ihren Fußgestellen herab; die Springbrunnen spritzten ein wohlriechendes Wasser umher und der Ton von verschiedenen Instrumenten erschütterte die Luft: so

feierte man ein Fest des Todes! Zutweilen ließ sich, wie der Auf des Schicksals, das Gebrüll der Löwen hören, von deren mächtiger Stimme der Lärm der Menge verstummte, aber auch bald wieder in dem Freudengeschrei sich Lust machte: „die Christen werden vor die Tiere geworfen!“

Sylvia betrachtete mit unaussprechlicher Traurigkeit dieses eigenthümliche Gedränge, das sie zum ersten Male sah, und ihre Mienen mochten die Gedanken verraten, die in ihrer Seele sich bewegten. Denn Cäsonia, ihre liebste Freundin unter den Gefährtinnen sprach zu ihr mit leiser Stimme: „Was ist dir denn? du scheinst traurig zu sein; gefällt dir denn dieses Fest nicht?“ — „Es erregt meinen Abscheu“; sprach Sylvia, „ich vermag nicht ohne Wehen diese Arena anzublicken, wo Männer, Frauen und Kinder in der Fülle ihres Lebens und der Blüte ihrer Jahre den Zähnen der Löwen und und Tiger überliefert werden sollen.“ — „Aber diese Menschen sind ja Christen, sind Feinde des Staates!“ erwiderte Cäsonia. — „Liebe Cäsonia, glaube das nicht! Meine Amme, eine der achtungswertesten Frauen die ich kenne, obwohl sie nur eine Skavin war, bekannte sich zum christlichen Glauben und hat mir oft von der neuen Religion erzählt.“ — „Schwester, sprich leiser, deine Worte sind unflug und Bestalin Fulvia neigt sich zu uns herüber, um zu hören, was gesprochen wird.“ Sylvia drückte schweigend ihrer Freundin die Hand und richtete ihre Augen wieder auf das Amphitheater. Da ward eben eine Thür geöffnet, und in langer Reihe traten die zum Tode Verurtheilten heraus. Es entstand eine allgemeine Stille; alle Blicke wandten sich begierig diesen Unglücklichen zu, die, zum Sterben bereit, unter der Loge des Kaisers vorbeizogen und ihn begrüßten. Ihre Zahl war bedeutend; alle Lebensalter waren vertreten. Die Frauenköpfe, bleich von der Gefängnisluft und den Schmerzen der Tortur, stachen hervor aus der Mitte der Männer und Greise mit ihren strengen, ernstern Gesichtszügen. Aber nicht bloß Enttugung und Ergebung waren in den Augen dieser Märtyrer zu lesen, es gesellte sich auch die himmlische Freudigkeit einer erhabenen Hoffnung dazu.

Sylvia, deren Herz in Angst und Mitleid heftiger geschlagen, ward fast wieder beruhigt beim Anblick dieses Mutes ohne Prahlerei, dieser Ruhe ohne Stolz und dieser Seelengröße, die so sicher über alle Triebe der Natur gebot. Sie fühlte, daß mit solchen Menschen ein Gott sein müsse, der ihnen Kraft verleihe; jeder Augenblick, der verfloß, versekte ihr Gemüt mehr und mehr in die Stelle dieser heldenmüthigen und geduldbigen Schlachtopfer; ihr kam es vor, als wären das Brüder, Schwestern, teure Freunde, geliebte Teile ihrer eigenen Seele, deren Blut man jetzt unter ihren Augen vergießen wollte; ein edler Unwille ergriff ihr Herz, sie hätte hinabsteigen mögen zu den Unglücklichen, um sie zu retten oder mit ihnen zu leiden. Und als

die Christen einmütig ihre Gesänge anstimmten, da brach der erste Lichtstrahl eines neuen Tages in ihre Seele und die Bewunderung bahnte dem Glauben den Weg. Sie wandte ihre Augen zu den Statuen, die das Amphitheater schmückten! Da standen Merkur und Bacchus, Venus und Mars. „Ihr verblichenen Gottheiten“, sprach sie in ihrem Herzen, „niemals habt ihr meine Seele erfüllt. Besta allein. Und doch, wer unter uns würde für Besta sterben, wie die Christen freudig in den Tod gehen für ihren gekreuzigten Gott?“ — Sie versenkte sich mehr und mehr in diese neuen Betrachtungen. „O, unbekannter Gott!“ murmelte sie, „wollest du mich auch annehmen!“

Cäsonia wandte sich zu ihr und sprach: „Jetzt wird man die Löwen auf sie loslassen; ich habe Angst.“ — „Diese allein haben keine Angst“, antwortete die Bestalin mit ihrem Blick auf die Christen deutend, welche in der Mitte des Cirkus versammelt gemeinschaftlich beteten. Ein Löwe mit rötlicher Mähne, mit majestätischer Stirn und glänzenden Augen trat langsamem Schrittes aus einem Gitterthore und schien geblendet von dem Lichte des hellen Tages. Er befragte gleichsam den Himmel und die Luft, schlug mit dem mächtigen Schweife um sich, und, vom Hunger getrieben, ging er geraden Weges auf die Berurtheilten los. Sylvia sah wie durch eine Wolke einen Mann unter der Tazze des Löwen fallen; ihr Ohr ward erschüttert von dem freudigen Gebrüll des wilden Thieres, das sie ganz nahe vor ihren Augen vorbeiziehen glaubte mit dem zappelnden Körper im blutigen Rachen. Ein Beifallsklatschen erfolgte. Sie blickte auf; die Christen beteten fort. Auf Befehl des Kaisers, der auf seidene, purpurfarbene Kissen gelehnt, dies Schauspiel mit einem wohlgefälligen, grausamen Lächeln betrachtete, ward ein zweiter Behälter geöffnet und ein Tiger sprang hervor, kroch eine Strecke am Amphitheater hin und richtete seine gierigen Augen auf die Beute, die für ihn bestimmt war. Als er seine Wahl getroffen, warf er sich mit einem Sprunge auf sein Schlachtopfer, erdrosselte es mit seiner fleischigen Tazze und streckte es auf den Sandboden nieder. Man hörte ein unterdrücktes Seufzen und den Namen Jesus Christus, der mit einem unbeschreiblichen Tone des innigsten Vertrauens ausgesprochen ward. Sylvia hielt ihr Auge auf die Märtyrer geheftet. Der Schauer vor diesem Schauspiele war für sie verschwunden; eine hohe, mächtige Hoffnung hatte ihre Seele erfüllt und über das Blut und die Todesstrafe hinaus sah sie gleich den Christen, den Himmel offen. Ihr ganzer Sinn war besonders mit zwei Frauen beschäftigt, Mutter und Tochter, die in fester Umarmung sich haltend, mit wahrer Begeisterung dem nahen, unvermeidlichen Tod trogen zu wollen schienen. Die Mutter, ähnlich der berühmten Mutter der sieben makkabäischen Brüder, ermutigte ihre Tochter durch fromme Segensprüche und Verheißungen. Die

Jungfrau mit einer so ruhigen Miene, als hätte sie zwischen Blumen gespielt, schien ihrer Mutter Beständigkeit in allen Martern und Furchtlosigkeit vor den Schrecknissen des Todes schwören zu wollen. Sie war kaum sechzehn Jahre alt und ihre junge Schönheit strahlte mit einem ganz besonderen Reize unter dem blauen Märtyrerkleide hervor. Sylvia betrachtete sie mit einer schmerzlichen Bewunderung. „Ach, wie so grausam sind wir doch!“ sprach sie zu ihrer Freundin Cäsonia, „sieh, dieses junge Mädchen, das man den reißenden Tieren preisgibt, sie betet, sie fürchtet sich nicht. Ihr Gott verleiht dem Schwachen Kraft. O, der Gott der Christen ist ein mächtiger Gott, und der unserige — — Cäsonia! Cäsonia! Der Tiger stürzt sich auf die Tochter — er schleppt sie fort. — Ich glaube an Jesum Christum! so hat sie noch einmal gerufen. — Und ich glaube auch an Jesum Christum, Cäsonia!“

Die Vestalin sprach und erhob sich mit Augen, die von heiliger Entzückung und feurigem Glaubensmuth erglänzten. Die überraschte Cäsonia wollte sie zurückhalten; aber fast noch rascher als der Gedanke selber öffnete Sylvia das Gitter, welches die Loge verschloß und eilte nach dem Circus. Die Zuschauer, vor Bestürzung außer sich, erhoben sich von ihren Sitzen; die Tierbändiger warfen sich mit Gefahr ihres Lebens auf die Bestien, um sie in ihre Käfige zurückzutreiben. Die Verwandten, die Freunde, die Schützlinge der Familie des Sulpicius streckten ihre Arme gegen Sylvia aus und riefen die Namen aller Götter an; sie aber, ruhig und unverzagt, ging mit schnellen Schritten nach den gelichteten Reihen der Christen hin. Sobald sie bei ihren neuen Brüdern angekommen war, erhob sie ihre Hand; eine Tobenstille trat ein und mit fester klarer Stimme sprach sie: „Ich bin eine Christin, ich glaube an Jesum Christum, ich will für ihn sterben; denn er ist ein wahrer Gott. Der Glaube dieser Unglücklichen hier ist mein Glaube; ich glaube an den Gott, der Kraft zur Tugend verleiht, und ich entsage jenen ohnmächtigen Bildern, die aus der Stadt Rom die Schande der Völker gemacht. — Mein Vater“, — fuhr sie gegen einen Greis gewandt fort, den sein ehrwürdiges Äußere zum Anführer des Christenhäufleins zu machen schien — „ist es genug, an deinen Gott zu glauben? Genügt es, ihn zu lieben, um erlöst und errettet zu werden? Ich glaube an ihn, ich liebe ihn, ich will für ihn sterben.“ — „Meine Tochter“, antwortete der Greis mit Thränen, „ich spreche wie der Meister: Wahrlich, solchen Glauben habe ich in ganz Israël nicht gefunden. Du wirst mit deinem eigenen Blute die Taufe empfangen, welche dich von allen Sünden reinigen wird.“ Sylvia fiel auf ihre Knie nieder, und hob mit Inbrunst und Zuversicht ihren Blick gen Himmel. Die Christen umringten sie voll Bewunderung; die Sterbenden vergaßen ihre Qualen, richteten sich auf dem Sande, der mit dem Blute der Ihrigen getränkt war, in die

Höhe und segneten die Jungfrau noch mit ihrem letzten, ersterbenden Blicke. Aus der zwischen Zorn und Mitleid getheilten Menge erhob sich ein verworrenes Rufen und Schreien; die Vestalinnen hatten das Gesicht verhüllt, riefen ihre Göttin an und vergossen Thränen über das Schicksal ihrer Schwester. Der Präfect der Tierkampf-Spiele aber begab sich in die Loge des Kaisers, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Domitian sagte nach kurzem Besinnen: „Da die Vestalin Sylvia sich zu den Feinden des Reichs gesellt und die Götter verunehrt und beleidigt, so mag sie das Loß der Gottlosen teilen. Lasset die Bestien los!“

Sylvia kniete noch immer an der Seite des Greises, von dessen Rede sie jedes Wort im Herzen bewegte. „Meine Tochter“, sprach derselbe zu ihr, „man läßt die Tiere wieder los. Dienerin Jesu Christi, du wirst jetzt den Preis deines Glaubens empfangen; o Jungfrau, oben im Himmel erwarten dich alle Jungfrauen mit Kronen und Siegespalmen.“ — „O, mein Vater! in meiner Seele ist Friede und Hoffnung. Möge der wahre Gott sich allen denen offenbaren, die ich auf Erden am meisten liebe!“

Da stürzte sich ein Löwe auf die junge Christin; der Greis sah sie an seiner Seite zu Boden gerissen und mit den Purpurströmen ihres Blutes die fromme Seele enteilen. Er breitete seine Hände aus über die gläubige Jungfrau und rief: „Sei getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Sie vernahm noch diese Worte, lächelte und flüsterte mit dahin schwindender Stimme: „Wahrer Gott, ich liebe dich und glaube an dich!“ Es war ihre letzte Rede, denn die Tazze war schon emporgehoben, die ihre Brust zerriß.

Frei begrüßt, Kaiser, die Sterbenden grüßen Dich!

(Ave Caesar, morituri te salutant.)

„Heil Cäsar, dir! Dich grüßen, die da sterben!“
So ruft der Gladiatoren rauher Chor;
Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich färben,
Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

Im weiten Rund mit vollgedrängten Sitzen
Dürmt sich der Circus auf ins Himmelssblau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Wägen,
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der ersehnten Schau.

Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterpiel,
Der Jagende stirbt unter Hohn gelächter
Doch Beifallsdonner lohnt den schönsten Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

Entmenschetes Rom! Zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt mit schmelzenden Akkorden
Die Zither sich zur nächt'gen Feuersbrunst. —

Doch sieh, was führt man heut für Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Böbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perfer heut erkoren,
Nicht blonde Jünglinge am Rhein geboren;
Heut ist's ein ungewohnter Fechterchor.

Sind hier nicht Greise, die zum Kampf sich rüsten?
Nicht Mägdelein hold, ihr Haupt in Scham gesenkt?
Nicht Frauen mit dem Säugling an den Brüsten?
Merk auf, o Rom, heut sterben deine Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel schenkt.

Still zieh'n sie ein im wallenden Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priesterschar:
Sie steh'n im Mund, nun fallen ihre Bande!
Sie knien nieder in des Circus Sande,
Ihr Psalm ertönt fremd und wunderbar.

Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,
Der in die Hand sein finstres Haupt dort stützt,
Nein, einen, der umjauchzt von Harfentönen
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

„Heil, Christe, dir! Dich grüßen die da sterben!
Kurz ist der Kampf und ewig ist der Lohn,
O selig, wer um deine Krone werben,
O selig, wer dein himmlisch Reich' kann erben,
Nimm unsre Seelen auf, du Gottessohn!“

Sie schaun sich um und schauen mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt,
Nicht jener, der mit mordgewohnten Blicken
Im weiten Circus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt.

Nein, Engel sind's, die sich herniederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller Kranz,
Mit Kronen winden sie, mit Palmenzweigen,
Kopf drängt an Kopf und Reigen sich an Reigen,
Wis er verschwebt im goldnen Himmelsglanz. —

Numid'scher Leu, nun schüttle deine Mähne,
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein Zorn,
Spring auf, aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger wege deine Zähne,
Zermalne kecklich Christi Weizenkorn! —

Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Thoren,
Doch zwanzig derer, die sie sterben sah'n,
Sie haben morgen schon zum Kreuz geschworen,
Aus Blut wird Christi Kirche neu geboren,
Und jeder Sturm ficht frische Flammen an.

Gerof.

4. Mathilde, Gemahlin König Heinrich I.

Das schönste Symbol der deutschen Frauen war allezeit das Symbol ihrer häuslichen Tugenden, die Spindel. Die Verwandten von Seiten der Frau nannte man spilmage, d. h. Spindelverwandte. Zu Mainz war über dem Grabe Liutgarts, der Tochter Karls des Großen, ihre silberne Spindel aufgehängt, ein sinnreiches Andenken an die fleißige Königstochter, und ein gleiches Denkmal hätte gar mancher Burgherrin, mancher Fürstin des Mittelalters errichtet werden können.

Aber auch auf höheres als auf die Sorge für die Kleiderkammer und für allerlei Bedürfnisse des Hauswesens war der Sinn der deutschen Frauen des Mittelalters gerichtet und selbst die Wissenschaft fand in ihnen eifrige Pflegerinnen. Keine Zeit ist in dieser Zeit ausgezeichnete als die, in welcher die Kaiser aus dem sächsischen Hause in Deutschland regierten, und namentlich waren es die Frauen des Kaiserhauses selbst, von denen die Pflege der Wissenschaft geübt oder angeregt wurde.

Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I. hatte im Kloster zu Herford einen vortrefflichen Unterricht genossen, und aus den von ihr ausgegangenen Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde und Nordhausen verbreitete sich eine höhere Bildung über das ganze Sachsenland. — In Quedlinburg waltete als erste Abbtissin Mathilde, die hochbegabte und hochgebildete Tochter Otto I. — Von der Kaiserin Adelheid wird erzählt, daß sie ihrem Gemahl oft aus Schwierigkeiten, die ihm die lateinische Sprache verursachte, geholfen habe. — Durch Theophano, der Kaisertochter von Byzanz, ward Antrieb zur Pflege der griechischen Sprache geboten, und nie hat ein Fürstensohn eine sorgfältigere Bildung genossen, als Otto III. unter der Leitung seiner Mutter Theophano und ihres Freundes des gelehrten Gerbert. — Von Kunigunde, der Gemahlin Heinrich II. schreibt ihr gleichzeitiger Biograph: „Sie war

ganz heimisch in den Wissenschaften und Künsten und hat ihre Nichte Uta, die spätere Lebthigin von Kaufungen selbst erzogen und in aller Weisheit, auch der weltlichen, unterrichtet.“ — Von der gelehrten Nonne, der Verfasserin christlicher Schauspiele und historischer Gedichte Roswitha wird ein besonderer Abschnitt handeln. Jetzt wollen wir etwas näher das Leben und Wirken Mathildens, der Gemahlin Heinrich I. betrachten, denn sie, die Stammnutter des großen Königsgeschlechts der Ottonen, war eine Frau, die für das deutsche Kulturleben, vor allem für die Bildung und Hebung des deutschen Frauengeschlechts Großes gethan hat.

Mathilde war nicht die erste Gemahlin Heinrichs. Dieser hatte sich schon im Jahre 904 mit Hatburg, der Tochter eines thüringischen Grafen vermählt. Nun war aber Hatburg in ihrer Jugend für das Kloster bestimmt gewesen, und da sie sehr reich war, so willigte die Geistlichkeit nicht in die Vermählung, denn hier war eine große Erbschaft zu erhoffen, und der Bischof von Halberstadt trennte die Ehe wieder, Hatburg mußte ins Kloster zurückkehren und Heinrich trauerte tief um die geliebte Gattin, welche die allmächtige Kirche ihm geraubt hatte.

Lange darnach und nur auf wiederholtes Bitten seines greisen Vaters entschloß er sich zu einer zweiten Heirat. Mathilde, eine Tochter des Grafen Theoderichs im Westfalenland aus dem Geschlechte des Sachsenherzogs Wittekind nahm er zur Gemahlin.

Heinrich war nach des Vaters Tode Herzog zu Sachsen und nach dem Tode König Konrad I. sogar zum König der Deutschen gewählt. Raub und kriegerisch war seine Lebensbahn, von außen wie von innen drohten mächtige Feinde. Wenn aber außer den Erfolgen, die er hatte, und außer dem Glücke, das seine aufopfernde Thätigkeit für Reich und Volk krönte, so war es der Besitz seines treuen, frommen Weibes, das an seinem Wirken eifrig Anteil nahm und in ihrem eigenen Kreise wohlthätig wirkte nach allen Seiten hin. Ihr frommer Sinn und der Trieb, ihren Mitmenschen sich mildthätig zu erweisen, blieben ihr auch dann noch eigen, als sie die Mauern des Klosters verlassen, als sie mit ihrem Gatten zu den höchsten menschlichen Ehrenstufen emporgestiegen war und mit ihm den Thron theilte. Der Mönch Widukind von Corvey rühmt von ihr: „Wenn wir zum Lobe dieser vortrefflichen Frau etwas zu sagen wünschen, so fühlen wir uns zu schwach, ihre Tugenden nach Verdienst würdig zu preisen. Sobald sie am Morgen den Herrn im Gebete angerufen, besucht sie die Kranken und Schwachen, von denen ihr Kunde geworden und reicht ihnen dar, was nötig ist. Dann gedenkt sie der Armen. Niemand entläßt sie ohne freundliche Ansprache, jedem bietet sie Geschenke und Unterstützung, wie er es bedarf. Oft erquickt sie Wanderer, welche sie draußen vor dem Thor erblickt, und obgleich sie sehr

demüthig solche Werke Tag und Nacht übte, vergiebt sie doch dabei der königlichen Würde nichts. Sie ist überall der Klagenden Trösterin, und sitzt doch wie eine Königin unter dem Volke.“

Wie außerordentlich alücklich dieses Ehepaar zusammenlebte, beweisen die uns überlieferten Abschiedsworte des Königs, die er kurz vor seinem Ende an seine Gemahlin richtete: „Treue, geliebte Gattin“, so sprach der König, „ich danke Gott, daß du mich überlebst, denn ein treueres besseres Weib hat wohl niemand gehabt als ich. Habe Dank, daß du mich so oft und so unermüdet besänftigtest, wenn mich der Zorn übermannte. Habe Dank für jeden guten Rat. Oft hast du mich vom Unrechten zum Rechten hingeleitet, zum Schutze der Unterdrückten mich ermahnt. Möge sich der allmächtige Gott samt aller Heiligen über dich, über unsere Kinder und meine arme scheidende Seele erbarmen.“

Königin Mathilde untermieß die ihr persönlich Untergebenen nicht nur im Gebrauche der Nadel und Scheere und der Anfertigung kunstvoller Handarbeiten, sondern auch im Lesen des Psalters. Vor allen aber waren es die zahlreichen Klostergründungen der Königin, von denen über das Sachsenland ein reicher Strom höherer geistiger Bildung sich ergoß. Alle diese Klöster waren nicht etwa Stätten müßiger Ruhe, und mühelosen Genießens, sondern Pflanzstätten eines frommen christlichen Lebens, Pflegestätten einer vor allem auf das Heilige gerichteten Bildung, durch welche der vorzugsweise auf das Noth-Sinnliche gerichtete Charakter jener Zeit immer mehr gemildert und gesänftigt wurde.

Wenn die Königin ein Kloster besuchte, so war gewöhnlich ihr erster Gang nach der Klosterschule, wo sie sich selbst überzeugen wollte von den Fortschritten, welche die Schülerinnen gemacht hatten.

Die reichen Geschenke, welche die Königin-Witwe den Kirchen und Klöstern, wie nicht minder allen, die sich ihr bittend nahten, zufließen ließ, erregten jedoch die Unzufriedenheit ihrer Söhne Otto und Heinrich. Ja, es wird sogar erzählt, man habe die Königin in Verdacht gehabt, daß sie königliches Gut heimlich an sich behalten habe und König Otto habe daher solches Gut von ihr zurückgefordert und ihr bei ihren Gängen zu den Armen auflauern lassen. Tiefgekränkt zog sich die Mutter nach ihrer Heimat Westfalen zurück und lebte dort im Kreise ihrer Verwandten auch ferner den Werken des Wohlthuns.

Die Söhne sahen bald ihr Unrecht ein, und namentlich war es Ottos erste Gemahlin, die fromme und milde Editha, welche ihrem Gatten vorhielt, wie unrecht er der guten Mutter gethan habe. Da sandte Otto einige Bischöfe und Herren nach Westfalen, erbot sich, das Unrecht wieder gut zu machen und ließ die Mutter bitten, zurückzukommen. Die Mutter vergab und kehrte zurück nach dem Osten des Sachsen-

landes. Otto und Editha eilten der Mutter entgegen, und der König bat fußfällig um Verzeihung.

Größeren Schmerz als jener Argwohn bereitete der Mutter die Zwietracht der Söhne, die bald nach dem Tode des Vaters ausbrach. Heinrich, der zweitgeborene Sohn Mathildens, beneidete seinen älteren Bruder um die Königswürde. Seine Ansprüche gründete er darauf, daß er geboren sei, als sein Vater schon König gewesen, während Otto geboren wurde, als der Vater noch Herzog war. Wiederholt hatte sich Heinrich im Bunde mit verschiedenen unzufriedenen Großen des Reiches gegen seinen Bruder empört, und die Mutter hätte es vielleicht auch nicht ungern gesehen, wenn er gesiegt hätte, denn Heinrich war ihr Liebling und wurde von der Mutter bevorzugt. Doch Otto behielt die Oberhand, und da Heinrich trennlos den Frieden gebrochen, so sollte sein Haupt durch den Henker fallen. Da veranstaltete die Mutter, daß Heinrich als Pilger verkleidet am Weihnachtsfeste 941 im Dome zu Frankfurt vor seinem Bruder knieend um Verzeihung bat. Otto verzieh dem von ihm nicht Erkannten und hielt sein Wort, auch als sich Heinrich zu erkennen gab. Ja er belieh ihn später mit der erledigten Herzogswürde von Bayern, und Heinrich wußte dem Bruder das bewiesene Vertrauen zu lohnen.

Im Jahre 955 starb jedoch Heinrich, noch in der Blüte der Jahre; und Mathilde hat sich von diesem Schlage nie wieder vollständig erholt, sie trug fortan nur Trauerkleider und mied alle weltliche Lust. Ihr Leben ging noch mehr als früher in geistlichen Übungen und in Werken der Barmherzigkeit auf.

Der einzige Lichtblick noch in ihren letzten Lebensjahren war die Krönung ihres Sohnes Otto zu Rom als deutschen Kaiser (962). — Als Mathilde fühlte, daß ihr letztes Stündlein nicht mehr fern sein würde, zog sie von Nordhausen nach Quedlinburg, nach der Ruhestätte ihres Gemahls. Ihr Enkel Wilhelm, der älteste Sohn Ottos, welcher Erzbischof in Mainz war, eilte auf die Nachricht von der bedenklichen Erkrankung Mathildens herbei. Ihm beichtete die Königin und ließ sich von ihm das Mahl des Herrn reichen. Auf seiner Rückreise erzielte den Erzbischof Wilhelm, welcher von einer Sterbenden kam, ganz unerwartet selbst der Tod. Lange zögerte man, der sterbenden Königin die Trauerbotschaft zu vermelden, doch aus den bestürzten Mienen ihrer Umgebung ahnte sie das Unglück und endlich erzählte man ihr, was geschehen war. Gatte, Sohn und Enkel waren ihr vorausgegangen. Noch in derselben Woche ging auch sie zur ewigen Ruhe und in der St. Servatiuskirche zu Quedlinburg wurde sie an der Seite ihres Gemahls beigesetzt, woselbst die Grabmäler noch heute gezeigt werden. Das Andenken der frommen, milden Königin aber lebt gleich dem ihres Gatten, des Städteerbauers und Sonnenbezwingers, fort bei der Mit- und Nachwelt.

5. Hadwig, Herzogin von Schwaben.

Des deutschen Kaisers Otto I. Bruder Heinrich, Herzog von Bayern, hatte außer zwei Söhnen auch zwei Töchter, welche sich beide durch ihre bedeutende wissenschaftliche Bildung auszeichneten. Die ältere derselben war Gerberga die spätere Äbtissin des Klosters Gandersheim (S. 24). Die jüngere Tochter hieß Hadwig, und von ihr rühmen die Geschichtsschreiber, daß sie die Eigenschaften ihrer Eltern, die Thatkraft des Vaters und die Schönheit und Klugheit der Mutter, einer Tochter des Herzogs Arnulf von Bayern, in sich vereinigt habe. Die Erziehung, welche die Eltern ihren Töchtern angediehen ließen, war eine höchst sorgfältige, und so lag es nahe, daß der Ruf besonders von Hadwigs Schönheit und Klugheit bald in weite Kreise, selbst bis nach Konstantinopel drang. Dort bestimmte man sie sogar zur Braut des Kaisersohnes. Die Eltern Hadwigs gaben hierzu ihre Einwilligung, und bei der weiteren Ausbildung der Jungfrau wurde auf die künftige Stellung am griechischen Kaiserhofe schon insofern Rücksicht genommen, als sie durch Lehrer aus Konstantinopel, die ihr der Bräutigam schickte, im Griechischen unterrichtet wurde. Hadwig hatte jedoch eine Abneigung gegen den ihr als weiblich geschilderten Verlobten, und als sie für ihn gemalt werden sollte, verzog sie absichtlich das Gesicht. Die Heirat zerschlug sich infolge dieser Abneigung. Der griechische Kaisersohn heiratete die Tochter eines armenischen Großen, und Hadwig gab sich mit erneutem Eifer den ihr schon seit lange über alles lieb gewordenen gelehrten Studien hin.

Da warb im Jahre 954, Hadwig war damals etwa 16 Jahre alt, der Schwabenherzog Burchard um ihre Hand. Derselbe übertrug sie zwar im Alter ganz bedeutend, er war nahezu fünfzig Jahre alt, doch Hadwig mochte als gehorsame Tochter nicht zum zweiten male dem Willen der Eltern widerstreben und willigte in diesen Ehebund.

Herzog Burchard nahm im folgenden Jahre an der Hunnenschlacht auf dem Lechfelde teil, kämpfte dann auch in Italien für Otto I. mit glücklichem Erfolge und war in Rom anwesend, als Otto I. gekrönt wurde (962). Die Anstrengungen der Feldzüge hatten aber den hohen Fünfziger so angegriffen, daß er bald starb. Die junge, kinderlose Wittve lebte auf der Burg Hohentwiel im Hegau, und wenn sie schon während der Abwesenheit und während der Krankheit ihres Gemahls die Regierung im Herzogtum Schwaben mit kräftiger Hand geleitet hatte, so that sie dies nun auch nach seinem Tode. Freilich sollte sich die Erbin der Herzogsgewalt nicht lange ihrer Thätigkeit erfreuen, da Kaiser Otto II. seinen Neffen, den Sohn seines Bruders Ludolf mit dem Herzogtum Schwaben belehnte; nach allemannischen Gebräuchen war die Frau von der Lehnfolge ausge-

schlossen. Die Erbgüter Burchards, die sich weithin am Bodensee erstreckten, wurden jedoch der Witwe belassen, außerdem wurde ihr, gegen das Ansehen alter Gewohnheit, der Herzogstitel belassen, welcher sie zur Berwieserin einer Anzahl von Klöstern machte.

Auf Burg Hohentwiel beschäftigte sich nun Hadwig sehr viel mit den Wissenschaften; sie selbst besaß eine große Anzahl lateinischer und griechischer Schriften und ließ auch dergleichen aus den an litterarischen Schätzen so reichen Klöstern von Reichenau und St. Gallen, deren Schutzherrin sie war. Die Beschäftigung mit den Musen war ihre liebste Beschäftigung. In St. Gallen, wo man die Wissenschaft aufs eifrigste pflegte, war sie besonders gern, hielt oft Unterredungen mit den gelehrten Mönchen und war bestrebt, noch mancherlei von ihnen zu lernen. Besonderes Wohlgefallen fand sie an dem gelehrten Mönch Ekkehard, und sie bat sich beim Abt die zwar ungerne gewährte Vergünstigung aus, daß Ekkehard mit ihr nach dem Hohentwiel gehen durfte, um sie weiter zu unterrichten. Mit ihm las sie nun, doch stets in Gegenwart einer Dienerin, den Virgil. Einst brachte Ekkehard einen jungen Klosterjünger Burkhard mit sich, der von Hadwig gern Griechisch lernen wollte. Des Knaben Gewandtheit, in zierlichen lateinischen Versen zu sprechen, nahm die Herzogin für ihn ein und so unterrichtete sie ihn gern in der ihr so vertrauten griechischen Sprache. Als er später nach der Klosterschule zurückkehrte, schenkte sie ihm verschiedene wertvolle Bücher. Ekkehard ging später, von Hadwig empfohlen, an den ihr verwandten kaiserlichen Hof, wo er Kapellan und vertrauter Ratgeber Otto II. wurde. (Die Geschichte Ekkehards und Hadwigs bietet in dichterischer Ausgestaltung Viktor Scheffels Roman „Ekkehard“.)

Eines Tages, als die Frau Herzogin Langeweile empfand, beschloß sie, den Mönchen in dem weithin berühmten Benediktinerkloster St. Gallen einen Besuch in ihrer Eigenschaft als Schirmvoigt abzustatten, und schon des andern Tages fuhr sie mit ihrer Dienerin Pragebis, ihrem Kammerer Spazzo und großer Gefolgschaft im lichten Scheine des Frühmorgens über den Bodensee. Es war Mittagszeit vorüber, schweigende Ruhe lag über dem Thale. Des heiligen Benedikt Regel ordnete für diese Stunde, daß ein jeder sich still auf dem Lager halte. Nur der Wächter auf dem Thorturm — denn eine feste Ringmauer mit Turm und Thor umschloß das Ganze — stand, wie immer, treulich und aufrecht im mückendurchsummten Stüblein. Da hörte er durch den nahen Lannenwald ein Rößgetrabe; er spitzte sein Ohr nach der Richtung. Acht oder zehn Perittene! sprach er nach prüfendem Lauschen; er ließ das Fallgatter vom Thor hernieder-rasseln, zog das Brücklein, was über den Wassergraben führte, auf, langte sein Horn vom Nagel und blies dreimal hinein. Im Kloster entstand nicht geringe Bestürzung; die Herzogin beehrte Einlaß, und

der Abt des Klosters wollte ihr solchen nicht zugestehen, weil sie ein Weib war und kein Weib die Schwelle eines Mönchsklosters überschreiten durfte. Da jedoch die Herzogin sich nicht abweisen ließ, so hielt der Abt mit den Ältesten seiner Brüder eine Versammlung ab. Man war in der größten Verlegenheit und die Beratung war stürmisch; hier die Einlaß begehrende Vorgesetzte, dort die strenge Ordensregel. Endlich nahm ein jüngerer Ordensbruder das Wort und sprach: „Die Herzogin von Schwaben ist des Klosters Schirmvoigt und gilt in solcher Eigenschaft als wie ein Mann. Und wenn in unserer Satzung streng verboten ist, daß kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setze: man kann sie ja darüber tragen.“ Da heiterten sich die Stirnen der Alten, als wäre jedem ein Stein vom Herzen gefallen, beifällig nickten die Kapuzen und der Abt sprach: „Fürwahr, oftmals offenbart der Herr einem Jüngeren das Dienstliche. Lieber Bruder, Ihr seid sanft wie eine Taube und klug wie eine Schlange, so sollt Ihr des Rates Vollstrecker sein.“ Und so geschah es: der junge Mönch ergriff mit starken Armen die Herzogin und fröhlich schritt er unter seiner Bürde über die Schwelle, die kein Frauenfuß berühren durfte, der Abt ihm zur Seite, Kämmerer und Dienstmann folgten, hoch schwangen die dienenden Knaben ihre Weihrauchfässer, und die Mönche wandelten in gedoppelter Reihe, wie sie gekommen, hinterdrein, die letzten Strophen ihres Lobliedes singend.

Im Kloster gange angekommen, setzte der junge Mönch seine Bürde mit schüchternem Anstande ab; zwei Brüder brachten eine Truhe herbei, darein griff der Abt, zog eine funkelneue Kutte herfür und sprach: „So ernenne ich denn unseres Klosters erlauchten Schirmvoigt zum Mitglied und zugeschriebenen Bruder und schmücke ihn dessen zum Zeugnis mit des Ordens Gewandung.“ Frau Hadwig fügte sich und warf das ungewohnte Kleidungsstück um. Bald prangten auch die Gefolgs männer im Schmucke des Ordenskledes.

Die Herzogin wandte sich zunächst nach der Kirche und verrichtete am Grabe des St. Gallus ihre Andacht; dann nahm sie den Kirchenschatz in Augenschein und hierauf gieng in den Klostergarten. Es war ein großer Gemüse- und ein Obstgarten. Auf einem Apfelbaume saß ein dienender Klosterbruder, pflückte Äpfel und sammelte sie in Körbe. Jetzt ertönte es wie Gesang zarter Kinderstimmen in des Gartens Niederung: die Böglinge der inneren Knabenschule kamen heran, der Herzogin ihre Huldigungen zu bringen; blutjunge Bürschlein, trugen sie bereits die Kutte und die Tonfur außs elfjährige Haupt geschoren. Wie sie nun im feierlichen Zuge vorübergingen, die rotbäckigen Äbtlein der Zukunft, geführt von ihren Lehrern, den Blick zur Erde niederschlagend, und wie sie so ernst und langsam ihre Hymnen sangen, da stieß mit starkem Fuß Frau Hadwig den nahestehenden Korb um, daß die Äpfel lustig unter den Zug

der Schüler rollten. Aber unbeirrt zogen sie ihres Weges; nur der Kleinsten einer wollte sich bücken nach der lockenden Frucht, doch streng hielt ihn sein Nebenmännlein im Gürtel. Wohlgefällig sah der Abt die Haltung des jungen Volkes und sprach: „Disziplin unterscheidet den Menschen vom Tiere!“ — Nun ging es zur äußeren Klosterschule, wo zumeist vornehmer Laien Söhne und diejenigen erzogen wurden, die sich weltgeistlichem Stande widmen wollten. Man trieb griechische Übersetzungen. Nach einer Weile aber begann es sich zu regen in den Schulbänken, es summt und brummt wie ferne Sturmglocken, zur Übersetzung kam's nicht mehr. Plötzlich stürmten sie auf die Herzogin ein, rissen sie von des Abtes und ihres Kämmerers Seite und umzingelten sie. „Gefangen! gefangen!“ schrie die holde Jugend und begann sich mit den Schulbänken zu verschanzen. „Gefangen! Wir haben die Herzogin von Schwaben gefangen. Was soll ihr Lösegeld sein?“ — „Was soll das alles, ihr schlimmen Knaben?“ fragte die Herzogin lächelnd. Da trat einer der Anführer vor, beugte seine Knie und sprach demütig: „Wer als Fremder kommt, ist ohne Schutz und Friede, und friedlose Leute hält man gefangen, bis sie sich der Unfreiheit lösen.“

„Lernt ihr das auch aus euren griechischen Büchern?“

„Nein, Herrin, das ist deutscher Brauch.“ „So will ich mich denn auslösen,“ lachte Frau Hadwig, „was heißt ihr denn für ein Lösegeld?“ — „Der Bischof Salomo von Konstanz war auch unser Gefangener,“ sprach der Schüler, „der hat uns drei weitere Ferientage erwirkt im Jahre und eine Erquickung von Fleisch und Brot, und hat's in seinem Testament verbrieft und angewiesen.“

„O nimmersatte Jugend!“ sprach die Herzogin, „so muß ich's zum mindesten dem Bischof gleichthun. Habt ihr schon Felchen*) aus dem Bodensee verspeist?“ „Nein!“ riefen die Jungen. „So sollt ihr jährlich sechs Felchen zum Andenken an mich erhalten. Der Fisch ist gut für junge Schnäbel.“ — „Gebt Ihr's mit Brief und Siegel?“ — „Wenn's sein muß!“ — „Langes Leben der Frau Herzogin in Schwaben! Heil ihr!“ rief's von allen Seiten. „Heil, sie ist frei!“ — Die Schulbänke wurden in Ordnung gestellt, der Ausgang gelichtet, springend und jubelnd geleiteten sie die Gefangene zurück. Im Hintergrund flogen die Pergamentblätter als Freudenzeichen in die Höhe.

Wie die Herzogin mit dem Abte den Hörsaal verlassen, sprach dieser: „Es erübrigt nun noch, Euch des Klosters Bücherei zu zeigen, die Arzneikammer lernbegieriger Schüler, das Zeughaus für die Waffen des Wissens.“ Aber die Herzogin war ermüdet, sie dankte. An der Geißelkammer vorüber gingen sie nach den Gemächern des Abtes, um die Schenkung an die Schulknaben urkundlich zu machen.

*) Alpenseefische, auch Necken genannt.

In den verschiedenen Zellen des Klosters aber herrschte mannigfache Thätigkeit, der eine saß mit Nadel und Zwirn bewaffnet auf dem Schragen und besserte sein Gewand aus, ein anderer ordnete das Kopfhaar und brachte die etwas überwachsene tonsur wieder zu strahlendem Glanze, und ein dritter ging mit gerunzelter Stirn in seiner Zelle auf und nieder, er hatte sich vorgenommen, in frei erfonnener Rede des hohen Gastes Ruhm zu preisen. Kein einziger Bewohner des Stifts war unberührt vom Eindrücke des vornehmen Besuches geblieben. Auch die weltabgeschiedensten Seelen fühlten, daß einer Frau Huldbigung gebührt.

Jetzt läutete das Glöcklein, dessen Ton auch von den frömmsten Brüdern noch keiner unwillig gehört, der Ruf zur Abendmahlzeit. Der Abt geleitete die Herzogin ins Refektorium. Das Amt des Vorlesers vor dem Ambiß stand in dieser Woche bei dem Pförtner, er hatte der Herzogin zu Ehren den 44. Psalm erkoren. Darauf begann die Mahlzeit. Der Küchenmeister, wohl wissend, wie bei Ankunft fremder Gäste Erweiterung der schmalen Klosterkost gestattet sei, hatte es nicht beim üblichen Mus von Hülsenfrüchten bemenden lassen. Wohl erschien zuerst ein dampfender Hirsebrei, auf daß, wer gewissenhaft bei der Regel bleiben wollte, sich daran sättige; aber Schüssel auf Schüssel folgte, bei mächtigem Hirschiemer fehlte der Bärensinken nicht, sogar der Wiber am oberen Fischteich hatte sein Leben lassen müssen. Fasanen, Rebhühner, Turteltauben und des Vogelherdes kleinere Ausbeute folgten; der Fische aber war eine unendliche Auswahl, so daß schließlich ein jedes Getier, rasendes, fliegendes, schwimmendes und kriechendes auf der Klostertafel seine Vertretung fand. Der Nachtsch brachte Pfirsiche, Melonen und trockene Feigen. Hierauf wurde — so wollte es des Ordens Regel — zur Erbauung der Gemüther wieder ein Abschnitt aus der Bibel oder aus dem Leben der heiligen Väter vorgelesen. — Zum Schlusse brachten sie verschiedene einfache Instrumente und musizierten. Die Herzogin aber meinte: „Es ist Zeit, schlafen zu gehen!“ und ging mit ihrem Gefolge nach dem Schulhause hinüber, wo ihr Nachtlager sein sollte.

Früh morgens aber saß die Herzogin schon samt ihren Leuten im Sattel, um heimzureiten — und bald darauf lag das Kloster in stiller, behaglicher Ruhe.

6. Roswitha, die gelehrte Nonne.

Die reiche Bildungsfaat, welche zur Zeit der Ottonen über das deutsche Volk ausgestreut wurde, trug reife Frucht, und namentlich wuchs die Zahl der Frauenklöster in überraschender Weise. Überall suchten sich erlauchte Geschlechter durch Stiftung von Klöstern

oder weltlichen Chorfrauenstiften um den Himmel verdient zu machen. Das Weltgerümmel einer kriegerischen, rohen Zeit trieb viele Glieder gerade der hohen und höchsten Familien nach den stillen Zufluchtsörtern der Frömmigkeit und Bildung. Sie sahen diese Stätten mehr und mehr als die besten und ruhigsten Wittwenstube an und stifteten solche meistens in dieser Mitabsicht. Sie waren schon darum die glücklichsten und nützlichsten Einrichtungen ihrer Zeit. „Die Töchter aber, welche darin unter der mütterlichen Aufsicht einer solchen vornehmen Wittwe erzogen wurden, befanden sich“, wie Mäßer sagt, „an einer Art von Hofe und zugleich in der Schule einer wahren Frömmigkeit und Tugend, dergleichen außerhalb der Klöster damals gewiß nicht anzutreffen war.“

Eine der ältesten Gründungen christlicher Gesittung im Gebiete des Sachsenstammes, der so lange gegen das Christentum sich gewehrt hatte, um dann um so inniger sich ihm hinzugeben, ist das Benediktinerinnenkloster Gandersheim bei Goslar. Der Stammvater des sächsischen Kaisergeschlechts, Herzog Ludolf hatte dasselbe mit seiner Gemahlin Uta gegründet und deren drei Töchter Hadunarb, Gerberga und Christina waren nach einander die ersten Abtissinnen des Klosters. Seit der Zeit blieb das Kloster ein Familienstift des sächsischen Fürstengeschlechts. Nachdem zwei Abtissinnen aus nicht fürstlichem Geschlecht dem Kloster vorgestanden hatten, trat im Jahre 959 wieder eine Fürstentochter in das Amt der Abtissin ein, es war Gerberga, die Tochter des Bayernherzogs Heinrich, des Bruders Kaiser Otto I. Wie ihre Schwester Hadwig, die auf dem Hohentwiel die Dichtungen Virgils las, war auch Gerberga durch hohe geistige Gaben ausgerüstet und unter ihrer Leitung erreichte das Kloster Gandersheim durch seine strenge Zucht, wie durch die wissenschaftliche Bildung und Thätigkeit ganz außerordentliches Ansehen und genoss weitverbreiteten Ruhm.

Das meiste zu dieser Berühmtheit trug aber die bedeutende lateinische Dichterin Roswitha bei. Ihre Werke stellte man den Waffenthaten Kaiser Otto I. als ebenbürtig zur Seite, und der Gelehrte Willibald Pirtheimer meint, wenn Sappho die zehnte der Musen sei, so sei Roswitha die elfte.

Sie kannte die römischen Dichter und beschäftigte sich viel mit den Kirchenvätern. In Grammatik, Rhetorik und Dialektik wie in Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie war sie gleich tüchtig und mancher namhafte Gelehrte der Mönchsklöster stand ihr weit nach.

Aber geradezu hervorragend sind ihre dichterischen Werke. Zunächst bearbeitete sie eine Reihe von Legenden, und Scherer sagt in seiner Literaturgeschichte „Wie Shakespeare Novellen, so bearbeitete Roswitha Legenden“. Sie schrieb ferner sechs Dramen ganz in der Form des Dichters Terentius. „Ihr Dialog ist lebhaft, nie werden Reden zu lang, nie drängt sich Frömmigkeit lästig auf, sie weiß ihre Szenen

geschickt zu bannen, findet überraschende oder spannende Wendungen und wirksame Situationen, komische und tragische Effekte“, Scherer findet sogar in Roswithas Dichtungen manche Gattungen des späteren Dramas vorgebildet.

In ihren späteren Jahren schrieb sie epische Gedichte streng historischen Inhalts. Zwei derselben sind uns noch erhalten. Das eine behandelt die Thaten Otto I. und führt bis zu dessen Kaiserkrönung im Jahre 962. Den Stoff schöpfte sie wohl zumeist aus mündlicher Überlieferung und viel mag sie in dieser Beziehung wohl von ihrer Äbtissin Gerberga gehört haben, auf deren Wunsch sie auch die Dichtung verfaßte. Als Geschichtsquelle ist das Werk von Wert, weil es aus mündlicher Erzählung manches überlieferte, was in anderen Geschichtsquellen nicht zu finden ist; für die Flucht und Verfolgung der Königin Adelheid ist es sogar die hervorragendste und ausführlichste Quelle.

Um von Roswithas Dichtung eine Probe zu geben, mag hier die bekannte Scene folgen, wie Otto und sein Bruder Heinrich am Weihnachtsfeste 941 im Dome zu Frankfurt sich wieder versöhnen. Nachdem die Dichterin geschildert, wie in Heinrichs Herzen große Betrübnis und Neue Platz gegriffen hatten, fährt sie fort:

Dennoch getraut er sich nicht, in langhindauerndem Zeitraum
Gegenüber zu treten den Blicken des Königs selber,
Sondern allein von fern aus eifrigem Drange des Herzens
Fleht' er, es werd' ihm verliehen das süße Geschenk der Verzeihung.
Aber zuletzt fürwahr von mächtiger Liebe bezwungen,
Warf er hinweg vom Gemüt urplötzlich die Furcht vor der Strafe,
Und bei nächtlichem Dunkel, gehüllt in tiefes Geheimnis,
Kam er in Eile herbei, zur Königsstadt sich begebend,
In der eben sich rüstet der fromme König, zu feiern
Demutsvoll, wie geziemt, des ewigen Königs Geburtsfest.
Und nachdem er sich hatte des köstlichen Schmuckes entkleidet,
Wählt er zum Anzug aus ein Gewand nur schlecht und geringe.
Unter den heil'gen Gefängen der hochhehrwürdigen Weihnacht,
Nackten Fußes betretend die heilige Schwelle des Domes,
Scheut' er sich nicht vor grimmigem Frost beim Toben des Winters,
Sondern er warf sich nieder am heil'gen Altar mit dem Antlitz,
Fast anschniegend den ab'ligen Leib der gefrorenen Erde.
So mit der ganzen Gewalt des schmerzlich bewegten Gemütes
Flehte der Herzog darum, der Verzeihung Geschenk zu gewinnen.
Als der König vernommen, besetzte die Liebe die Strenge,
Und des nahenden Festes, das alle verehren, gedenkend,
Bei dem Friede der Welt verkünden die Himmelsbewohner,
Ihres Königs froh, von zarter Jungfrau geboren,
Daß er liebend erlöse die Welt, schon reif zum Verderben;

Solchem Tage mithin dem Bringer des Friedens zur Ehre,
Fühlt er Erbarmen, gerührt vom Schuldbekenntnis des Bruders,
Und gönnt Liebend ihm wieder Besitz von seiner Gerechtigkeit
Nebst dem ersehnten Geschenk von seiner vollen Vergebung. *)

Das zweite historische Gedicht Roswithas handelt von der Gründung des Klosters Gandersheim, und da dieses eine Stiftung der Ludolfinger ist, so wird das Gedicht zugleich eine Quelle für die Geschichte der Vorfahren des sächsischen Königshauses. Es ist fortgeführt bis zum Tode der Äbtissin Christina und schließt also mit dem Jahre 919.

Daß Roswitha eine ihrer Zeit weit überragende Erscheinung war, ist ohne Zweifel. Wie eine Prophetin — so spricht ein neuerer Forscher — trat sie aus einem Zauberwald hervor, der sich unmittelbar hinter ihr wieder schloß.

Von ihren Lebensumständen ist uns sehr wenig bekannt, doch einem edlen Geschlechte des sächsischen Landes muß sie angehört haben, sonst hätte sie nicht in dem vornehmen Kloster Gandersheim Aufnahme gefunden. Doch mögen wir von ihrer Herkunft, von ihren persönlichen Schicksalen und von ihrem Ende noch so wenig wissen, aus ihren Schriften erblüht ihr ein viel größerer Ruhm, als auch die vornehmste Abstammung ihr zu gewähren vermöchte.

7. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Neben der Freude am Irdischen, wie sie die Gesellschaft des Mittelalters so scharf ausgeprägt und aufweist, ging andererseits ein „Fliehen der Kreatur“, eine Weltverachtung und Weltflüchtigkeit her, die den Geist nur in der Beschäftigung mit Göttlichem rein erhalten zu können meinte. Auch in Frauenkreisen des Mittelalters begegnet uns diese asketische Richtung, und wenn sie auch in diesem ihre volle Ausprägung erst im vierzehnten Jahrhundert erhielt, als die sogenannten Gottesfreunde namentlich unter den Frauen großen Anhang gewannen, als die Mystiker Eckard von der Straßburger Begine Katrei die freiwillige Armut auf sich nahm, Familie und Freunde verließ, auf Vermögen und Wohlleben verzichtete, sich der Verachtung und Verfolgung der Menschen aussetzte, so finden wir doch auch schon früher einzelne Beispiele solcher Weltentfugung unter den Frauen. Das bekannteste ist die heilige Elisabeth von Thüringen.

Elisabeth war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und schon in ihrem vierzehnten Jahre (1221) wurde sie mit dem

*) Vergl. auch das bekannte Gedicht: „Zu Queblinburg im Dome —“ von H. v. Mühlner.

zwanzigjährigen Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen vermählt. Ja, schon im Alter von vier Jahren kam Elisabeth nach der Wartburg, um Beide durch gleiche Erziehung und Bildung auf das Innigste aneinander zu fesseln. Eine ansehnliche Gesandtschaft, an deren Spitze Walther von Burgula stand, erschien deshalb vor König Andreas in Preßburg, warb um Elisabeth und erhielt Zusage. Mit reichen Geschenken, einer silbernen Wiege, silbernen Badewanne und 1000 Mark (Pfund) Silber und vielen anderen Kostbarkeiten ausgestattet, kam die vierjährige Braut auf der Wartburg an. — Auf der Wartburg war kurze Zeit vorher der Sammelplatz der deutschen Dichter und Minnesänger gewesen, denn unter dem gefangliebenden Landgrafen Hermann, dem Vater Ludwigs, und der feingebildeten und lebensfrohen Landgräfin Sophie hatte man hier den großen Wettkampf gefeiert (1206 und 1207), dessen Andenken unter dem Namen des „Sängerkrieges auf der Wartburg“ auf die Nachwelt übergegangen ist.

Elisabeth wuchs heran als holde und sittige Jungfrau mit allen Reizen des Leibes und der Seele wohl ausgestattet, früh jedoch schon einer schwärmerischen Frömmigkeit hingegeben. Die Geschichtsquellen schildern sie übereinstimmend als eine vortreffliche Gattin, als eine milde, wohlthätige Fürstin. Nach der letzteren Seite hin nahm vorzüglich das Jahr 1226, das eine große Hungernoth und Seuchen über Thüringen brachte, ihre Thätigkeit in Anspruch. Als rettender Engel erschien sie unter den Armen; sie ließ die fürstlichen Speicher öffnen und Getreide an die Armen verteilen; für hungernde Bettler ließ sie auf der Wartburg backen und gab Brot und Früchte. In großen Schwärmen umlagerten die Hungrigen und Verlassenen die Burg, von denen sie täglich an 300 speiste und zu deren Pflege sie in Eisenach zwei Hospitäler anlegen ließ. Sie verkaufte ihre Prachtgewänder, um den Armen Kleider und Schuhe anschaffen zu können; sie ging in die Hütten der Unglücklichen, half sie pflegen, wobei sie selbst die ansteckendsten Krankheiten nicht scheute.

Auf diese Zeit beziehen sich auch die sinnigen Legenden, welche von ihr erzählt werden und von denen wir zum Schlusse eine der lieblichsten in Gedichtform folgen lassen. Das Wohlthun Elisabeths wurde nämlich zur Verschwendung; ihr Gemahl ließ sie jedoch gewähren, war er doch auch ein gar frommer und mildthätiger Herr. „Laßt sie schalten wie sie will“, entgegnete der Landgraf seinen besorgten Höflingen, „wenn sie mir nur die Wartburg und die Neuenburg nicht verschenkt.“ Als sie aber einst 64000 Goldgülden (à 6 Mark) an einem einzigen Tage an Arme verteilte, wurden die Hofleute dringend vorstellig, doch Einhalt zu thun; und Ludwig, so heißt es, verbot ihr, fernerhin die Armen zu speisen, und als Elisabeth dies dennoch that, trat er ihr erzürnt entgegen. Aber der

Himmel selbst half seiner Tochter in der Not; in welcher Weise dies geschah, davon erzählt des weiteren unser Gedicht.

Elisabeth hatte zwei Töchter und einen Sohn, als ihr Gemahl im Jahre 1227 auf Friedrichs II. mißglückten ersten Kreuzzuge zu Otranto in Italien an der unter dem Kreuzheere ausgebrochenen Pest verstarb. Schwer traf die Nachricht von seinem Tode die unglückliche Frau, der aber noch mehr Unglück beschieden war. Dem Sohne Ludwigs stand nach unzweifelhaftem Rechte der Besitz Thüringens als Erbe zu. Statt nun die Vormundschaft über den sechsjährigen Neffen zu ergreifen und die Erbüter gewissenhaft zu verwalten, bemächtigte sich der Bruder des verstorbenen Landgrafen Heinrich Kasse widerrechtlich der Herrschaft und vertrieb die junge Wittwe mit ihren drei Kindern gewaltsam aus der Burg ihres Gemahls.

Elisabeth wanderte heimat- und hilflos umher, ohne Obdach und Nahrung, den Bettlern, die sie meist auch mit Almosen beschenkt hatte, zum Hohn und Spott; dennoch dankte sie Gott für die schwere Prüfung, die er ihr auferlege und ermahnte ihre Kinder zur Geduld. Ein mitleidiger Priester fand die Verlassene in einer Kirche, von Kälte und Hunger gequält; er erbarmte sich ihrer allerdings auf die Gefahr hin, den Groll des neuen Landgrafen auf sich zu laden. Bald nachher erhielt Elisabeth mit ihren Kindern Unterkunft im Schlosse Bodenstein durch den Bischof von Bamberg ihrem Oheim. Sie wollte weder nach Ungarn zurück, noch von einer zweiten Vermählung hören; sie bat aber die Ritter und Edlen, welche mit der Leiche ihres Gemahls aus Italien zurückkehrend, durch Bamberg kamen, ihrer Kinder Rechte bei dem Landgrafen Heinrich zu vertreten. Und dies geschah auch; Walther von Bargula soll folgendermaßen zu dem Landgrafen gesprochen haben: „Ei, Ihr junger Fürst, was habt Ihr gethan und wer hat Euch dazu geraten, daß Ihr Eueres Bruders Weib, eines edlen Königs Tochter, die Ihr billig hättet ehren und trösten sollen, ohne Grund aus ihren Schlössern jagtet? Wo war Euerer brüderliche Treue, als Ihr die Waisen Eures Bruders beraubtet und schändete von Euch wieset? Wie gar untugendlich lautet das Alles, wenn man davon in fremden Landen erzählt. Ihr habt übel gethan, Ihr habt Gott erzürnt, das Land Thüringen geschändet, Eueren fürstlichen Leumund geschwächt, und ich fürchte, daß die Strafe über uns Alle kommen wird, wenn Ihr Euch nicht mit der frommen Frau ausöhnt und das wieder gut macht, was Ihr ihren Kindern zu nahe gethan.“

Heinrich ging in sich, er rief die Fürstin zurück und bat sie um Verzeihung. Elisabeth vergab und kehrte zurück. Sie blieb aber, da sie diese Burg in schöneren Tagen und an der Seite eines geliebten Gatten bewohnt hatte, nicht lange und zog nach Marburg, das ihr als Wittum ausgesetzt war. Hier erbaute sie ein Krankenhaus, in welchem sie selbst in schlechter Kleidung als demüthige Wärterin den

Kranken die allerniedrigsten Dienste leistete. Ein Gesandter des Königs von Ungarn weinte laut, als er die Tochter seines Herrn in so ärmlichem Zustande fand; doch war sie nicht zu bewegen, an den ungarischen Hof zurückzukehren. Zu ihrem Beichtvater erwählte sie den Kegerrichter Konrad; dem finsternen Wesen dieses Mannes führte sie eine Neigung zur Übung im Entsagen und Selbstpeinigen, die schon vorher in dem Wesen der Landgräfin hervorgetreten war, indem sie beispielsweise ihren ersten Kirchgang nach der Taufe ihrer Kinder barfuß hielt. — Sie ließ sich von jenem Konrad mit Ruthen schlagen, daß man Wochen lang die Spuren der Mißhandlung an ihrem Körper sah; er schalt sie gleich einer Verbrecherin, was Alles sie im Andenken an Christus und seine Leiden geduldig und dankbar hinnahm.

Ihre Lebensweise rieb bald die schwachen Kräfte ihres Körpers auf; sie starb im vierundzwanzigsten Jahre ihres Lebens (1231). Noch prangt zu Marburg die Kirche, die ihren Namen trägt, noch zeigt man den schönen Sarkophag, der ihre Gebeine birgt und noch steht an ihrem Todestage (19. November) ihr Name im Kalender, denn vier Jahre später wurde sie vom Papste heilig gesprochen.

Elisabeth hatte mit dem Tode ihres Gatten, wie das nicht selten zu gehen pflegt, den Schwerpunkt ihres Lebens verloren; sie verirrte sich in unnatürliche Entsaugung. Während nun Konrad von Marburg einer solchen Lebensauffassung Maß und Richtung hätte geben sollen, bestärkte er sein Weichkind im Übermaß und schenkte sich nicht in seinem Fanatismus Elisabeth von der Erfüllung ihrer nächsten Pflichten abzuziehen. Unser Mitleid wird wachgerufen, wenn wir von den Geißelungen hören, denen sie sich unterzog, von Fasten, Entbehrungen, Entziehung des Schlafes, von folternden Kleidern u. s. w. Schrecklicher aber war, daß Elisabeth über Kasteien und Beichtgehen ihre heiligste und schönste Pflicht, der Sorge für ihre Kinder vergaß, denn sie entfernte ihren Sohn von sich, weil sie glaubte, ihn zu sehr zu lieben und dadurch von Gott abgezogen zu werden. Zu solcher Unnatur führten die Konsequenzen der damaligen Kirchenlehre. — Wenn Protestanten der Landgräfin den Namen einer Heiligen lassen, so geschieht es nicht, weil sie die Vertreterin des kirchlichen Geistes ihres Jahrhunderts war, sondern weil sie auf der Höhe ihres Lebens die christlichen Tugenden der selbstlosen Liebe und Demut auch unter schweren Mühen und Anfechtungen geübt hat.

Elisabeths Rosen.

Kennt ihr das herrliche Weib, vom Schwarm
Der Bettler umringt, mit dem Körbchen am Arm?
Elisabeth ist's, von Wartburgs Höh'n
Kommt sie, den Dürftigen beizusteh'n.

Die Edelknaben und Höflinge sah'n
Die Spende mit scheelen Augen an,
Und das landgräfliche Küchenamt
War im Geheimen darüber entflammt.

Man raunt es hämisch dem Fürsten in's Ohr
Und stellte die Sache so wichtig vor
Und so gehässig als ob dabei
Das Beste des Landes gefährdet sei.

Und Ludwig verbeut mit hartem Sinn
Soldat' Mitleid der sanften Helferin
Und ruft im Zorn: „Es ziemt sich nicht,
Daß eine Fürstin mit Bettlern spricht.“

Sie unterwirft sich dem strengen Gemahl
So lange, bis laut die Bettler im Thal
Zum Felsen herauf um Hilfe schrei'n
Da kann sie nicht länger gehorsam sein.

Sie winket verstoßen den Kammerfrauen,
Nach einigen Schüsseln sich umzuschauen,
Füllt schnell ihr Körbchen von festlichem Schmauß
Und stiehlt sich leise zum Pförtchen hinaus.

Das wird von jener genäschigen Schar
Der Edelknaben einer gewahr,
Läuft schadenfroh zum Gebieter hin
Und verräth die fürstliche Geberin.

Wie Ludwig nun auf die Brücke trat,
Den Hut verschob, sich räuspert' und that,
Als schau' er behaglich das Thal entlang,
Da wurde der armen Elisabeth bang.

Sie hört des Gemahles klirrenden Sporn,
Sein Auge entflammt wilder Zorn,
Sie weiß vor Angst nicht, wie ihr gescheh'n
Und bebt und vermag nicht weiter zu geh'n.

Und wie sie, unter die Schürze gewandt,
Das Körbchen verbirgt mit zitternder Hand,
Hat sie der Landgraf eben entdeckt
Und ruft voll Wut: „Was hast du verdeckt?“

Bekenne mir, Weib, gewiß ist es Brot
Für Bettler, die ich zu füttern verbot!“
Sie senkt das Antlitz errötet und sprach:
„'s sind Rosen, die ich im Burgzwinger brach.“

„Laßt' seh'n,“ versetzte der Eherr, und keck
Reißt er vom Körbchen die Schürze weg;
Indeß ihre Heiligen im stillen Gebet
Die Fürstin bekommen um Hilfe fleht.

Und seht, o Wunder! es blüht ein Strauß
Von roten und weißen Rosen heraus,
Der Landgraf erstaunt, verlegt vom Dorn,
Und Milde verjagt den gebieterischen Zorn.

Er steckt ein Röschchen auf seinen Hut
Und ruft: „O Lisbeth, bleib mir gut!
Du bist so unschuldig, edel und rein
Kein Engel des Himmels kaum frömmere sein!“

Drauf küßt er den Engel mit Innigkeit
Und giebt den Höflingen diesen Bescheid:
„Wer je meine Lisbeth wieder verklagt,
Der hüß' es im Kerker, wo nimmer es tagt!“

Elisabeth aber, nun wieder fern
Vom Falkenblick des Egeherrn,
Begiebt sich freudig den Felsenhang
Hinunter und folgt ihrem Herzensdrang.

Und als die Milde, die Gott vertraut,
Mit frommem Aug' in ihr Körbchen schaut
Da ist es vom Dufte der Rosen umhüllt,
Bis zum Rande mit köstlichen Speisen gefüllt.

Gerhard.

8. Die Jungfrau von Orleans.

Die im Nachstehenden behandelte Begebenheit führt uns nach dem Nachbarlande Frankreich. Das französische Reich ist aus dem fränkischen infolge der Teilung desselben im Vertrage zu Verdun (843) entstanden. Der erste Herrscher des französischen Reiches war Karl der Kahle. Auf ihn folgte mit Hugo Capet das Haus der Capetinger und später eine Seitenlinie desselben das Haus Valois auf den Thron. Frankreich war aber dazumal noch kein einheitlicher Staat, verschiedene Parteien beunruhigten dasselbe fortgesetzt, am meisten befehdeten sich die orleanische und die burgundische Partei und letztere rief zu ihrer Hilfe die Engländer ins Land, und die letzteren kamen sehr gern, um aus dieser Verwirrung Nutzen zu ziehen. Gerade von diesen wurde der König Karl VII. aus dem Hause Orleans auf das härteste bedrängt und er war nahe daran,

seine Herrschaft zu verlieren, der Augenblick schien nicht fern, wo man die französische Besatzung durch Hungersnot gezwungen, sich ergeben zu müssen. Der König war in einer ganz verzweifeltsten Lage; nur ein Wunder schien ihn retten zu können, und ein Wunder hat ihn gerettet. Im Augenblicke des höchsten Elends, wo alle menschliche Hilfe erschöpft schien, trat ein sonderbares Ereignis ein, welches dem bedrängten Könige, dem verzagten Heere und dem niedergebeugten französischen Volke Erlösung bringen sollte: die Jungfrau von Orleans erschien, um Frankreich von Schmach und Elend zu retten.

Am oberen Laufe der Maas, an der Grenze von Lothringen und der Champagne liegt zwischen grünen Matten und walddumkränzten Hügeln das Dörfchen Domremi. Hier wurde am Dreikönigstage des Jahres 1412 in einem ärmlichen Bauernhause dem Bauer Thibaut d'Arc eine Tochter Johanna d'Arc geboren. Vor allen Mädchen im Dorfe zeichnete sie sich durch ihren kühnen männlichen Sinn aus und nahm den wärmsten Anteil an den damaligen kriegerischen Vorgängen Frankreichs. Zwischen dem elterlichen Hause und einer maligen Anhöhe stand eine uralte Buche, neben welcher ein klarer Quell aus dem Boden hervorsprudelte. Beide, der einsame Baum wie das silberhelle Wasser waren im Glauben des Volkes geheiligte Orte. Man glaubte, wohlgeimnte Feen hätten dort ihren Wohnsitz; und seit unvorordentlichen Zeiten suchten Fieberkranke in dem reinen Quellwasser Heilung. Hier hütete die heranwachsende Johanna, die an allen Geschäften des elterlichen Hauses teilnahm, des öfteren die Schafe ihres Vaters. Da saß sie nun so manches mal bei ihrer Heerde unter jener Buche in tiefes Nachdenken versunken über die kriegerischen Vorgänge in ihrem Vaterlande. Es blutete ihr das Herz, wenn sie von der Gefahr des Königs, von der Not des Vaterlandes hörte und wenn die Landleute in banger Sorge davon redeten, welches traurigem Schicksale Frankreich unter dem Joch der Fremdherrschaft entgegengehe. Und wenn sie sich so lebhaft in diesen Zustand versetzte — Johanna mochte damals etwa fünfzehn Jahre zählen — so war es ihr, als ob sie in den Zweigen des geweihten Baumes Seufzen und Weinen und in dem Murmeln der Quelle heilige Stimmen vernehme. In ihrer starken Einbildungskraft sah sie einst ein helles Licht von jenem Baume herabstrahlen und himmlische Boten hörte sie zu sich sprechen; sie alle forderten sie zur rettenden That auf; sie glaubte den Ruf zu vernehmen: „Geh zum König, errette ihn von seinen Feinden und führe ihn zur feierlichen Krönung nach Rheims, der alten Krönungsstätte der französischen Herrscher.“ Ihre Gedanken und Träume wurden ihr zu göttlichen Offenbarungen. Ihre Eltern ängstigten sich ihretwegen und suchten sie von der Erfüllung ihres Vorhabens abzuhalten. Manche verlachten sie auch.

Als aber nach fast zwei Jahren abermals eine feindliche Kriegerschar die Gegend mit Raub und Verwüstung heimsuchte und die Bewohner von Domremi sich flüchten mußten, während ihre heimatlichen Hütten der Zerstörung anheimfielen, da hatte die Jungfrau keine Ruhe mehr. Sie nahm Abschied von ihren bekümmerten Eltern, bat dieselben um Verzeihung und machte sich in der Tracht eines Kriegsmannes auf, ging zum Befehlshaber der nächsten Stadt und teilte ihm die göttliche Botschaft mit (1429). Dieser verachtete sie anfangs, wurde aber durch ihre unschütterliche Festigkeit besiegt und beschloß, sie zum Könige geleiten zu lassen. Anfänglich stuzte der König über die seltsame Jungfrau; er stellte sie vielfach auf die Probe, um sich zu überzeugen, ob sie nicht eine Betrügerin oder Zauberin sei, aber sie bestand in allen Stücken die Prüfung; er erkannte, daß sie ihm der Höchste selbst zur Rettung geschickt habe. Karl ließ ihr daher eine mit goldenen Sternen geschmückte Rüstung von Eisenblech anlegen, ein Pferd zuführen und eine mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau und goldenen Litien versehene Fahne überreichen. Ein Schwert, welches man nach ihrer Angabe in der Kirche eines nahegelegenen Ortes vorfand, war ihre Waffe. Das französische Volk staunte sie voll Begeisterung an und das Heer empfing sie mit Jubel; es fühlte plötzlich neuen Mut in sich und brannte vor Begierde, ihr in den Kampf zu folgen. Unverzagt und kaltblütig mitten im Gefecht, war sie von Natur doch sanft und zog ihr Schwert nur in der äußersten Not. Zweimal verwundet stand sie nach kurzem Gebet wieder auf, um mit ungeschwächtem Mute ihren Platz von Neuem einzunehmen. Wohin sie ihre Schritte lenkte, begleitete sie der Sieg. Sie mischte sich in das tiefste Kampfgewühl, gab nützlichen Rat, ermahnte die Streiter zum Aussharren, führte die Wankenden und Weichenden wieder vorwärts, sprach ihnen Mut und Gottvertrauen ein, sorgte für die Verwundeten und Kranken. In allem, was Johanna that, gab sich ihr Glaube an ihre göttliche Sendung kund. Diese Zuversicht flößte den Franzosen Mut und Selbstvertrauen, den Engländern aber Furcht und Schrecken ein. Nichts war ihr in ihrem Verufe zu schwer; oft brachte sie ganze Tage zu Pferde und ganze Nächte in der Rüstung zu und schien dabei kaum der Nahrung zu bedürfen. Ihr Heldennut war mit frommer Andacht und großer Bescheidenheit vereinigt. Bei dem Heere hielt sie streng auf Zucht und gute Sitte; auf den Kriegszügen besuchte sie so viel als möglich die Kirchen und hielt auch die Felbherrn zur Teilnahme an Gottesdienste an.

Nach wiederholten Siegen brach Johanna nach Rheims auf und führte den König in glänzendem Zuge vierzig Meilen weit zur Krönung; die im Dome zu Rheims mit aller Pracht stattfand. Der König erhob Johanna in den Adelstand und verlieh ihr den Namen Fräulein von der Litte. Sehnsüchtig wünschte jetzt die Gefeierte in den Kreis der

Ihrißen zurückkehren zu dürfen; sie hielt ihre Aufgabe für erfüllt; doch man berebete sie, zu bleiben, bis das Reich von den Feinden völlig gesäubert wäre. Zu ihrem Verderben gab sie nach. Wie überall, so fehlte es auch am Hofe des Königs nicht an solchen, welche Johanna um ihren Ruhm beneideten und ihren Kriegsplänen entgegentraten; und an dem schwachen Könige fand sie keine wirksame Stütze. Ein Angriff auf Paris, der schon halb geglückt war, wurde durch die Mutlosigkeit des Königs, welcher den Rückzug befahl, vereitelt. Es ist daher naheliegend, daß ihr Herz nicht mehr so freudig wie sonst bei der Sache war, der sie sich geweiht hatte. Bei der Verteidigung der von den Burgundern belagerten Festung Compiègne, woselbst sie einen kühnen Ausfall gewagt, aber von der feindlichen Übermacht geschlagen und überholt wurde, fiel sie in die Hände der Feinde. Die Burgunder aber lieferten Johanna an ihre Todfeinde, die Engländer aus.

Nachdem man die Jungfrau an verschiedenen Orten in schwerer Kerkerhaft gehalten hatte, brachte man sie gefesselt nach Rouen und übergab sie einem französischen Inquisitionsgericht unter der Anklage der Hererei. Sie wurde mit der schändlichsten Ungerechtigkeit und mit empörender Grausamkeit behandelt. Johanna, blaß und abgezehrt von den Qualen der Gefangenschaft, stand ihren feindlich gesinnten Richtern wie eine Heilige gegenüber. Ihre Antworten auf die ihr vorgelegten Fragen, die ihr zu Fallstricken werden sollten, waren fest, klug und aufrichtig. Sie wies jeden Gedanken an ein Bündnis mit dem Teufel zurück und erklärte, daß sie einzig und allein ihre Hoffnung auf Gott gesetzt habe. Trotzdem wurde sie am 30. Mai 1431 auf dem Marktplatz zu Rouen als Here verbrannt. Weder der leichtsinnige König, dem sie die Krone erhalten, noch die Diener der Kirche, in deren Namen sie gestritten, versuchten etwas zu ihrer Rettung, und es scheint, als ob die Männer Frankreichs aus Scham und Meid, daß eine Jungfrau das Vaterland retten mußte, ihren Untergang nicht ungerne sahen. Sie starb glaubensmutig und standhaft unter frommen Gebeten, den Blick auf das Kreuzifix gerichtet, das man ihr vorhielt; bis zum letzten Atemzuge blieb sie ein Wunder selbstloser Aufopferung. Und obwohl die Inbrunst ihrer Andacht selbst ihre Feinde zu Thränen rührte, war doch der Fanatismus seitens der Priester so grausam, ihre Qualen durch ein langsames Feuer absichtlich zu verlängern.

So endete die hochherzige Jungfrau, noch nicht zwanzig Jahre alt, auf diese schreckliche Weise ihr Leben. Ihre Asche wurde in die Seine geworfen. Im französischen Volke aber erzählt man sich, daß im Augenblicke ihres Todes eine weiße Taube aus dem Scheiterhaufen gen Himmel geflogen sei. Vierundzwanzig Jahre nach ihrem Hinscheiden wurde mit Einwilligung des Papstes die Sache nochmals untersucht, und nunmehr die Unschuld der Jungfrau erklärt und ihr

Andenken von dem Fluche der Zauberei entbunden. Die Mutter Johanna und deren Bruder — der Vater war vor Gram halb verstorben — hatten nicht geruht, bis ihrem Andenken endlich Gerechtigkeit widerfahren war, und das französische Volk hatte mit ihnen laut seine Stimme erhoben. Auf dem Plage in Rouen, wo sie in den Flammen ihre Seele ausgehaucht hat, ist ihr ein Standbild errichtet worden, auch feierte man lange Zeit zu ihrem Gedächtnis ein Volksfest. Keiner aber hat dem gottbegeisterten Heldenmädchen ein schöneres Denkmal errichtet, als unser großer Dichter Schiller in seiner Tragödie, die Jungfrau von Orleans. Und seltsam! in den Jahren, wo die französische Zwingherrschaft so schwer auf unserem unglücklichen Vaterlande lastete, hat gerade das Andenken an die französische Heldin wie sie Schiller uns darstellt, nicht wenig zur Ermutigung des deutschen Volkes beigetragen. Was Mut und Begeisterung, was Zuversicht zur Gerechtigkeit der eigenen Sache und Vertrauen auf den allmächtigen Gott vermögen, der die Kleinen groß und die Starken elend machen kann, das trat aus der herrlichen Dichtung Schillers in erhebender Weise hervor.

Johanna's Abschied.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzt, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden,
Euch lass' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf der Heiden!
Ihr seid jetzt eine hirtlose Schar,
Denn eine andere Herde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Dem der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharaos zu stehen,
Der nicht den frommen Knaben Isai's

Den Hirten sich zum Streiter ansersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin! du sollst auf Erden für mich zeugen.“

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenluft.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werde ich mit kriegerischen Ehren
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.“

„Denn wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Drifflamme tragen
Und, wie die rasche Schmitterin die Saat,
Den stolzen Überwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Rheims befrei'n und deinen König krönen.“

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Mut der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeflüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir bringen,
Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen.

Schiller.

9. Die deutschen Frauen im Mittelalter.

Bei den Germanen hatte das weibliche Geschlecht von jeher eine größere Achtung genossen als bei den Völkern des Morgenlandes und den Griechen und Römern. Mit dem Eintritte des Christentums war aber diese Neigung des germanischen Stammes noch mehr vertieft und geklärt worden. Die Ehe, welche sonst nur ein bürgerlicher Vertrag gewesen war, erhielt jetzt eine besondere Weihe durch kirchliche Einsegnung. Die Braut wurde nicht mehr gekauft, sondern erhielt ein Heiratsgut, und bald setzten die Väter auch ihre Töchter zu Erbinnen ein, wenn auch das Erbteil noch ein geringeres war als das der Söhne; die gleiche Teilnahme des weiblichen Geschlechts

an der Erbschaft wurde erst seit dem dreizehnten Jahrhundert Brauch. Im übrigen war aber Frauentugend hochgeschätzt, namentlich von den Rittern, und weibliche Hilfslosigkeit zu schützen gegen jede Unbill gehörte zu den ersten und heiligsten Pflichten des edlen Mannes.

Die Erziehung der Mädchen war äußerst einfach. Sobald die Mädchen dem kindlichen Spiele entwachsen waren, wurden sie unter Leitung der Mütter in weiblicher Arbeit und Kunst unterwiesen, namentlich im Spinnen, Weben, Wirken und Anfertigen von Gewändern. Fürstentöchter wurden in der Regel einer Erzieherin — Meisterin — übergeben und waren während dieser Zeit meist von einer Schar gleichalteriger Mädchen aus den vornehmsten Familien des Landes umgeben, die den Unterricht in weiblichen Fertigkeiten und in der Anstandslehre mit genossen. Wer von den Reicheren seine Töchter nicht bei Hof unterbringen konnte, gab sie in ein Frauenkloster zur Erziehung, welche freilich sich fast durchgehends auf das Beibringen mechanischer Geschicklichkeit in feineren weiblichen Arbeiten und der Kenntniß der Gebetsformeln, einiger biblischer Geschichten und Heiligenlegenden beschränkten. Von dem Unterrichte in den Schulen waren die Mädchen noch völlig ausgeschlossen. So hatten denn nur wenige Gelegenheit, unter der Leitung eines Geistlichen im Lesen und Schreiben unterrichtet zu werden. Mathilde, die Gemahlin Heinrich I., ließ nach dem Tode ihres Gemahls sich und ihren weiblichen Hofstaat noch im Lesen und Schreiben unterrichten. Daß jedoch auch in den Frauenklöstern da und dort ein größerer Bildungstrieb, ein mehr wissenschaftlicher Sinn sich regte, beweist beispielsweise der Name Roswitha (s. Nr. 6). Auch ist ausgemacht, daß viele Frauen des Mittelalters in feiner und geistreicher Weise bedeutende Gesprächsstoffe zu behandeln verstanden und daß sie Latein sprachen und schrieben. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß auf den Buztischen vieler Burgfrauen Lieberbüchlein und Rittergedichte in zierlicher Handschrift zu sehen waren, wenn auch nicht so zahlreich, wie die Albums und Miniaturausgaben auf dem Tische der heutigen Frauenwelt.

So verging den Mädchen die Zeit der Jugend in großer Einfachheit und Zurückgezogenheit. Nur bei Turnieren und anderen festlichen Gelegenheiten pflegten sie öffentlich zu erscheinen. Sonst sah man sie nur bisweilen am Fenster oder während der Messe in der Kirche, wo die Frauen, wie noch heute auf dem Lande, ihre besonderen Plätze hatten. Das gesellige Leben bewegte sich in den strengen Formen herkömmlicher Sitte. Ging eine Frau aus, so mußte sie vor sich hinsehen, ohne die Augen umherschweifen zu lassen; auch galt es für unschicklich, wenn sie sich umschaute oder wenn sie ohne Mantel ausging. Keine Frau konnte ohne männliche Begleitung im Theater, auf Bällen, Spaziergängen oder gar in Bierstuben sich zeigen. — Trotzdem war es ihre Pflicht, wenn sie angesprochen wurde, gegen

jedermann, er sei reich oder arm, gleich artig und freundlich zu sein, wie man es ihnen gegenüber auch sein mußte. Man würde es selbst vornehmen Frauen nicht verzeihen haben, hätten sie einen Gruß nicht auf freundliche Weise erwidert. In Frankreich war es sogar Sitte, daß, wie der Mann den Hut, die Frauen beim Gruße ihre Haube abnahmen. Besondere Aufmerksamkeit hatten die Frauen auf ihr Benehmen bei Tische zu verwenden. Geschwägigkeit und vorlautes Wesen, zu rasches oder lautes Sprechen, Rufen, Lachen u. dgl. galt überhaupt als unschicklich und mit der weiblichen Anmut und Zärtlichkeit unverträglich.

Der Einförmigkeit des häuslichen Lebens entsprach die Einfachheit der Wohnungen, während Kirchen, Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude mit der größten Pracht ausgestattet wurden, finden wir selbst in den Städten die meisten Häuser mit Schindeln und Stroh gedeckt. Dem Äußeren der Häuser entsprach auch die innere Einrichtung. In den Ritterburgen fand man wohl bei aller Einfachheit des Hausgerätes auch kostbare Teppiche auf Tischen, Ruhebetten und Fußböden, prächtige Vorhänge, schwere silberne, oft vergoldete Kannen, Becher, Schüsseln, Waschbecken, aber in den bürgerlichen Wohnungen sah es sehr einfach aus. Schmuck- und kunstlos, nur auf das Bedürfnis berechnet war der Hausrat. Mann und Frau aßen von einunddemselben Teller; ein Becher reichte für die ganze Familie; Messer und Gabel dienten für mehrere Tischgenossen zugleich. Die Glasur irdener Gefäße kam erst jetzt auf; Kerzen hatte man noch nicht.

Im höchsten Glanze erschienen die Frauen bei den Turnieren, die oftmals ihnen zu Ehren angestellt wurden. Wie einzelne von ihnen zur Waffenschau mitbestimmt wurden, so empfingen die Ritter auch aus den Händen der edelsten Frauen den Siegespreis. Der Ritter mußte, wenn er den Ritter Schlag erhielt und zum freien Ritter ernannt wurde, geloben, die Ehre der Frauen weder durch Wort noch That zu schmälern, die Frauen selbst zu ehren und Wittwen und Waisen zu schützen. Hiermit beginnt das Zeitalter des „ritterlichen Frauendienstes“.

Die ritterlich fromme Begeisterung, welche die abendländischen Ritter über das Meer und durch die Glut der öden Sandwüste nach dem heiligen Lande führte, erzeugte unter dem Einflusse der schwärmerisch leidenschaftlichen orientalischen Phantasie eine neue Richtung der Poesie. Die unseren germanischen Vorfahren schon von Tacitus zugesprochene Empfindung für das „Heilige und Ahnungsvolle“ in der Frauennatur (S. 4) und das Feingefühl für das Geheimnisvolle (Mysteriöse) des weiblichen Wesens mußte den im Geleite des Mittelalters auftretenden Frauendienst in Deutschland ganz natürlich der abenteuerlichen Galanterie der romanischen Völker gegenüber einen

tieferen und innigeren Charakter verleihen. Diese Dichter, welche von Burg zu Burg zogen, waren zugleich Sänger; und wenn sie, was sie fühlten, unter Harfenbegleitung absangen, so saß um sie herum ein Kreis von Rittern und Frauen (Vergl. Ahland, des Sängers Kluch), die auf ihre Töne und Worte lauschten.

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel’ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Mannerwurde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.“

Oft sangen sie auch das Lob der Frauen, und diese Lieder heißen deshalb Minnelieder, die Sänger heißen *Minnesänger*.

Sicher hat die Zeit des Minnedienstes veredelnd gewirkt, indem mancher Ritter, um sich nicht Tadel und Mißbilligung zuzuziehen, vor Ausbrüchen der Rohheit und Lasterhaftigkeit sich hütete. Doch Licht und Schatten findet man gewöhnlich beisammen und es ist sicher keine Zufälligkeit, daß aus derselben Zeit, in welcher der Frauendienst in Blüte stand, und lange nachher, Klagen der Geistlichen, Dichter u. a. ber allzugroßen Luxus der Frauen zu uns herbertonen. Am Ausgange des Mittelalters haben die Frauen es verlernt, ihre schlechte, einfache Tracht lediglich selbst herzustellen, die Zeit, wo sie alles selbst spannen, webten, zuschnitten, nähen und stickten war vorüber. Es kam die Zeit der Schleppen, die als besonderes über das Kleid angelegtes Gewand namentlich bei dem langsam geschrittenen Reihentanze getragen wurden, die Zeit der langen Prunkarmel, die nicht selten bis auf die Füße herabreichten, die Zeit der Keifrocke und der Schnabelschuhe. Übrigens waren auch sonst alle Mißbräuche der Eitelkeit im Gange. Die Schminkekunst, die auch späteren Zeiten nicht unbekannt geblieben ist, war raffiniert ausgebildet, manche ließen sich sogar Locken brennen und führten elegante Perlmutterboschen bei sich, die einen Vorrat von schwarzen, englischen Schonheitspflasterchen enthielten. Diese wurden in Gestalt von Sternchen und Herzen auf Wange und Kinn geklebt und sollten die fehlenden Grübchen ersetzen oder den Ausdruck des Mienenspiels erhöhen.

Knirke (Schnalle), Spangen, Ohrringe, Halsketten, Fingerringe, Armbänder, Haarkamme waren oft von Gold und mit Edelsteinen besetzt. An dem reichbesetzten Gürtel hing der Fächer und der Metall- oder Glaspiegel, oft in kostbarer Elfenbeinkapsel verwahrt. ber den Gebrauch falscher Haare eiferten Geistliche und Dichter in derber Weise, doch umsonst; die Mode im neueren Sinne des Wortes hatte begonnen.

10. Katharina Luther, die Altmutter des evangelischen Pfarrhauses.

Es liegt nahe, daß die Frau, auf einen engeren Kreis beschränkt als der Mann und mit einem reicher entwickelten Gemütsleben ausgestattet, auch ein tieferes religiöses Bedürfnis empfindet. In der verschiedensten Weise haben die Frauen des Mittelalters demselben zu genügen gesucht. Klösterliche Zurückgezogenheit, Schwärmerei und Verzückung, Entfagung und Peinigung sollten das Bedürfnis befriedigen. War es da ein Wunder, wenn auch die Reformation in den Kreisen der Frauen begeisterte Anhänger fand, ganz so wie in den Zeiten der Gründung und Ausbreitung des Christentums? (S. 8 Sylvia, die Märtyrerin). — Und die Reformation brachte den Frauen noch mehr als die Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses. Im Grunde genommen war die Stellung der Frauen das ganze Mittelalter hindurch trotz ritterlichen Frauendienstes, trotzdem daß man Lanzen für ihre Schönheit brach und Lieder zu ihrem Lobe sang, eine sehr untergeordnete. Das Weib war immer nur die Schutzbefohlene des Mannes, wenn nicht gar ein Geschöpf seiner Laune und Willkür; und die Forderung des Cölibats durch die katholische Kirche war geradezu ein Schimpf für die Frauen. Erst durch die Reformation wurde die deutsche Frau die ebenbürtige Genossin des Mannes, sein gleichberechtigtes Eheweib, die Gefährtin seines Wirkens, seines Schicksales. Gerade gegen das Ende des Mittelalters war in der allgemeinen Zuchtlosigkeit und Verwilderung der Sinn für den Wert häuslichen Glückes immermehr verloren gegangen und am allermeisten in den höheren Ständen. Hier brachte die Reformation Besserung. Luther hatte im Geiste der uraltgermanischen Frauenverehrung gehandelt, als er die Kette des Cölibats zerbrach; die Ehe erhielt eine neue Weihe, das Familienleben eine neue Heiligung.

Luther selbst hatte die Freude einer glücklichen Ehe genossen, wie er wiederholt selbst bezeugt. „Es ist mir mit meiner Käthe, Gottlob! wohlgeraten, denn ich habe ein fromm, getreu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen darf; sie verdirbt mir nichts;“ schreibt er in einem Briefe, und aus eigener Erfahrung durfte er anderwärts schreiben: „Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist es, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben anvertrauen.“

Luthers Frau hat das Bild einer echten deutschen Haus- und Kindermutter in prunkloser Einfachheit und stiller Treue wieder zu Ehren gebracht und dadurch eine neue Zeit mit begründen helfen, nachdem durch Frauen, wie die heilige Elisabeth, die Pflichten der Gattin, der Mutter, der Hausfrau einer falschen Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit geopfert worden waren.

Katharina von Bora stammte aus dem sächsischen Adelsgeschlechte derer von Bora; ihr Vater war Hans von Bora auf dem Ritterstutze Hirschfeld bei Rössen. Geboren wurde sie am 29. Januar 1499. Schon als Kind, vielleicht als Waise, kam sie in das Kloster Nimbschen bei Grimma. In ihrem siebzehnten Lebensjahre wurde sie als Nonne eingeseget, aber, wie sie später selbst sagt, ohne ihren Willen.

Da draug die Nachricht von Luther auch durch die Klostergitter. Man hörte und las, wenn auch ganz heimlich, was Luther gethan, gesagt und geschrieben hatte auch über die Klostergelübde, und daß die treue, gottesfürchtige Erfüllung der Pflichten des täglichen Lebens, sei es als Hausvater oder Hausfrau, Knecht oder Magd vor Gott einen größeren Wert habe, als die Werke eines Mönches oder einer Nonne. Es war den Jungfrauen, die in den allermeisten Fällen ohne ihren Willen in das Kloster gebannt worden waren, gar nicht übel zu nehmen, daß sie von Heimweh nach der Welt, nach ihrer Familie ergriffen wurden.

Neun von den Nimbschener Klosterjungfrauen baten ihre Eltern oder Verwandten um die Erlaubnis, das Kloster verlassen zu dürfen, aber völlig erfolglos. Da beschloßen diese neun Jungfrauen, aus dem Kloster zu fliehen. Sie setzten sich mit Luther in Verbindung und baten dringend um dessen Vermittelung. Luther ging schließlich auf ihre Bitte ein und veranlaßte den Torgauer Kaufmann und Rathsherrn Koppe, welcher mit Nimbschen Verbindung hatte und mit den Näumlichkeiten vertraut war, die Nonnen aus dem Kloster zu befreien. Am Abend vor dem Ostersonntage 1523 entkamen dieselben glücklich nach Torgau und wurden von den Torgauer Bürgern auf Wagen nach Wittenberg gebracht. Die Namen dieser neun Nonnen waren Magdalena von Staubitz, Elisabeth von Kanitz, Beronika von Beschau, Margarethe, ihre Schwester, Laneta von Gohlitz, Eva Große, Katharina von Bora, Awe von Schönfeld und Margaretha ihre Schwester.

Luther gab sich nun alle mögliche Mühe, die Verwandten der Entflohenen mit diesen zu versöhnen; wo es ihm aber nicht gelang, da sorgte er selbst für ein Unterkommen. Für Katharina von Bora fand sich eine Zufluchtsstätte in dem Hause des Wittenberger Stadtschreibers Reichenbach, wo sie der Frau des Hauses eine tüchtige Stütze war. —

Luther, nunmehr zweiunddreißig Jahre alt, hatte eigentlich nie Zeit gehabt, an das Heiraten zu denken; Katharina genoß auch Aufmerksamkeit von verschiedenen Seiten, ohne jedoch hierfür zugänglich zu sein. Luther war der einzige, für den sie Zuneigung empfand und — am 13. Juni 1525 schlossen beide den heiligen Bund der Ehe. Katharina aber war eine vortreffliche Hausfrau, eine sorgsame Mutter, eine liebende Gattin. Aus vielen Briefen Luthers an

Katharina, die uns erhalten sind, leuchtet ein überaus zufriedenes, heiteres Eheleben hervor. Sie zeigen auch, daß Katharina eine verständige und gebildete Frau war, die auf Luthers Charakter in bester Weise einwirkte. Zeitgenossen bemerken, daß Luther nach seiner Verheiratung bedeutend milder und sanfter gegen seine Gegner aufgetreten sei.

Im Laufe ihrer Ehe gebar Frau Katharina ihrem Gatten drei Söhne und drei Töchter. Da gab es nun Arbeit in Menge; für die Knaben mußten Hauslehrer ins Haus genommen werden, für sich selbst brauchte Luther bei seinen vielen schriftlichen Arbeiten einen Famulus. Dazu kamen zwei Nichten, Töchter von Luthers Schwester, auch die Enkelin einer Schwester Luthers fand eine Zeit lang Aufnahme. Ein Verwandter von Katharina, sowie ein Sohn von Luthers Bruder wurden mit den eigenen Söhnen unterrichtet, ferner wohnten im Hause vier Studenten, für welche Frau Katharina ohne jegliches Entgelt zu sorgen hatte, und Luthers Einkommen war nicht hoch, er erhielt 200 Gulden. Für seine Vorlesungen, sowie für seine Schriften nahm er kein Honorar. Ferner ging eine große Anzahl von Tischgästen ein und aus; diese nahm Frau Katharina um so lieber auf, da es ihr durch deren Bezahlung möglich war, andere unentgeltlich zu beköstigen. Doch Arbeit gab es immer vollauf; dazu kam die Besorgung eines großen Gartens, und sie mästete und schlachtete ihr eigenes Schwein. Sie hielt auf einen schönen Vorrat von Leinen, und in den Winterabenden finden wir sie stets am Spinnrocken. Wohl erfahren schon vom Kloster her war sie auch in den Künsten der Nadel, und noch heute zeugt von ihrer Kunstfertigkeit ein kostbar gesticktes Meßgewand aus violetternem Atlas, das in der Sakristei der Domkirche zu Merseburg aufbewahrt wird. — Doch dies ist noch nicht alles. Luther hatte von einem in Zülsdorf bei Borna lebenden Schwager, dem Bruder seiner Frau, ein kleines Gut angekauft (1540), dieser Schwager hätte es nicht behaupten können. Luther wollte dadurch sich für sein späteres Alter einen Ruheitz und für seine Gattin einen Wittwenitz sichern; es sind freilich beide nicht dazu gekommen diesen Ruhe- und Wittwenitz zu genießen. — Hier hielt sich nun Frau Katharina oft wochenlang auf, die schlechten Gebäude erforderten bauliche Veränderungen, und besonders ertragreich sollte dieser Besitz durch eine schwunghaft betriebene Schweinezucht werden.

Luther nannte dann seine Gattin oftmals scherzhaft „gnädige Frau von Zülsdorf“; und einen Brief an sie überschrieb er: „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin, Doktorin, Zülsdorferin, Saumärkerin und was sie mehr sein kann.“ In Briefen an Freunde bittet Luther zuweilen um Sämereien, deren die Gattin für den neuen Garten bedarf. Bei allen Scherzen sind Luthers Briefe an seine

Gattin Zeugnisse innigster Herzlichkeit zwischen den Gatten, ja sie werden mit den Jahren immer inniger und herzlicher, denn auch Katharina ließ es an zartfünnigen Beweisen herzlicher Liebe nie fehlen. Wie verstand sie es doch, den Trübsinn zu verschuchen, von dem Luther, der von Geschäften Überhäufte, von allerlei Widerwärtigkeiten Umgebene, von Krankheit Geplagte so oft heimgesucht ward! An ihres Gatten Werk nahm Frau Katharina großen Anteil, seinen Katechismus lernte auch sie auswendig und als Luther dem deutschen Volke die deutliche Bibel gegeben hatte, war sein Weib eine der eifrigsten Leserin derselben. An Justus Jonas schreibt Luther am 28. Oktober 1535: „Die Käthe hat neben Ackerbau, Viehzucht, Bierbrauen u. s. w. die Bibel zu lesen angefangen; ist mit großem Ernst dabei.“ --

Das thränenreiche Loos einer armen Wittve ist auch ihr nicht erspart geblieben. Luther hat nur wenig hinterlassen, da er allerorten Hilfe und Unterstützung bot. Die Kinder waren noch auf den Unterhalt von Seiten der Mutter angewiesen. Johannes, der älteste Sohn, hatte seine Universitätsstudien noch nicht abgeschlossen, die beiden jüngeren Söhne wurden durch einen Hauslehrer erst für das Universitätsstudium vorbereitet. Die eine noch lebende Tochter war gleichfalls bei der Mutter. Die Begräbniskosten, die zur Bestattung ihres Gemahls erforderlich waren, hatten etliche Freunde des Verstorbenen der Wittve dargeliehen.

Vor Nahrungsvorgen schützte Luthers Wittve zunächst der Kurfürst, ebenso nahmen sich die Grafen von Mansfeld und der König von Dänemark der verwaisten Familie an. Aber schon im folgenden Jahre traten durch den schmalkaldischen Krieg schwere Zeiten ein. Als Wittenberg durch Moritz von Sachsen belagert wurde, entfloh die Wittve mit ihren Kindern nach Magdeburg. Von hier führte sie Melanchthon nach Braunschweig und ein Freund der Familie, Georg Major, nach Gifhorn an der Aller. Später kehrte sie nach Wittenberg zurück, aber ihr gütiger Landesherr war in die Gefangenschaft geraten, und die Grafen von Mansfeld und Christian von Dänemark konnten ihr Versprechen, ihr eine Unterstützung zukommen zu lassen, aus Not nicht erfüllen. Da erwachte ihre frühere Thakraft wieder, sie errichtete ein Kosthaus für Studenten, das gar bald zahlreich besucht wurde. Bald traf sie jedoch ein neuer Schlag. Im Jahre 1552 brach in Wittenberg die Pest aus und die Universität Wittenberg wurde nach Torgau verlegt. Luthers Wittve war schließlich genötigt, sich ebendorthin zu wenden, um ihre Kostgänger behalten zu können. Beim Umzug wurden unterwegs die Pferde scheu, in der Bestürzung sprang Katharina aus dem Wagen und fiel ins Wasser. Erkältung und Angst warfen sie auf's Krankenbett und noch im nämlichen Jahre starb sie; am 20. Dezember 1552 erlöste sie der

Tod im 54. Jahre ihres Lebens von allen Leiden. Tags darauf wurde sie in der Stadtkirche zu Torgau beigesetzt, wo noch ihr Leichenstein mit ihrem Bilde, ihrem Wappen und einer einfachen Inschrift zu sehen ist.

Katharina Luther hat eine geschichtliche Aufgabe erfüllt; wäre sie ihrer reformatorischen Stellung nicht gewachsen gewesen, so mußte die Verbindung des Mönchs mit der Nonne nur verderblich wirken. So aber sah ein jeder hier den Beweis geführt, wie nicht das Kloster, sondern die Ehe Gottes Ordnung für Mann und Weib sei; und die Tausende, welche Wittenberg besuchten oder gar bei Luther aus- und eingingen, trugen ein liebliches Bild häuslicher Liebe und Sitte in alle Gauen des Vaterlandes mit heim.

11. Gräfin Katharina von Schwarzburg, die Heldenmütige.

In den Kämpfen, die unmittelbar nach Luthers Tode ausbrachen, spielt auch der blutgierige Herzog Alba eine Rolle. Nicht nur in den Niederlanden übte er die rücksichtslosesten Grausamkeiten, obgleich er dort mehr als 18000 Menschen durch Galgen, Schwert und Scheiterhaufen umbringen ließ, auch in Deutschland hat er mit seinen wilden Scharen so gewüthet, daß nur mit Schrecken an ihn gedacht wurde. Und doch hat eine deutsche Frau aus einem Hause, das schon ehemals durch Heldenmut gegläntzt und auch dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte, durch ihr entschlossenes Betragen den fürchterlichen Alba zum Bittern gebracht.

Es war nach der Schlacht bei Mühlberg im Jahre 1547, als Kaiser Karl V. auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam. Um ihr Land vor den Greuelthaten der Söldnerscharen zu schützen, hatte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg beim Kaiser einen Schutzbrief ausgewirkt, sie mußte sich dagegen verpflichten, Brot, Bier und andere Lebensmittel, gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersehen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größeren Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führe. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General Alba, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet,

der Stadt und hat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Se. Excellenz möchte kommen und für-
lieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Frauen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich aber kaum niedergesetzt, als ein Gilbott die Gräfin aus dem Speisesaale rief. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was den ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären.

„Das wollen wir doch sehen!“ antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden oder bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte: „Fürsten-
blut für Ochsenblut.“

Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenig Augenblicken mit Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten aufstellten.

Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Fürstin zu versöhnen.

Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu ver-

halten und nahm es auf sich, den Herzog Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Und er brachte es bei dem letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen erwarb. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, besonders auch als es galt die Reformation, die schon durch ihren Gemahl Heinrich XXXVII. eingeführt worden war, in ihrem Lande zu fördern, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszu- stehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen.

Sie starb allgemein verehrt und betrauert im 58. Jahre ihres Lebens und im 29. ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

12. Herzogin Elisabeth, die freiwillig Gefangene.

„Zwei Wege giebt es, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt, handelnd erreicht der Glückliche sie, der Leidende duldbend.“ Das Leben der Herzogin Elisabeth zeigt uns nun keine fröhliche Jugend, kein sonniges Dasein, vielmehr Not, Kummer und Sorge und ein zweiundzwanzigjähriges Leben im Gefängnisse. Im Dulden und Tragen ist sie als treue Gattin, als christliche Mutter und Ehefrau ein hervorleuchtendes Muster.

Elisabeth war die Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren, des ältesten Sohnes des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrichs des Großmütigen. Bekanntlich geriet letzterer nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (1547) in die Gefangenschaft und die Kurwürde kam an die albertinische Linie. Ihm verblieb nur das Einkommen von verschiedenen thüringischen Städten und Ämtern, Klöstern und Dörfern, woraus sich dann die jetzigen sächsischen Herzogtümer gebildet haben. Fünf Jahre wurde Kurfürst Johann Friedrich gefangen gehalten, während dieser Zeit führte dessen ältester Sohn der obengenannte Johann Friedrich II. oder der Mittlere genannt (geb. 1529) die Regierung über diese Besitzungen. Auch nach dem Ableben des Vaters ließen die drei Söhne des ehemaligen Kurfürsten — der letzten Verfügung desselben zufolge — ihre Lande ungeteilt und übertrugen dem älteren Bruder die Regierung, was freilich zu mancherlei Streitigkeiten Veranlassung gab; und als nach kurzer Zeit der jüngere der drei Brüder starb, so teilten die beiden älteren Brüder die Lande

und zwar in einen Weimarischen und einen Coburgischen Teil und beschlossen, um dem väterlichen Willen wenigstens teilweise zu genügen, in der Verwaltung ihrer Landesteile alle drei Jahre zu wechseln. Den Weimarischen Teil mit 23 Aemtern übernahm Johann Friedrich der Mittlere und hatte Weimar später Gotha zu seiner Residenz; den Coburgischen Teil, der die fränkischen und osterländischen Besitzungen umfaßte, erhielt Johann Wilhelm und zu Coburg schlug er seinen Sitz auf.

Johann Friedrich der Mittlere war verheiratet mit Elisabeth, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz. Die Mutter Elisabeths war eine Tochter des Markgrafen Casimir von Anspach. So reichten sich an Elisabeths Wiege zwei jetzt blühende Fürstentämme die Hand, der von Hohenzollern und der von Wittelsbach. Elisabeth erhielt eine vortreffliche Erziehung, und da besonders auch die Reformation in der Pfalz tiefe Wurzeln geschlagen hatte — in Bacharach am Rhein wurden nämlich alljährlich die Weinmärkte abgehalten, dahin kamen nun die Kaufleute aus allen Teilen Deutschlands, und kaum gingen Luthers Schriften in die Welt hinaus, so hatte man sie hier und sie trugen in die Unterpfalz das Wort der Wahrheit mit siegender Macht und Gewalt — so wuchs sie auch im echten und rechten Christenglauben. Weben, Sticken und andere Arbeiten, welche in jenen Tagen dem Weibe in vornehmen Lebenskreisen oblagen, mußte sie sorgfältig und fleißig verrichten. Auch standen die fürstlichen Frauen jener Tage dem Thun und Wesen der bürgerlichen Hausfrau nahe, mit anderen Worten es lag ihnen die Sorge um den Hof- und Haushalt, um Küche und Keller noch ob, und es waren noch nicht die sogenannten Hofmarschallämter zwischen Fürstin und Haushalt getreten wie heute. Es war auch das Leben an den Höfen noch ein einfacheres, schlichteres und bürgerlicheres, als wie es heutzutage ist, und die Fürstin schämte sich des Schlüsselbundes am Gürtel nicht. Elisabeth wurde oft auch in der Küche beschäftigt, „damit sie einmal“ — wie ihre Mutter sagte — „einem Hofhalte, wenn sie Gott dazu berufen möchte, wohl vorstehen könne.“ An tüchtigen und frommen Lehrern fehlte es in einer Universitätsstadt wie Heidelberg — wohin die kurfürstliche Familie von Birkenfeld aus, wo Elisabeth geboren wurde, zog — selbstverständlich auch nicht, um die einstige Ausbildung wie in fremden Sprachen, so in anderen Dingen des Erkennens zu fördern. Die eigentliche Gemüts- und Herzensbildung aber war die Aufgabe ihrer vortrefflichen Mutter, die auch besonders das religiöse Gefühl in ihr pflegte und die Liebe im Wohlthun und Helfen, im Thrärentrocknen und Aufrichten der Armut in ihr Herz pflanzte. Demüthig im innersten Grunde des Herzens gewöhnte sie Elisabeth auch zu diesem Sinne; versagte ihr auch manches, wozu sonst ein Fürstenkind am wenigsten berufen zu sein

scheint, und bereitete sie also, ohne es zu ahnen, weise zu den Opfern vor, welche das spätere Leben in so bitterer Not von ihr forderte.

So wuchs Elisabeth, ein liebliches, sanftes Mädchen im Schlosse zu Heidelberg, im Genusse einer der schönsten Umgebungen auf zu ihrer Eltern und aller Menschen Freude und Wohlgefallen. Und wenn von den Armen der Stadt und Umgebung die Wohlthätigkeit der Frau Kurfürstin gepriesen und gesegnet wurde, so gedachte man gewiß dabei auch stets der Milde und Barmherzigkeit der frommen Elisabeth, die das, was ihr des Vaters Liebe als „Nadelgeld“ gab, fast nur zu Wohlthaten verwendete. — Das Leben am Hofe zu Heidelberg war weniger heiter als an anderen Höfen jener Zeit. Das brachte schon die Strenge des väterlichen Bekenntnisses mit sich, denn der Kurfürst neigte sich mehr dem reformierten schweizerischen Bekenntnis zu, und er war es ja auch, welcher — als Denkmal seines Glaubens — den Heidelberger Katechismus (durch Ursinus und Olevianus im Jahre 1563) verfassen ließ und in seinen Landen als Bekenntnisbuch einführte. Daher kam es denn auch, daß Elisabeths Wesen mehr ein innerliches und ernstes war. — Als aufblühende Jungfrau kam sie an den sächsischen Hof und dort gewann sie das Herz des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren, dem auch das ihrige in treuer Liebe zugethan war, und vermählte sich mit ihm am 12. Juni 1558.

Johann Friedrich der Mittlere besaß manche Vorzüge; in Wittenberg unter Luthers Augen und Führung war er tüchtig geworden; schon in seinem zwölften Lebensjahre hielt er vor großer Versammlung eine lateinische Rede; die Bibel las er in den Grundsprachen, und für die evangelische Wahrheit blutete er zu Mühlberg (1547), wo er nur mit genauer Not der Gefangenschaft entging. In Jena errichtete er (wenn auch auf Befehl seines gefangenen Vaters) eine Universität zum Ersatz für das verloren gegangene Wittenberg, bestimmte sie zum Sitz lutherischer Rechtgläubigkeit und stattete sie reich aus; aber bei allen Vorzügen besaß er eine Menge von Fehlern, die ihn schließlich ins Unglück stürzten. Er war eigensinnig, launenhaft, hartköpfig, gebieterisch, ließ sich aber dabei leicht täuschen. Mit solch einem Manne war es nicht leicht zu leben, und es gehörte die Liebe eines Herzens, wie das der frommen Elisabeth dazu, mit ihm in einer glücklichen Ehe zu leben. Und wirklich gelang es der vortrefflichen Frau, eine recht glückliche Ehe mit ihm zu führen; er liebte und achtete sie, und sie wußte sich in alle seine Eigentümlichkeiten so hineinzuleben, daß der eheliche Frieden und das eheliche Glück ungestört blieben, wenn sie auch manches stille Weh unerkannt in ihrer Brust barg.

Wie bereits bemerkt, ließ sich der Herzog leicht täuschen; dies benutzte ein fränkischer Ritter, Wilhelm von Grumbach, welcher wegen mancherlei Gewaltthätigkeiten vom deutschen Kaiser (1564) in die

Reichsacht erklärt worden war, um ihn auf seine Seite zu ziehen und durch allerlei Vorspiegelungen unter anderem auch, daß er der Ernestinischen Linie wieder zur Kurwürde verhelfen würde, daß für die einzelnen deutschen Fürsten völlige Reichsunmittelbarkeit zu fordern sei u. s. w., zu gewinnen. Elisabeth durchschaute den ränkevollen Grumbach und warnte ihren Gemahl, doch umsonst. Der Kaiser forderte den Herzog auf, Grumbach auszuliefern oder mindestens die Unterkunft zu versagen, alles vergebens. Da sprach der Kaiser schließlich auch die Acht über den Herzog aus und übertrug dem Kurfürsten August von Sachsen die Vollstreckung derselben. Dieser war gern dazu bereit. Gotha wurde belagert, schließlich von den Bürgern übergeben, Grumbach und seine Genossen wurden auf öffentlichem Marktplatz hingerichtet, der Herzog wurde in die Gefangenschaft geführt und alle seine Besitzungen gingen an seinen Bruder Johann Wilhelm über. Die vier Ämter Arnshauß, Ziegenrück, Weida und Sachsenburg (Neustädter Kreis) erhielt der Kurfürst von Sachsen als Kriegszuschädigung.

So stand nun Elisabeth da, getrennt vom Gatten, der nach Oesterreich gebracht, dort schwere Kerkerhaft erduldet, losgerissen von Land und Leuten, eine hilflose Wittwe mit zwei unmündigen Kindern, denen ihr Erbtheil entrißen war, entblößt von Geld und Gut, von ihren Kleinodien, die ihr jetzt hätten Hilfsmittel gewähren können, von fürstlicher Höhe herabgestürzt in bittere Armut, ohne einen Zufluchtsort, wo sie sich bergen konnte, die Gattin eines von Kaiser und Reich Geächteten, der kein Recht, keine Freiheit, kein Land, kein Gut mehr hatte, der selbst einem schimpflichen Tode verfallen konnte! — Als man nach Gothas Fall den Herzog abführen wollte, da warf sich, vom Schmerz überwältigt, das unglückliche Weib an seine Brust und umklammerte ihn mit ihren Armen: „Laßt mich meines Gemahls Loos und Schicksal theilen!“ rief sie verzweifelt aus. Die Jammer-töne schnitten selbst durch die rohesten Herzen, aber auf das von Haß und Groll umpanzerte Herz des Siegers machten sie keinen Eindruck; er winkte und mit Gewalt wurde das unglückliche Weib von der Brust des Gemahls weggerissen.

In Gotha konnte Elisabeth nicht bleiben, die Sieger litten es nicht, sie wandte sich nach Eisenach und dann nach Weimar, wo die Mutter ihres gefangenen Gemahls die Kurfürstin Sibylla weilte; auch ihre Schwester, welche die Gemahlin des Herzogs Johann Wilhelm geworden war, lebte hier. Sie fand freundliche Aufnahme, hatte doch die edle Großmutter ihrer Kinder vor zwanzig Jahren ein Gleiches erleben müssen. Hier verwandte nun Elisabeth die größte Sorge auf die Erziehung ihrer Kinder. Ihr Schwager freilich, der Herzog Johann Wilhelm, nahm sich ihrer wenig an; er befürchtete einestheils, den Haß des Kurfürsten August von Sachsen auf sich zu lenken,

andernteils, das Land seines Bruders, das er bekommen hatte, wieder hergeben zu müssen, denn Elisabeth war ja fortgesetzt bemüht, die kaiserliche Gnade für Gemahl und Kinder wieder zu erlangen.

Elisabeth wandte sich wiederholt an den Kaiser, sie wußte verschiedene Reichsfürsten zur Fürbitte für ihren Gemahl zu bewegen, schließlich that sie einen Fußfall vor dem Kaiser, nur um ihrem Gemahl die Freiheit zu verschaffen. Der Kaiser gab den Söhnen Elisabeths das väterliche Erbe zurück, so sehr sich auch Herzog Johann Wilhelm von Weimar dem widersetzte, doch die Kerkerthüren öffneten sich dem Gefangenen nicht. Sie wandte sich nun an den Kurfürst von Sachsen, denn daß dieser ein gewaltiges Hindernis der Befreiung ihres Gatten sei, unterlag keinem Zweifel, doch alle Bemühungen waren bei dem starren Kurfürsten gleichfalls erfolglos, alles war vergeblich. Da machte sich Elisabeth auf, es war im Juni 1572, ihren bedauernswürdigen Gemahl in Neustadt bei Wien, wo er gefangen gehalten wurde, aufzusuchen, ihm sein trauriges Loos zu erleichtern und die Kerkerhaft mit ihm zu teilen. Sie war erst zweiunddreißig Jahre alt, als sie sich in den dunklen Kerkermauern begrub, und zweiundzwanzig Jahre lang hielt sie in der Gefangenschaft aus, ohne Ungebuld, ohne Sehnsucht nach der Außenwelt — ihre beiden Söhne waren der mütterlichen Pflege schon mehr erwachsen. Und diese Gefangenschaft war hart, sehr hart. Der Kaiser machte es sich leicht mit dem armen Gefangenen. Dieser mußte sich, mochte er sich befinden, wo er wollte, selbst versorgen; er mußte selbst einen Hauptmann und dreißig Soldaten, die ihn bewachten, unterhalten und bezahlen und war doch in seinen Mitteln so beschränkt. Er erhielt anfangs zwar Vorschüsse, doch da durch die Länge der Jahre die Schuldenlast bis auf fünfundvierzigtausend Gulden angewachsen war, für die damalige Zeit eine ganz ungeheure Summe, und man nicht weiter borgte, so kam es soweit, daß das unglückliche Fürstenpaar oft kaum das trockene Brot hatte. Welcher Kummer, welche Not! — Elisabeth versuchte zwar nach allen Richtungen das Werk der Befreiung, das sie sich als Lebensaufgabe gestellt hatte, doch umsonst. Wiederholt tauchte ein Schein von Hoffnung auf, so als (1584) der Kurfürst August von Sachsen seine jüngste Tochter mit dem Sohne der Elisabeth und ihres Gemahls verlobte, ferner als (1586) der Kurfürst August und früher schon (1576) der Kaiser Maximilian II. mit Tode abgingen, doch der kaiserliche Nachfolger Rudolf II., von welchem Elisabeth einen Gnadenakt erwartete, kümmerte sich wenig um das Flehen einer armen Frau für ihren Gatten, er ging seinen Liebhabereien nach und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. — Während der Gefangenschaft starb der älteste Sohn, ohne daß die Eltern ihn noch einmal gesehen hatten, denn mit unbegreiflicher Hart-

herzigkeit hatte es der Kurfürst August, der sonst ein Vater seines Landes war, den Söhnen überhaupt verboten, die einsamen Eltern besuchen zu dürfen. Der älteste Sohn aber, welcher die väterlichen Lande zurückhalten hatte und über bedeutende Einkünfte verfügte, ließ, man sollte es kaum glauben, die Eltern in der Gefangenschaft darben. Alle diese traurigen Erfahrungen und Seelenschmerzen trugen dazu bei, das Leben der sanften Dulderin zu verkürzen; sie starb im Jahre 1594 im Alter von 54 Jahren. Der Herzog, innerlich gebrochen und geknickt, versank in Trübsinn und wenige Wochen darnach folgte er der teuren, unvergeßlichen Gattin im Tode nach, nachdem er sechsundsiechzig Jahre alt geworden und achtundzwanzig davon in der Gefangenschaft gelebt hatte.

Die Leichen ruhen in Koburg. Über dem Sarge Elisabeths stehen die Worte zu lesen: „Sie war ein sonderlich Exempel ehelicher Liebe und Treue gegen ihren Gemahl, welchem sie ins Elend nachfolgt, und half's ihm tragen und lindern.“ — So gehet denn hin und thut desgleichen!

13. Barbara Uttmann, die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Die bedeutendste Stadt des oberen sächsischen Erzgebirges ist die Stadt Annaberg. Sie verdankt, gleich wie Freiberg, Schneeberg, Marienberg, seine Entstehung dem Silberreichtume des Erzgebirges. Im sechzehnten Jahrhundert galt Annaberg für einen der reichsten Orte des Landes, und der Reichtum der Bewohner war sprichwörtlich:

„Bist ein reicher Annaberger,
Hast den Sack voll Schreckenberger.“

Die Chronik erzählt uns, daß der Silberreichtum am Schreckenberge und Schottenberge — es sind dies zwei Berge, in deren Nähe die Stadt dann erbaut wurde (1496) — ein so unermesslicher war, daß es nicht in Geld umgeprägt und nur im Auslande verwertet werden konnte. Annaberg hatte zwar eine Münzstätte, allein sie reichte bei weitem nicht hin, den Segen des Bergbaues zu bewältigen. Die in Annaberg geschlagenen Münzstücke führten nach dem Hauptfundorte des Silbers den Namen „Schreckenberger“.

Dieser große Reichtum hatte aber den Nachteil, daß gar viele der Bewohner sich dem Brunke und dem Wohlleben zuneigten. Und noch eine andere Schattenseite hatte dieser Reichtum, er war zu vergänglich. Die Ergiebigkeit der Bergwerke ließ nach, und während z. B. die Fundgrube „Himmlich Heer“ von 1536—1593 eine Ausbeute von 1 800 000 Mark geliefert hatte, deckte in der späteren Zeit der Ertrag nicht die Betriebskosten, und heute sind die Gruben verödet und verfallen.

Die Zeit des Niedergangs und des Verfalls der Silbergewinnung brachte für Annaberg schwere Tage; Mutlosigkeit und Verzweiflung hatte sich der Bewohner bemächtigt; es war eine traurige Zeit.

Da geschah es eines Tages, daß ein armes Weib mit drei hungernden Kindern an die Thür des Bergherrn Christoph Uttmann pochte. Sie war eine Fremde, kam weit daher und bat um Gotteswillen, ihnen ein Stück Brot und für kurze Zeit eine Ruhestätte zu geben. Frau Barbara empfing die Arme nach ihrer Gewohnheit mit gütigen Worten, erquickte sie mit Speise und Trant und bot ihr Unterkunft. Die fremde Frau erzählte, daß sie aus Brabant stamme; glücklich habe sie mit den Ihrigen bis vor Kurzem gelebt, bis der Herzog Alba als Statthalter nach den Niederlanden gekommen sei und in der schrecklichsten Weise gewüthet habe. Entsetzlich war die Beschreibung, welche die Frau von jenem Abende machte, an dem Albas Häfcher auch in ihre friedliche Hütte gedrungen, wie der Mann in vergeblicher Gegenwehr vor ihren Augen gefallen und wie man ihr das Haus über dem Kopfe angezündet habe. „Da habe ich in wenig Stunden,“ sagte sie, „meinen Mann, meine Habe und meine Heimat verloren und war gezwungen, auszuwandern, gleich tausend anderen Familien, die sich theils nach England, theils nach Deutschland wandten.

Als sie nun weiter von ihrer Wanderung und ihrem Schicksal erzählte, griff sie, um nicht müßig zu sitzen, in die Tasche und zog ein Päckchen hervor. Es enthielt kurze, hölzerne Stäbchen, die in kleine Haken von Eisendraht ausliefen, eine Rolle Zwirn und ein auf Papier gezeichnetes Muster. Dieses Muster ward nun über den Tisch gebreitet, von der Rolle ein Faden abgelöst und um das eine Stäbchen geschlungen: die Frau klöppelte Spizen.

Barbara Uttmann erkannte die hohe Bedeutung dieser Kunst, sie dankte Gott, daß er die fremde Frau geschickt, und freudestrahlend sagte sie zu dieser: „Liebes Weib, du bleibst bei uns! Ich will dir und deinen Kindern Freundin, Schwester, Mutter sein! Sieh, in diesem Orte herrscht Trauer. Der Hammer des Bergmanns rostet, das Vieh stirbt hin, verwüthet liegen die Felder. Mein Gemahl giebt mit vollen Händen; doch was können die Gaben des einen sein, wenn alle Noth leiden? — Lehre uns das Klöppeln! Wir wollen arbeiten Tag und Nacht und mit unseren Spizen die Kräftigsten unter uns durch das ganze Land senden und auf diese Weise wiederum Wohlstand und Freude in unsere Häuser bringen!“

Am andern Morgen wurden auf Herrn Uttmanns Betreiben alle Leute mit ihren Kindern, die über fünf Jahre alt waren, zusammengerufen und ihnen Barbaras Pläne mitgeteilt. Staunen und Zweifel ringsum, und auf die Brabanterin und deren Kinder blickte man mit ungläubigen Mienen. Aber unser würdiges Paar beachtete das alles

nicht, die nötigen Vorbereitungen wurden getroffen, Werkzeuge angefertigt, aus Dresden wurden die nötigen Zuthaten geholt, und der Unterricht begann. Wie im Spielen lernte man das Klöppeln, und gearbeitet wurde munter und frisch. Und als zwei der Bewohner, die man mit fertigen Spitzen hinausgeschickt hatte, mit leeren Ranzen und vollen Taschen zurückgekehrt waren, so jubelte man laut auf, und die Sorge wurde vergessen. Und Barbara arbeitete mit der größten Emsigkeit. So lange die Sonne am Himmel stand, legte sie die Klöppel nicht aus der Hand und lehrte und unterwies die lernbegierige Jugend. Mit Freudigkeit und Hoffnung wuchsen die Spitzenvorräte, obgleich die rüstigsten Männer immer mit der fertigen Ware von dannen zogen durch ganz Sachsen und Böhmen.

Die Brabanterin konnte diese Freude nicht mehr teilen. Unweit der großen Linde, die noch heute inmitten des Kirchhofes von Anna-berg steht, wurde sie nach kurzer Zeit bestattet; der Gram um den Verlust ihres Mannes und all das Entsetzliche, was über sie hereingebrochen, hatte ihr den Todeskeim ins Herz gesenkt. Das angefangene Werk aber wuchs sichtlich weiter, und lange Zeit, namentlich als die Mode das Tragen der Spitzen begünstigte, bildete das Klöppeln einen Hauptnahrungszweig des oberen Erzgebirges.

Heute ist die Einträglichkeit auch dieser Beschäftigung zurückgegangen, wie es schließlich mit jeder Handarbeit der Fall ist; der Maschine gehört die Herrschaft, auch ist in vielen Häusern die Posamentenfabrikation an Stelle der Spitzeklöppelei getreten, doch seinerzeit war die Einführung der Spitzenmacherei eine große Wohlthat für jene Gegend, und Barbara Uttmann hat das große Verdienst, Spenderin dieser Wohlthat gewesen zu sein. Ihr Grab ziert ein Monument aus Marmor mit der Aufschrift:

Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland.

14. Zwei Königinnen.

Elisabeth Tudor und Maria Stuart.

Die Welt hat wenige Namen aufzuweisen, welche so sehr der Gegenstand des allgemeinen Interesses in Geschichte und Poesie, so sehr der verschiedenartigsten Beurteilung, dem überschwenglichen Lobe wie dem maßlosen Tadel, der Verherrlichung wie der Lästerung ausgesetzt gewesen sind, als die beiden königlichen Frauen, in deren Händen das Schicksal die Scepter von England und von Schottland gelegt hatte: Elisabeth aus dem Hause Tudor und Maria Stuart. Beide waren hervorragend durch geistige Gaben und Bildung, nur daß bei der schottischen Fürstin mehr die Phantastie, bei der englischen

mehr der Verstand vorherrschte, dort mehr leidenschaftliche Beweglichkeit, hier mehr kluge Überlegung hervortrat, bei Maria mehr der Einfluß sorgfältiger Erziehung, bei Elisabeth mehr die Macht kräftiger Naturanlage und ernster klassischer Studien sich geltend machte.

Elisabeth (1558—1603) folgte im 25. Lebensjahre ihrer durch die greuelhafte Verfolgung der Reformation berüchtigten Stieffchwester Maria auf dem Thron. Sie hatte eine freudlose Jugend verlebt und war von ihrem Vater sehr vernachlässigt worden, so daß ihre Erzieherin dem Lord Cromwell schreiben mußte, die Prinzessin hat weder Mantel noch Wamms, noch Unterkleid, weder Rock noch Deckbett. Aus Furcht vor ihrer bigotten Schwester — denn Elisabeth war der päpstlichen Lehre abhold — lebte sie ganz zurückgezogen, benutzte aber ihre freie Zeit zur Bildung des Geistes. Außer ihrer Muttersprache verstand sie Deutsch, Lateinisch, Griechisch ganz vollkommen, hatte die Geschichte ihres Vaterlandes genau kennen gelernt und ihre Religionkenntnis aus der Bibel und den Schriften Melancthon's geschöpft. Ursprünglich edel und großmütig, ward sie durch die Verhältnisse später hart und grausam. Die erste Handlung der jungen Königin war, daß sie die evangelische Lehre begünstigte. Der Papst belegte sie allerdings sofort mit dem Bann und schenkte England seinem Lieblinge Philipp II. von Spanien. Allein Elisabeth ließ sich dadurch nicht irre machen, berief ein vorwiegend protestantisches Parlament und erklärte sich für das Oberhaupt der englischen Kirche. Sie war allerdings in der Durchführung der Reformation sehr vorsichtig, indem sie aus der katholischen Kirche viele äußere Gebräuche, so die bischöfliche Verfassung und Rangordnung der Geistlichkeit, beibehielt, im übrigen aber der lutherischen und reformierten Lehre sich anschloß. Diese Kirche heißt die „bischöfliche“ oder „englische“ Kirche. — Bisher nahm England nur eine untergeordnete Stellung in Europa ein, doch unter der Regierung Elisabeth's schwang es sich, nachdem es die Angriffe des stolzen Spaniens durch die Vernichtung der ganzen Flotte dieses Landes gedemüthigt hatte, zur ersten Seemacht der Welt empor.

Elisabeth war hervorragend an Geist, aber ihr Charakter war ein seltsames Gemisch von Tugenden und Fehlern; ein schwarzer Flecken in ihrem Leben bildet ihr Verhalten gegen die Königin Maria Stuart von Schottland.

Neben England bestand damals Schottland als ein selbständiges Königreich, über welches Maria Stuart herrschte. Diese war die durch Schönheit und Herzensgüte ausgezeichnete Tochter des Königs Jakob V. und die Enkelin Heinrich's VIII. von England und somit auch eine rechtmäßige Erbin von England. Gleichsam als wollte das Schicksal die unglückliche Maria schon in der Wiege verfolgen, verlor sie, erst acht Tage alt, ihren Vater. Es entstanden später Unruhen

in Schottland, und die besorgte Mutter führte ihre fünfjährige Tochter nach Frankreich, wo sie bei Hofe erzogen wurde. Kaum sechzehn Jahre alt vermählte sie sich mit dem nachmaligen König von Frankreich Franz II. Doch sehr bald löste der Tod diese so glückliche Ehe, und da auch Marias Mutter, die bisher als Regentin die Regierung in Schottland geführt hatte, bald mit dem Tode abging, so kehrte Maria als Wittve nach Schottland zurück, um den Thron des Landes einzunehmen. In Schottland war es inzwischen in Folge der Glaubensstreitigkeiten sehr unruhig zugegangen, und da Maria katholisch war, so sahen die Reformierten ihr Kommen sehr ungern, und ein Schüler Calvins, Johann Knox (spr. Nox), that alles mögliche, Mißtrauen und Argwohn gegen die Königin zu erhöhen. Auch Elisabeth, eine Feindin der Maria, wirkte hierfür so viel sie konnte. Mit Vergnügen sah Elisabeth, wie die Schottländer nach dem Tode der Regentin die katholische Religion gewaltsam abschafften; ihren lauernden Blicken entging nichts, was in dem Nachbarlande vorging. Sie wußte, daß die Wünsche und Hoffnungen aller Katholiken auf Maria gerichtet waren, sie wußte auch, daß diese in den Augen gar vieler als Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII. als rechtmäßige Königin von England galt, sie wußte endlich auch, daß Maria eine sehr schöne und lebenswürdige Frau war. Ja, Marias Jugend war mit den reichsten Gütern der Natur und des Glückes gekrönt; Glanz und Hoheit, Schönheit und Liebreiz, gewandtes Benehmen, Wit und äußere Bildung, dichterische und musikalische Anlagen — alles vereinigte sich in ihr, um die Herzen zu gewinnen. Noch haben sich französische Gedichte von ihr erhalten, die von der Wärme ihres Gefühls, wie von ihrer Sprachgewandtheit Zeugnis ablegen. Hier stand nun Elisabeth der schottischen Nebenbuhlerin weit nach; auch sie hat sich in Gedichten versucht, aber sie verraten weder poetische Schwung noch harmonische Ausbildung; bei ihr ist alles Gedanke, Vorsatz, Überlegung. Elisabeth war nicht schön, selbst in ihrer Jugend nicht (man spricht von schwarzen Zähnen, schieferm Rückgrat, falschem rot-blondem Haar, großer Magerkeit, einer langen, scharfgezeichneten Nase und gelber Gesichtsfarbe), aber außerordentlich eitel; sie wollte für eine Schönheit gelten. „Selbst im vorgerückten Alter hörte sie noch gern, wenn man sie mit der Venus an Schönheit, mit der Minerva an Klugheit und mit der Diana an Sittsamkeit verglich.“ Als einen besonderen Vorzug rechnete sie es sich auch an, niemals verheiratet gewesen zu sein; sie wollte frei und ungebunden sein.

So wurde bei Elisabeth der Haß und die Eifersucht gegen die Thronbewerberin, gegen die Katholikin und — gegen das schöne Weib immer größer. Maria schauderte vor dem Gedanken, das schöne Frankreich mit dem rauhen, nebeligen Schottland vertauschen zu müssen, worin der Aufruhr tobte, und doch mußte sie nun

die schwere Regierung übernehmen. Sie hielt arglos bei Elisabeth um die Erlaubnis an, ihren Weg durch England nehmen zu dürfen, aber diese schlug die Bitte nicht nur ab, sondern rüftete eilig eine Flotte aus, um Maria aufzufangen, wenn diese von Frankreich nach Schottland führe. — Am 15. April 1562 segelte Maria mit zwei Galeeren- und vier Transportschiffen von Calais ab. So lange sie die französische Küste noch zu sehen vermochte, ruhte ihr Blick unverwandt auf dem Lande, an welchem ihre Liebe hing. „Lebe wohl, mein Frankreich, lebe wohl! Ich werde dich nimmer wiedersehen!“ rief sie im schmerzlichsten Tone mehrmals aus. Bald darnach entstand ein dichter Nebel, unter dessen Schutz ihre Galeeren dem aufblauernden englischen Admiral glücklich entgingen, drei Transportschiffe fielen aber doch in dessen Hände. Mit steigender Angst näherte sich die Königin der heimatischen Küste, doch sie wurde mit großer Begeisterung aufgenommen, ihre Schönheit und Jugend — sie war damals 19 Jahre alt — und ihr freundliches, anmutiges Wesen nahm aller Herzen für sie ein. Der Tag ihrer Ankunft war für sie ein Tag der Freude und des Glücks, eigentlich der einzig frohe Tag, den sie in Schottland erleben sollte. Die Reformierten fürchteten, unter einer katholischen Königin möchte die katholische Religion wieder ihr Haupt erheben, obschon Maria jeden bei seinem Glauben ließ und nur für sich beim Volke um die Erlaubnis bat, Messe in ihrer eigenen Kapelle halten zu dürfen. Der konfessionelle Unterschied gab die erste Veranlassung zum Zwiespalt. Ihre Lage wurde hierdurch eine höchst peinliche, und um nicht in derselben allein zu stehen, vermählte sie sich zum zweiten Male und zwar mit dem Grafen Darnley (sprich Darnli), den sie wegen seiner Schönheit und Jugend lieb gewonnen hatte. Darnley war auch katholisch, und deshalb sah das Volk diese Verbindung nur sehr ungern. Dazu mußte Maria zu ihrem großen Schmerze bald erfahren, daß die äußere Schönheit des Mannes sie verblendet habe, er war roh, leidenschaftlich, trotzig und hochfahrend, infolge dessen war die Ehe sehr unglücklich. Und so kam es, daß Maria, wenn sie des Rates bedurfte, sich mehr und mehr an ihren Geheimsekretär, einen jungen Italiener David Rizzio, wandte und diesem ihr Zutrauen schenkte. Darüber war Darnley so erbittert, daß er Befehl gab, diesen zu ermorden. Vor den Augen der Königin — der Bedrängte hatte sich, um Schutz bittend, der Gebieterin zu Füßen geworfen — erdolchten die Verschworenen den Günstling. Diese böse That entfremdete in einem noch höheren Grade das Herz der Königin ihrem Gemahl; es war als ob das Gespenst des Ermordeten sich zwischen beide gestellt hätte. Dies Verhältnis benutzte Graf Bothwell (spr. Bofswel), der aus angesehenem schottischen Adel stammte, aber ein höchst ausschweifender, lüderlicher Mensch war, um die Gunst der Königin zu gewinnen; es gelang ihm, nichts unter-

nahm sie ohne seinen Rat. Schließlich drang er in Maria, sich von Darnley scheiden zu lassen, um sie dann selber heiraten und sich auf den schottischen Thron schwingen zu können. Maria wollte von einer Scheidung nichts wissen, aber Bothwell war so frevelhaft, daß er Darnley ermorden ließ: man sprengte das Landhaus, in dem sich der König vorübergehend aufhielt, in die Luft. Da nun nach drei Monaten Maria statt sich von diesem Bothwell los zu machen, und die geforderte Untersuchung gegen ihn einzuleiten — da jedermann ihn als den Mörder bezeichnete — diesem die Hand zur Vermählung reichte, so ward das Volk wütend gegen Bothwell und die Königin. Ersterer entzog sich der Verfolgung durch die Flucht, er entkam nach den Orkney-Inseln und starb schließlich im Wahnsinn. Letztere aber ward als Gefangene in die Hauptstadt gebracht. Man behandelte sie dort mit aller Härte und Verachtung und zwang sie, dem Throne zu entsagen. Die Behandlung war überhaupt eine so unwürdige, daß die Königin beim Volke, sowie beim Adel Teilnahme erregte. Mehrere schottische Edelleute, die von Marias Unschuld überzeugt waren, befreiten sie aus dem Gefängnisse, viele ihrer alten Freunde versammelten sich um sie mit den Waffen in der Hand, um sich für sie des Thrones wieder zu bemächtigen. Aber das kleine Heer war viel zu schwach, es wurde zerstreut, und Maria mußte vor ihren Unterthanen fliehen; nach einem Gewalttritt von drei Tagen über Gaiden und durch Wälder überschritt sie die englische Grenze.

Elisabeth triumphtierte, als sie das seit Jahren gehegte Wild nun freiwillig ins Garn gehen sah. Maria hatte einen rührenden Brief an Elisabeth geschrieben und um Schutz und Aufnahme und eine persönliche Unterredung gebeten, doch statt gastfreundlicher Aufnahme wurde ihr Gefangenschaft. Neunzehn Jahre lang wurde Maria in dem Lande, welches sie als ihr gesetzliches Erbe betrachtete, in scharf überwachter Haft gehalten. Unter ihren Anhängern hatten sich viele Verschwörungen gebildet, sie zu befreien und die als unrechtmäßig und ungerecht betrachtete Königin von England des Thrones zu entsetzen, oder wohl gar zu ermorden. Papst Pius V. hat gegen Elisabeth den Kirchenbann ausgesprochen und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbunden, die Katholiken Englands, unterstützt von Herzog Alba, verursachten einen Aufstand, der die Befreiung Marias zum Zweck hatte, dieser sowohl wie alle Verschwörungen wurden entdeckt, verübelt und blutig bestraft. Schließlich wurde die gefangene Königin der Mitwisserschaft an diesen Verschwörungen angeklagt und vor das Blutgericht gestellt. Standhaft stellte Maria es in Abrede, je eine Verschwörung oder einen Mordversuch gebilligt zu haben und beteuerte ihre Unschuld. Doch durch bestochene Zeugen wurde es dahin gebracht, daß über sie das Todesurteil wegen Hochverrats gesprochen wurde. Elisabeth hielt das Leben der schottischen Königin mit ihrer

eigenen Sicherheit als unverträglich; der Papst hatte den Bannfluch gegen Elisabeth in den heftigsten Ausdrücken erneuert und Maria als die rechtmäßige Königin von England erklärt, Frankreich verlangte Marias Freilassung, Philipp von Spanien drohte mit Krieg, das protestantische England aber forderte die Hinrichtung. Es ersann, um Elisabeth — welche immer auf einen natürlichen Tod ihrer Feindin gehofft hatte — zur Hinrichtung Marias geneigt zu machen, erschreckende Gerüchte von neuen Mordanschlägen.

Mit fester Hand unterzeichnete Elisabeth das Todesurteil. Mit Ruhe und Fassung hörte die unglückliche Maria dasselbe an, brachte die Nacht vor ihrer Hinrichtung (8. Febr. 1587) größtenteils im Gebet zu, nahm tiefgerührt Abschied von ihren Freundinnen und einem alten Diener, der weinend vor ihr niedergesunken war, betrat mit Festigkeit, ein Kreuzifix in der Hand haltend, das Blutgerüst, fiel auf ihre Kniee und betete inbrünstig für die bedrängte Kirche, für ihren Sohn Jakob und ihre Feindin Elisabeth, ließ sich die Augen verbinden und legte dann mit den Worten: „O Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ — ihr Haupt auf den Block. Der Henker ward selber im Herzen gerührt, das Schluchzen und Weinen der Auswesenden machte ihn ganz verwirrt; er zitterte und verfehlte den Streich und erst auf den dritten Hieb ward das schöne Haupt vom Kumpfe getrennt. Maria starb im 46. Jahre nach fast zwanzigjähriger Haft. — Als Elisabeth Nachricht von der Vollstreckung des Urteils hielt, so stellte sie sich, als wäre sie unschuldig hieran und weinte und schluchzte. Um die Welt zu täuschen, wurden mehrere ihrer Minister, weil sie sich übereilt hätten, abgesetzt; aber es währte nicht lange, so erhielten sie ihr Amt wieder, und man mußte, was von dem Schmerze der Königin zu halten war.

Nachdem Elisabeth durch ein solches Blutgericht ihren Thron gesichert hatte, wandte sie wieder alle Sorgfalt auf die Regierung ihres Staates und der glänzendste Erfolg krönte alle ihre Unternehmungen. Die englische Flotte besuchte alle Teile der Erde. Noch sechzehn Jahre nach der Hinrichtung Marias saß Elisabeth auf Englands Throne. Die letzten Jahre verlebte sie jedoch in Schwermut und Trauer. Voll Gram und Schmerz über die Hinrichtung eines Günstlings (Graf Essex) von ihr, dessen Todesurteil sie voreilig ausgesprochen hatte, starb die „jungfräuliche“ Königin, wie sie sich gern nennen ließ, im Jahre 1603. Zu ihrem Nachfolger hatte sie den Sohn der Maria Stuart, den König Jakob VI. von Schottland, bestimmt. Mit ihm gelangten nun, da das Haus Tudor erloschen war, die Stuarts auf den englischen Thron und England und Schottland bildeten fortan einen einzigen Staat, das Königreich „Großbritannien“.

So sind denn das Leben und die Regierung Elisabeths so ganz anders verlaufen, als die ihrer königlichen Verwandten, welche durch

ihren Urtheilspruch gefallen war. In dem Streite der beiden königlichen Frauen, der zugleich ein Kampf der beiden großen religiösen Überzeugungen war, welche sich damals in so heftiger Feindschaft und Erbitterung gegenüber traten, sind die Meinungen der Menschen über die Schuld oder Unschuld der einen und der anderen stets sehr schwankend und geteilt gewesen. Wenn aber die Menschheit schon durch einen natürlichen Zug geneigt ist, dem Unglücklichen und Schwachen sich mit Theilnahme zuzuwenden und, falls Verschuldung sein trauriges Loos herbeigeführt hat, diese in milderem Lichte zu betrachten, so muß der Vergleich zwischen dem versteckten, zurückhaltenden, heimtückisch erscheinenden Wesen, womit Elisabeth den Todesstreich verhängte, und dem standhaften offenen Mute, womit Maria denselben ertrug, die Waagschale menschlichen Urtheils zum Nachtheile der mächtigen Inselkönigin sinken lassen, und man darf wohl sagen, daß der Gesamteindruck des Schillerschen Dramas mit dem Gesamturtheil der Geschichte, wie es sich bei der Nachwelt festgesetzt hat, im Einklang steht.

Maria Stuart in der Gefangenschaft.

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit,
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängnis entstiegen?
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruf?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in den Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.

Dort legt ein Fischer den Nachen an,
Dies elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich schnell zu befreundeten Städten,
Spärlich nährt es den dürstigen Mann,
Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm er mich ein in den rettenden Kahn.

Hörst du das Hifthorn? Hörst du's klingen,
Mächtigen Rufes durch Feld und Hain?
Ach, auf das mutige Roß mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr! O, die bekannte Stimme,
Schmerzlich süßer Erinnerung voll!
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden
Auf des Hochlands bergichten Heiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl.

Schiller

15. Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg.

Der Grund zu Preußens Macht und Größe wurde vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gelegt. Mit dem zwanzigsten Jahre rief ihn der Tod seines Vaters (1640) auf den Thron des durch den dreißigjährigen Krieg so schwer heimgesuchten Landes. Drei verschiedene und von einander getrennt liegende Provinzen, Brandenburg, die Cleve'schen Lande und Preußen, nannten ihn ihren Herrn, aber er war in keinem dieser Lande eigentlich Herr. Die Schweden und andere Kriegsherren hielten sie größtentheils besetzt. Die Truppen waren dem Kaiser vereidigt, die Stände pochten auf ihre Vorrechte, und die Regierungsgewalt hatte der katholische Minister Graf Schwarzenberg inne. Friedrich Wilhelm begann seine Regierung damit, daß er die bisherigen Truppen entließ und ein neues Heer, die erste stehende Heeresmacht schuf, mit der er manch herrlichen Sieg erfocht und bedeutenden Länderzuwachs erhielt. Raslos strebte er darnach, die getrennten Landesteile zu einem Ganzen zu vereinigen, sich vom Kaiser möglichst unabhängig zu machen, die ungebührlichen Rechte der Stände zu beschränken und seine Unterthanen durch innere Wohlfahrt zu beglücken.

An allen Unternehmungen des großen Kurfürsten hatte nun seine erste Gemahlin, Luise Henriette, den innigsten Anteil. Sie wurde stets von ihm um Rat gefragt, und sie riet ihm gut. — Geboren wurde sie am 27. November 1627 in Haag, der Residenzstadt der Statthalter von Holland. Ihr Vater war Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, der Erbstatthalter der Niederlande, die zu jener Zeit eine Republik waren. Zwei Jahre vor dem westfälischen Frieden hatte sich Friedrich Wilhelm mit ihr vermählt, nachdem der Versuch, die Hand seiner Verwandten Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, zu erhalten, an deren Abneigung gegen jede Verheiratung gescheitert war (s. II. Abschnitt: „Gustav Adolfs Frau und Tochter“).

Wie Friedrich Wilhelm das Vorbild eines weisen Landesvaters darstellte, so bildete sie das Muster einer edlen und tugend samen Landesmutter. Luise besaß eine herzegewinnende Freundlichkeit, hatte einen sehr hellen Verstand und eine ruhige praktische Auffassung der Verhältnisse. Oft milderte sie den heftig aufbrausenden Zorn des Kurfürsten und hielt ihn vor übereilten Schritten zurück. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Reisen, selbst auf seinen Feldzügen. Eine besonders geeignete Wirksamkeit entfaltete die junge Kurfürstin in Oranienburg, das früher Böbrow hieß, und Neuholland, welche Dörfer ihr zu Ehren so genannt wurden. Hier sorgte sie mütterlich für ihre Untergebenen und regte durch Viehzucht, Garten- und Ackerbau auf ihren Besitzungen überall zu nützlicher Thätigkeit an. Sie berief aus ihrer Heimat Gärtner und Bauern, welche den Brandenburgern als Muster und Lehrer für den Ackerbau dienten. Sie ließ Zuchttrinder, ferner feine Obstsorten und gute Gemüsearten aus Holland kommen, ließ die ersten Kartoffeln anbauen und pflanzte kostbare Tulpenzwiebeln. Um alle Zweige der Wirtschaft kümmerte sie sich und führte Buch darüber. Zu den Bauten entwarf sie selbst Zeichnungen, in den Gartenanlagen wies sie selbst den Bäumen ihre Plätze an. Bei Anlegung der „Linden“ in Berlin pflanzte sie eigenhändig den ersten Baum. In die Teiche setzte sie Fische und überwachte ihre Pflege. Zur besseren Verwertung der Milch legte sie eine Molkerei an.

Bei der Taufe ihres zweiten Sohnes — das erste Söhnlein starb zum großen Schmerze der Eltern bereits im ersten Lebensjahre — stiftete die Kurfürstin in Oranienburg ein Waisenhaus, um armen, elternlosen Kindern eine Heimstätte zu bieten. Fast täglich besuchte sie diese Kinder; sie liebte sie wie eine Mutter und war der belebende Sonnenstrahl ihrer freudlosen Jugendzeit. Die Kurfürstin war überhaupt eine Mutter der Armen und Notleidenden und unterstützte mit vollen Händen; nicht selten ver sah sie den Dienst einer barmherzigen Schwester und stand im Spital den Sterbenden bei. Dem Schulunterrichte wandte sie gleichfalls ihre landesmütterliche Fürsorge zu; durch sie wurde das Unterrichtswesen gefördert und die öffentliche Wohlthätigkeit durch Errichtung von Hospitälern und Waisenhäusern angeregt. Viel Sorgfalt verwendete sie auch auf die Erziehung ihrer Kinder und stellte tüchtige Lehrer an.

Troß des Glanzes, den wir sonst und um diese Zeit mehr denn je bei Hofe finden, bewahrte Luise ihre Einfachheit und die stillen Tugenden der Häuslichkeit. Sie verschmähte die französische Mode, die zu dieser Zeit maßgebend war, und verunzierte nicht nach damaliger Sitte ihr Angesicht mit Schönheitspflästerchen (S. 39); sie war eine schlichte und doch im wahren Sinne des Wortes eine fürstliche Frau.

Endlich war die Kurfürstin Henriette Luise auch eine fromme Frau, jeden Tag begann sie mit einer Morgenandacht, an der die Prinzen und die Dienerschaft teilnahmen; außerdem hatte sie täglich eine stille Gebetsstunde, wo sie mit Gott redete und ihm alles sagte, was ihr Herz bewegte. Ihr frommer und religiöser Sinn bekundete sich auch dadurch, daß sie als Dichterin geistlicher Lieder selbst noch auf ihrem Sterbebette thätig war. Vier dieser Lieder sind auf uns gekommen; das schönste ist: „Jesus, meine Zuversicht“, welches sie im Angesichte des Todes auf Grund des Bibelwortes Hiob 19, 25—27 dichtete.

Es war dieser herrlichen Frau nicht beschieden, eine lange Reihe von Jahren so segensreich wirken zu können. Die häufigen und weiten Reisen, die um jene Zeit so beschwerlich waren, hatten frühzeitig ihre Gesundheit untergraben; längere Zeit litt sie an einem Brustübel, und nach der Geburt eines vierten Prinzen siechte sie dem Tode entgegen. Sie reiste zwar nach Holland, um dort Genesung zu finden, aber umsonst; schwer krank kehrte sie zurück und starb bald darnach in ihrem vierzigsten Lebensjahre am 17. Juni 1667. Der Kurfürst kniete an ihrem Lager, ihre Hände ruhten in den seinen. Er betete mit seiner sterbenden Gemahlin, und unter diesen Gebeten hauchte sie ihre edle Seele aus. Der Jammer ihres Gatten und des ganzen Volkes war unäglich groß; ihr Begräbniß war ein Trauertag im ganzen Lande.

Mit dem Tode seiner erhabenen Gattin wurde auch für Friedrich Wilhelm das Familienglück zu Grabe getragen. Er schritt zwar später zu einer zweiten Ehe, doch diese war eine höchst unglückliche, die zweite Frau (Sophie Dorothea, Tochter des Herzogs von Glücksburg und Wittve des Herzogs von Lüneburg) brachte viele Zermürnisse in die Familie, da sie ihre Kinder bevorzugte und es durchsetzte, daß der Große Kurfürst in seinem Testamente bestimmte, daß sein Land unter seine Söhne geteilt werden sollte. Glücklicherweise kam solches später nicht zur Ausführung. In solchen schweren Stunden stand der Große Kurfürst oft vor dem lebensgroßen Bildnisse seiner entschlafenen Luise und seufzte mit thränenfeuchten Augen: „Luise, Luise, wie vermisse ich dich, wärest du doch bei mir mit deinem guten Rate!“

16. Kaiserin Maria Theresia.

Maria Theresia, Karl VI. Tochter, die edle deutsche Frau und Herrscherin, deren weibliche und fürstliche Tugenden sich in seltenem Maße die Wage hielten und deren Lebenswürdigkeit ihre Macht und Größe vergessen ließ, hatte kaum den von ihrem Vater

auf sie vererbten Thron bestiegen und ihre durch die „pragmatische Sanktion“ versicherten Erblande in Besitz genommen, als ein mächtiger Fürstenbund: Preußen, Frankreich, Spanien, Bayern und Sachsen sich rüsteten, um das Testament Karls VI. umzustößen und ihr das väterliche Erbe: Schlesien, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steyermark, Kärnthener, Tirol und Mailand zu entreißen. Maria Theresia sah sich von allen Seiten bedrängt, dabei fand sie bei ihres Vaters Tode den Schatz leer und das Kriegsheer in dem erbärmlichsten Zustande. Schlesien ging an Friedrich II. verloren, Bayern und Franzosen besetzten Oberösterreich, die Sachsen fielen in Böhmen ein, die italienischen Provinzen neigten sich zu Spanien, Mähren schwankte.

In dieser Not traf Maria Theresia das rechte Mittel, sie wandte sich nach Ungarn und berief einen großen Reichstag nach Preßburg. Mit ihrem Kinde, dem nachmaligen Kaiser Josef II., in den Armen trat sie vor die Versammlung und sprach im Gefühle ihrer Würde und ihres Unglücks mit Thränen in den Augen: „Von meinen Verwandten und Nachbarn, die alle die pragmatische Sanktion beschworen haben, angegriffen, ohne Bundesgenossen und Freund, kommen wir zu Euch, Ihr Getreuen! Euerer Tapferkeit übergeben wir uns und unser Kind mit voller Zuversicht, daß Ihr nicht dulden werdet, daß Euerer Königin von den Feinden ihres väterlichen Erbes beraubt wird.“ Hingerissen von dem Eindrucke der Rede und der Anmuth ihrer jungen, schönen Königin, erhoben sich die Magnaten in glühender Begeisterung. „Unser Leben für unsere Königin Maria Theresia,“ riefen sie, die bloßen Schwerter erhebend, und bald sollten die Verbündeten die Gewalt dieses ritterlichen und vaterländischen Patriotismus fühlen. In aller Eile wurden im ganzen Reiche Truppen geworben, Kriegsvorräthe aller Art herbeigeschafft, außerordentliche Steuern bewilligt; der sämtliche Adel eilte in wohlgerüsteten Reitercharen, denen auch bald zahlreiches Fußvolk nachfolgte, an die Grenzen und warfen die Feinde mit Ungestüm zurück. Das Beispiel der Ungarn fand jetzt auch in den übrigen Erbländern begeisterte Nachahmung und allenthalben sammelte sich zahlreiches Kriegsvolk unter Maria Theresias Fahnen; und diese Truppen waren siegreich.

Bald aber gewann die Lage der Dinge wieder eine andere Gestalt. England wandte sich gegen Oesterreich, und Preußen eröffnete abermals den Krieg. Das Schlachtenglück neigte sich mehr auf die Seite Preußens und als es endlich zu einem Friedensschlusse kam, wurde Friedrich II. in dem Besitze von Schlesien bestätigt. — Elf Jahre später versuchte zwar Maria Theresia noch einmal, die schöne Provinz zurückzuerobern und ihre Ehre und ihr Ansehen wiederherzustellen; mit halb Europa schloß sie Bündnisse gegen Preußen, doch letzteres ging schließlich aus dem siebenjährigen Kampfe (1756—1763) siegreich und ruhmgekrönt hervor.

Schlesien war für Oesterreich verloren gegangen, trotzdem hatte Maria Theresia noch Raum und Gelegenheit genug, ihre Thatkraft äußern und ihr Augenmerk auf das Innere ihrer Staaten werfen zu können. Nach den Stürmen des Krieges war sie emsig darauf bedacht, die geschlagenen Wunden zu heilen, die Staatsschulden zu verringern, Ackerbau und Gewerbe zu fördern und dem Bürger- und Bauernstande aufzuhelfen. Sie hatte klaren Verstand und guten Willen genug, um einzusehen, was fehlte, um die Mängel nach Kräften abzustellen und zu verbessern. Sie war körperlich und geistig von der Natur reich ausgestattet. Ihre Bildung war gut, das Auge scharf und klar für das Ganze wie für das Einzelne, ihr Wille fest und beharrlich, ihr Fleiß unermüdblich, ihr Sinn fromm und weiblich, ihr Leben sittenrein und musterhaft. Thätig und wohlwollend, vorsichtig und milde, anregend und fördernd, betrat sie entschieden, aber doch schonungsvoll, den Weg der Neuerung. „Gleichwie ihr großer Gegner in Preußen, schuf sie durch ihre Persönlichkeit der Monarchie einen sittlichen Rückhalt und eine Popularität, welche der Name und die Überlieferung allein nie geben kann.“ Den Herrenstand, der so ritterlich ihr väterliches Erbe verteidigt hatte, griff sie nicht in seinen Rechten an, aber sie nahm sich der Bauern an, indem sie die Leibeigenschaft und die schweren Frondienste milderte. Manche Härte und Verkehrtheit der alten Zeit verschwand allmählich unter ihrer vorsorglichen Aufsicht. Ihr Gemahl Franz I., welcher mehr Talent zum Kauf- und Handelsherrn als zum Regenten besaß, übernahm die Aufsicht über die Finanzen und die Haushaltung des Hofes. Auch auf die Gerichtspflege wandte die Kaiserin ihre Aufmerksamkeit; die Foltern und Herenprozesse wurden abgeschafft, die grausamen Todesstrafen beseitigt und die ganze Gerichtsordnung in mildere Formen gefaßt. Das neue Gesetzbuch erhielt den Namen „Theresiana“. Obwohl sie eine eifrige Katholikin war und auch an der Ansicht festhielt, daß es Pflicht eines österreichischen Oberhauptes sei, die protestantischen Unterthanen zur katholischen Kirche möglichst zurückzuführen, so hatten sich trotzdem einestheils die Protestanten großer Milde zu erfreuen, und anderenteils entgingen ihr die Mißbräuche in der eigenen Kirche nicht, und sie zeigte Festigkeit, wo es galt, die Eingriffe des Papsttums in ihre Kronrechte zurückzuweisen. So hob sie die Inquisition (Rekorderichte) auf, verbot die Aufnahme ins Kloster vor dem fünf- und zwanzigsten Jahre, schaffte das Asylrecht der Kirchen und Klöster ab, untersagte den päpstlichen Nuntien (Abgesandten) die Reisen in ihrem Lande, und gestattete niemand mehr mit dem päpstlichen Stuhle in unmittelbare Verbindung zu treten. Den Einfluß der Jesuiten beschränkte sie; ja, als sie sich überzeugt hatte, daß die Jesuiten ihre Beichtgeheimnisse in Rom verraten hatten, hob sie auf Anraten ihres Ministers und Ratgebers, des berühmten Fürsten von Kaunitz

kurzer Hand den Jesuitenorden in Oesterreich auf, obſchon in der Ausführung ſehr viel Nachſicht geübt wurde und die Jesuiten ſelbſt unter Maria Thereſia inſolge ihres zähen Ausſtandens nie ganz verſchwunden ſind. Sie gründete Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten und ſchuf die Volkſchule in Oesterreich. Für die Bildung des Adels errichtete ſie eine Ritterakademie (Kadettenſtift) zu Wien, das „Theresianum“ genannt. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten (Politik) überließ ſie ihrem bedeutenden Miniſter v. Kaunitz und ihrem tüchtigen Sohne dem nachmaligen Kaiſer Joſef II. Letzterer verbeſſerte auch mit Daun das Heerweſen.

So hatte Maria Thereſia mit ihrem größten Gegner gar manche Ähnlichkeit. Gleich Friedrich dem Großen hielt ſie die ſtrengſte Thätigkeit für die erſte Pflicht eines Herrſchers. Im Sommer ſtand ſie jeden Morgen um fünf, im Winter um ſechs Uhr auf. Nach dem Gebet ging ſie an ihre Geſchäfte, denen ſie den ganzen Vormittag ohne Unterbrechung widmete. Dabei gab ſie ſogenannte Audienzen, und wie eine wahre Landesmutter hörte ſie jede Klage, auch die des niedrigſten ihrer Unterthanen an, und gern gewährte ſie die Bitten der Einzelnen, wenn ſie es vermochte und es den Geſetzen nicht zuwider war. Sie hörte nie auf, neben der großen Regentin eine lebenswürdige Frau zu ſein. Die Mittagſtafel verſammelte die ganze kaiſerliche Familie, und als liebevolle und ſorgſame Mutter hatte Maria Thereſia alle ihre Kinder — ſie hatte deren ſechzehn geboren, zehn überlebten ſie — um ſich. Nach Tiſche arbeitete ſie wieder im Kabinette, gegen Abend unternahm ſie dann meiſt mit ihrem Gemahl, ſo lange dieſer noch lebte — ſie waren neunundzwanzig Jahre vermählt (1736—1765) —, eine Spazierfahrt oder einen Luſtgang durch den Garten. Abends hörte ſie gern Muſik oder beſuchte ein Theater; am liebſten ſah ſie Volkſchaufpiele. Mit Jubel wurde ſie von dem Volke empfangen, und zwanglos gab ſie ſich der heiterſten Stimmung hin, wenn die Zuſchauer (als echt „Weaner Blut“) in lauten Beifall und luſtiges Gelächter ausbrachen. — Ihrem Gemahl war ſie eine treue, liebevolle Gattin; ſie hat ihn fünfzehn Jahre überlebt und hat ihn beweint bis zu ihrem Tode; das Trauerkleid hat ſie nie wieder abgelegt.

Maria Thereſia war dreiundſechzig Jahre alt, als ihre ſonſt feſte Geſundheit zu wanken begann. Eine hartnäckige Erkältung, welche ſie ſich bei einer Prozeſſion zugezogen hatte, führte ihren Tod herbei. Als ſie in ihren letzten Stunden mit geſchloſſenen Augen lag und eine der dienſtthuenden Frauen leiſe ſagte: „Unsere gute Kaiſerin ſcheint zu ſchlafen“, da ſprach ſie, ohne die Augen zu öffnen: „Ich ſchlafe nicht, obwohl ich könnte, wenn ich wollte. Aber ich fühle, daß meine Stunde kommt, und die ſoll mich nicht im Schlafe überfallen. Wachend will ich meinem Tode entgegen gehen.“ — Sie

starb am 29. November 1780, und allgemein war die Trauer im ganzen Lande, als die edle Fürstin, die Beschützerin des Rechtes, die Mutter der Armen verschieden war. Sie ist die Begründerin des österreichischen Gesamtstaates, der unter ihrem bewußten Einflusse den Übergang vom mittelalterlichen zum zeitgemäßen (modernen) Staate vollzog. Sie war eine geborene Herrscherin. Ihre Gestalt war majestätisch, ihre Züge schön, ihr Wesen liebenswürdig und bezaubernd. Liebevoll und dankbar gewann sie sich die Herzen aller, die sie umgaben. Ihr Leben war dem Lande ein Muster, ihre Regierung eine Wohlthat. Maria Theresia zählt zu den bedeutendsten Frauen, welche eine Krone getragen haben.

Ihr Erscheinen im ungarischen Reichstage ist auch poetisch gefeiert worden; lassen wir das Gedicht hier folgen.

Maria Theresia vor dem Reichstag der Ungarn (1741.)

Sie tritt herein in den Magnatenaal,
Theresia, die junge Kaiserin,
Die edlen Ungarn grüßt sie allzumal
Und zeigt ihr Kind mit mildem Mutterfinn;
Den Prinzen Joseph, hold von Angesicht,
Den liebend sie auf schönem Arme wiegt.
„Ihr tapfern, edlen Ungarn!“ hebt sie an:
„Bedrängt bin ich von schwerer Unglückswolke,
Ich spreche hier zu meinem treuen Volke,
Es steht die Kaiserin um Schutz euch an:
Mit Krieg bedrängen mich Europas Mächte,
Sie haben mir den Untergang geschworen;
So rüstet euch, ihr Männer zum Gefechte
Und kämpft für mich, denn sonst bin ich verloren.
Frankreich und Preußen gegen mich in Waffen!
Wo will ich wehrlos Weib mir Hilfe schaffen?
Seht dieses Kind, des Kaiserhauses Sprossen,
Wollt ihr von Euren Herzen es verstoßen?
An diesem kleinen Licht, laßt euch verkünden,
Wird sich vielleicht eine neue Sonn' entzünden,
Die ruhmvoll mit belebender Gewalt
Und segnend über Östreichs Lande strahlt.
Ich hoffe, nicht vergebens stehe ich;
Stets ist der Ungar brav und ritterlich.
Für eine Dame zieht er gern sein Schwert,
Die seinen hohen Heldenfinn verehrt.
Die Waffe, die im Kampf zum Siege flucht,
Sie sei dem Mann vom Weibe dargereicht!
Für Kind und Mutter zieht hinaus vereint
Zum Kampf, an Östreichs Grenze steht der Feind!“

Begeistert hören es der Ungarn Scharen,
Ein donnernd „Hoch“ ausrufen die Magyaren,
Ein donnernd „Hoch“ der jungen Kaiserin.
Im Auge flammt der kühne Männersinn,
Und bald darauf hört man von ihnen allen
Im Ungarland den Kriegesruf erschallen,
Allwärts des Volkes Herzen zu entflammen,
Und tapfere Scharen kamen schnell zusammen,
Es rüsteten sich die Reiter und die Mannen,
Die Waffen klirren und es weh'n die Fahnen,
Ausziehend hoch und ritterlich zum Krieg,
So halfen sie der Kaiserin zum Sieg.

G. Bernhard.

17. Herzogin Anna Amalie und der weimarische Museum.

Die traurige Zeit des dreißigjährigen Krieges und das darauf folgende Zeitalter Ludwigs XIV. haben Deutschland unberechenbaren Schaden zugefügt, indem sie in Leben, Sitte, Bildung an die Stelle des echt Deutschen das Römische, speziell das Französische setzten, und Fürsten und Fürstinnen gingen darin dem Volke mit dem schlechtesten Beispiele voran. Da war es der siebenjährige Krieg, der den deutschen Geist wieder erweckte; wenn auch Preußens König Friedrich II. noch am Welfen festhielt, so trat doch an verschiedenen deutschen Höfen eine Wendung zum Besseren ein, ein Vorzug der deutschen Kleinstaaterci. Markgraf Karl von Baden lud Klopstock zu einer ganz freien Stellung nach Karlsruhe ein, Karoline von Hessen, die „große Landgräfin“, sammelte Klopstock'sche Oden und veranstaltete den ersten Druck derselben, Karl von Braunschweig berief einen Kreis deutscher Dichter an das Braunschweiger Karolinum. Am hellsten aber strahlte der Ruhm des Weimarischen Hofes, dessen Frauen der zweiten Blütenperiode der deutschen Litteratur dieselbe Teilnahme entgegenbrachten, wie sie die erste bei den deutschen Frauen gefunden hatte.

Die Herzogin Anna Amalie (geb. 24. Okt. 1739) war die Tochter Karls von Braunschweig und der Herzogin Philippine Charlotte, Schwester Friedrichs II., und brachte aus ihrer Heimat die Liebe zur deutschen Litteratur mit. Noch nicht siebenzehn Jahre alt (16. März 1756) wurde sie die Gemahlin des Herzogs Ernst August Constantin von Weimar. Zwei Jahre nach ihrer Vermählung aber wurde sie schon Witwe, ihr Gemahl verschied, noch nicht 21 Jahre alt, an einem Brustübel, das er sich durch einen Sturz vom Pferde zuge-

zogen hatte. Sein Testament übertrug die Obervormundschaft über den Sohn Karl August und die Landesregierung seiner Gemahlin und bis zu ihrer Volljährigkeit dem Großvater der Prinzen, dem Herzog Karl von Braunschweig. Bis zum Regierungsantritte ihres Sohnes hat sie die Regentschaft zu ihrem unsterblichen Ruhme und des Landes Gedeihen und Segen geführt. Ausgezeichnet durch Milde und Güte, Einsicht und Weisheit, begeistert für Künste und Wissenschaften, verbesserte sie alle Zweige der Staatsverwaltung und erwarb sich mit vollem Rechte den Namen einer Landesmutter.

Ihre landesmütterliche Fürsorge bewies sie vorzüglich im siebenjährigen Kriege, von dem das weimarische Land viel zu leiden hatte. Die Einquartierungen und Durchzüge fremder Truppen kosteten dem Lande viel Geld und machten die Aufbringung von Lebensmitteln, Vieh und dergl. für die Unterthanen oft unerträglich. Als die Wunden des Krieges einigermaßen vernarbt waren, kam (1771 und 1772) eine furchtbare Hungersnot mit ansteckenden Krankheiten und großem Viehsterben über das arme Ländchen. Da ließ sie mit großen Kosten Getreide aus Archangel herbeischaffen. Den wenig Bemittelten schob sie zur Fortsetzung ihres Geschäftes Geld vor und unter die Armen verteilte sie Brot, Kleidung und Geld und ließ sie durch Arbeiten beschäftigen. Höchst wohlthätig war auch die Einrichtung einer Landesbrandkasse, wodurch der Wiederaufbau jedes abgebrannten Hauses möglich wurde, während früher viele Brandstätten unaufgebaut liegen blieben, und noch dergleichen segensreiche Einrichtungen mehr.

Gleich ausgezeichnet wie als treffliche Regentin war Anna Amalie auch als mütterliche Erzieherin; als Erzieher und Lehrer berief sie den berühmten Wieland und andere schätzbare Gelehrte. Die beiden Söhne aber, und insbesondere Karl August, arteten ganz der Mutter nach. Durch die vielen wohlthätigen Einrichtungen, die Karl August schuf, durch die zweckmäßigen Verbesserungen, die er ins Leben rief, durch seinen richtigen Blick, womit er immer das Ersprießliche für Land und Volk erkannte, durch sein menschlich fühlendes Herz, womit er Glück und Unglück seiner Unterthanen teilte, und durch seine Liebe für Künste und Wissenschaften, deren Kenner und Pfleger er war, erhob er sein Land zu einer Höhe der Bildung, Gesittung und des Wohlstandes, daß sein gefeierter Name von seinen Zeitgenossen mit Achtung und Bewunderung genannt wurde. Aber unvergessen soll es für die Nachwelt sein, daß sie es gewesen, seine Mutter Amalie, die dem Sohne die Wege geebnet hat, auf denen weiterschreitend Weimar zur geistigen Metropole Deutschlands wurde. Es gelang ihr, das sonst unbedeutende Weimar zum Sitz der hervorragendsten Geister zu machen und einen Musenhof daselbst zu begründen, welcher stets Deutschlands Zierde bleiben wird, und wo neben Wieland und Goethe noch ein Herder und Schiller als glänzendes Bier-

gestirnt strahlen. Mit Recht sagt Wieland von ihr: „Sie war in ihrer Art so gut die Einzige, wie Friedrich II. in der seinigen;“ und Kenner wie der geistreiche Knebel haben behauptet, daß Goethe in seiner „Iphigenie“ den Charakter der jungen Herzogin wiederpiegelte und daß die Dichtung verschiedene Züge von ihr entlehnt habe.

Als Amalie von der Regierung zurückgetreten war, gab sie sich ganz dem Wohlthun und den Künsten und Wissenschaften hin. Mit ihrem Sohne und ihrer Schwiegertochter, der geistreichen Luise, lebte sie in dem herzlichsten Einvernehmen. Im Alter von fünfzig Jahren unternahm sie noch eine Reise nach Italien, welche zwei Jahre dauerte, um die Kunstwerke dieses Landes kennen zu lernen. — Auch ihre ferneren Lebensjahre waren dem Wohlthun und der Pflege von Kunst und Wissenschaft und dem Verkehre mit den Dichterheroen und verschiedenen anderen großen Männern wie Knebel, Bode, Einsiedel, Seckendorf, Bertuch, Musäus u. a., die sich dem Kreise anschlossen, gewidmet. Sie starb im Jahre 1807, tiefbetrübt durch den Tod ihres bei Auerstädt (1806) tödlich verwundeten Bruders, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, und durch den bevorstehenden Untergang ihres Stammhauses. Der Ruhm einer edelthunenden Frau und treusorgenden Mutter folgte ihr nach, und noch bis auf diese Stunde wird Amalie mit Achtung genannt. Mit Recht sprach daher Goethe an ihrem Grabe: „Das ist der Vorzug der edelsten Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorthier gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu lenken haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwandten, und die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, als Selige.“

Dem Weimarer Lande ist überhaupt die große Gnade zu teil geworden, in ununterbrochener Folge sich vier fürstlicher Frauen zu erfreuen, deren Namen nicht nur die Geschichte des Landes dankbar verzeichnet. Wie Anna Amalie, Luise und Maria Paulowna, jede nach Charakter und Erfassung ihrer Aufgaben sich scharf abhebend, einen hervorragenden Platz in ihrer Zeit einnehmen, so auch die am 29. Juni 1897 heimgegangene Großherzogin Sophie, der das ganze deutsche Volk zum Danke verpflichtet ist für ein Lebenswerk im Dienste der Humanität und der geistigen Arbeit, reich an verheißungsvoll fortwirkenden Anregungen und bedeutenden Schöpfungen.

18. Königin Luise von Preußen.

Unter den Frauen der Befreiungskriege darf nicht ungenannt bleiben die edle Königin Luise. Zwar hat sie die Befreiung des Vaterlandes nicht erlebt, sie hat ihr Heldentum nur bewähren können im Dulden bei der Not des Staates, aber an ihrer hehren Gestalt nährte sich die Begeisterung der Frauen und auch der Männer, und als sie der Tod in Jugendschönheit, aber auch mitten in der Sorge, dahin raffte, erhielt die Liebe des Volkes zu ihr neue Nahrung. Die heimgegangene Königin schien als ein Vermächtnis jedem Einzelnen, zumal jeder deutschen Frau, einen Anteil an der Arbeit und am Dulden für das Vaterland hinterlassen zu haben.

Die Königin Luise entstammte jenem deutschen Lande, das Preußen zwei seiner berühmtesten Kriegshelden gegeben hat: den Marschall „Vorwärts“ und den Generalfeldmarschall Grafen Moltke. Ihr Vater war Herzog von Mecklenburg-Strelitz, stand aber, als sie am 10. März 1776 geboren wurde, in hannoverschen Diensten. Leider verlor Luise schon im Alter von sechs Jahren ihre Mutter. Ihre Erziehung leitete nun eine hochgebildete, edle Dame, Fräulein von Wolzogen, bis ihr Vater zwei Jahre später mit der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin eine zweite Ehe einging; aber schon im folgenden Jahre verlor Luise auch ihre zweite Mutter. Dieser wiederholte schwere Verlust veranlaßte ihren Vater, mit seiner Familie nach Darmstadt zu ziehen, wo die verwitwete Landgräfin, Luise's Großmutter, die Erziehung der reichbegabten und anmutigen Prinzessin leitete. Schon früh zeichnete sich diese durch ihre Teilnahme an fremdem Unglück aus und bemühte sich, freigebig die Not der Armen und Bedrängten zu lindern.

Während der Unruhen des französischen Revolutionskrieges war sie mit ihrer Großmutter und ihrer jüngeren Schwester Friederike bei ihrer älteren Schwester Charlotte, welche mit dem Herzog von Sachsen-Gilbburghausen vermählt war. Auf der Rückreise nach Darmstadt lernte sie in Frankfurt den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen kennen, welcher von ihrer Anmut, ihrem tiefen Gemüte und ihrem geistigen Wesen so gefesselt wurde, daß er sich im April 1793 mit ihr verlobte und am 24. Dezember desselben Jahres mit ihr vermählte.

Luise's Anmut, Güte und Mildthätigkeit gewannen ihr rasch die Herzen des ganzen Volkes. Von ihrer Natürlichkeit gab sie schon bei ihrem Einzuge in Berlin einen Beweis; sie hob, unter einer riesigen Ehrenpforte von achtzig weiß gekleideten Kindern mit Blumengewinden und einem Festgedicht begrüßt, zum Entzücken des Volkes die liebliche kleine Sprecherin empor, umarmte sie und küßte sie. Die hinter ihr stehende Oberhofmeisterin Gräfin von Bock, die Wächterin

über die Hofsitte, war über das Unerhörte und nie Erlebte so erschrocken, daß sie unwillig ausrief: „Mein Gott, was haben königliche Hoheit gemacht? Das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!“ — Die Herrliche aber schaute um sich, heiter und ruhig und fragte unbefangen: „Wie! darf ich das nicht mehr thun?“ — Liegt nicht in dieser Frage eine Unschuld, Kindlichkeit und Treuherzigkeit, die unaussprechlich ist!

Die Bürgerschaft von Berlin wollte den Einzug Luise's durch eine Illumination der ganzen Stadt festlich begehen. Als man dies dem Kronprinzlichen Paare mittheilte, sagte Luise: „Uns leuchtet der Sternenglanz der heiligen Nacht. Aber manche Kriegerwitwe, manches Waisenkind wird vielleicht den Weihnachtsabend in Kummer und ohne Freude verleben. Müge daher das Geld, das für die Beleuchtung der Stadt bestimmt ist, zur Bescherung für arme Witwen und Waisen verwendet werden.“

Luise ließ keine Gelegenheit vorübergehen, andern eine Freude, Armen eine Wohlthat zu bereiten. Der Vater ihres Gemahls, König Friedrich Wilhelm II., welcher sie die „Fürstin der Fürstinnen“ nannte, erfreute sie an ihrem ersten Geburtstage in Berlin durch reiche Gaben. Dann fragte er, ob sie noch einen Wunsch habe. Die Kronprinzessin wünschte sich eine Hand voll Gold, um die Armen der Hauptstadt an ihrer Freude teilnehmen zu lassen. Lächelnd bemerkte der König, wie groß sie sich die Hand voll Gold denke und die Antwort lautete: „So groß als das Herz des gütigsten der Könige.“ Dieser Wunsch wurde ihr auch mit königlicher Freigebigkeit gewährt. Als ihr Gemahl am 6. November 1797 den Königsthron bestieg, schrieb Luise an ihre Großmutter: „Ich bin jetzt Königin, und was mich am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht so ängstlich zu zählen brauche.“

Von sehr großem Einflusse war Luise auch durch das Beispiel, welches sie durch ihre Einfachheit, Sittenreinheit und Frömmigkeit dem ganzen Volke gab. Zur Zeit, da Luise nach Berlin kam, waren leider Uppigkeit, Sittenlosigkeit und Unglaube besonders in den höheren Ständen sehr verbreitet. Das Kronprinzliche Paar dagegen lebte schlicht und einfach, wie rechtschaffene Bürgerleute. Ihre Einfachheit machte einen äußerst günstigen und wohlthuenden Eindruck. Nie sah man sie anders als in leichten Musselin gekleidet, das schöne, leicht umlockte Haupt ebenso einfach geschmückt; und diese Grazie veranlaßte Berlins Töchter, eine Reform in ihrem Anzuge vorzunehmen. Sie wandten sich von den rauschenden Vergnügungen der Weltstadt ab und genossen mit heiterem Herzen auf ihrem Gute zu Pareß bei Potsdam die einfachen Freuden des Landlebens, wo sie in ungezwungener Weise mit den Bauern die Dorffeste begingen. General Röderitz schreibt (1798): „Dieses gute und lebenswürdige Paar er-

göht sich an den einfachen Freuden der Natur; sie feierten das Erntefest und nahmen an dem Glücke der Landleute teil. Die junge, schöne Königin vergaß ihre königliche Würde und tanzte zum großen Vergnügen der Bauern zwischen deren Söhnen und Töchtern.“ Dabei war die Königin eine freigebige Beschützerin der Künste und Wissenschaften und unterstützte aufstrebende Talente. Den Leidenden war sie eine tröstende Freundin, den Armen ein helfender Schutzengel, allen ein leuchtendes Vorbild. Vom Könige ward sie innig geliebt und verehrt, von deren Kindern für ihre zärtliche Sorgfalt und uneigennütige Mutterliebe dankbar belohnt, von ihren Unterthanen vergöttert.

Diese Zeit des Glückes wurde jedoch bald getrübt. Französischer Übermut verhängte schwere Prüfungstage über Preußen, und am härtesten wurde die königliche Familie getroffen. Die Königin mußte mitten im Winter mit den Prinzen fliehen. Die erste Nacht in Niemel verbrachte sie in einer Stube, deren Fenster zerbrochen waren, so daß das Bett vom Schnee eingeweht wurde. In ihr Tagebuch schrieb sie zur Zeit dieses Trübsal die schönen Worte Goethes:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie in kummervollen Nächten
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Doch in der schwersten Zeit, da eine Schreckensnachricht nach der andern eintraf und Napoleon in Tilsit für Preußen einen Frieden diktirte, welcher schmachvoller nicht sein konnte, blieb die Königin standhaft und unerschütterlich; drei Dinge konnte keine feindliche Macht ihr rauben, zum ersten die Liebe ihres Volkes, zum andern die innige Verbindung mit ihrem Gemahl und ihren Kindern und zum dritten das felsenfeste Gottvertrauen.

Zwar erlebte die Königin noch die Freude, an der Seite ihres Gemahls im Jahre 1809 wieder in Berlin einzuziehen, allein der Kummer hatte ihre Gesundheit zerstört. Bei Gelegenheit eines Besuches, den sie ihrem Vater abstattete, erkältete sie sich und erkrankte schwer. Der König reiste mit seinen beiden ältesten Söhnen Friedrich Wilhelm, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., und Wilhelm, dem nachmaligen ruhmgekrönten Kaiser Wilhelm I., zu ihr; es war ihr noch vergönnt, ihn begrüßen zu können und die Hand segnend auf ihre Söhne zu legen, dann entschlief sie sanft und gottergeben am 19. Juli 1810. Sie wurde im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt. Dort ruht über ihrer Gruft die Gestalt der verewigten Königin in Marmor, ein Meisterstück des Bildhauers Rauch. Th. Körner hat den ergreifenden Eindruck, welchen die Betrachtung dieses Meisterwerkes auf den Beschauer ausübt, in einem Sonett niedergelegt:

Du schläfst so sanft; die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt, die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache.

Zu ihrem Andenken wurde in Berlin die Luiseustiftung, eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, gegründet und 1814 der Luiseorden gestiftet, welcher die Frauen für die hingebende Wartung und Pflege kranker, schwerverwundeter Krieger belohnen sollte.

Folgender Brief an ihren Vater enthüllt uns in herrlicher Weise die Hohenheit ihres Geistes und die Innigkeit ihres Gemüths:

Memel, den 7. Junius 1807.

Mit der innigsten Nührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinem Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.

Es ist wieder aufs neue ein ungeheueres Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns — der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache!

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist: er schickt nicht mehr, als wir tragen könnten. Noch einmal, bester Vater: wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten! Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter und — Gott Lob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt —

Ihre Freundin

Luiſe.

Auf den Tod der Königin Luise.

(19. Juli 1810.)

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Seid ihr, so geweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkst Du zum Schlummer nieder?

Sink' in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe labt am Quell der Wunden.

Auf, Gesang vom Klagethale!
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Siegeshymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle!

Sink an deiner Völker Herzen
Du im tiefsten Leid Verlorener,
Du zum Märtyrthum Erforner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige sie loben.

v. Schenkendorf.

19. Deutschlands Frauen im Jahre 1813.

Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war in dem unbergeklärten Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, nur ein Gefühl, ein Jorn und eine Liebe: das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten: „Krieg! Krieg!“ scholl es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. — „Krieg!“ rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war — „Krieg!“ der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Führen tot trieb — „Krieg!“ der Bürger, den Quartierungen und Abgaben erschöpften — „Krieg!“ der Tagelöhner, der keine Arbeit mehr finden konnte — „Krieg!“ die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in das Feld schickte — „Krieg!“ die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ.

Aber auch im ganzen übrigen Deutschland loderten gleiche heilige Flammen auf, sobald man irgendwo nur freier zu atmen und dem schwer zurückgehaltenen Unmuth Luft zu machen vermochte. Von den fernsten Grenzen des Südens bis zum Norden und Westen, wo immer nur deutsche Zungen redeten und deutsches Blut in den Adern rohte, da wiederholte sich derselbe Sinn und dieselbe That. Jünglinge, die kaum mehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knien, Offiziere, die wegen Wunden und erschöpfter Kraft längst ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Lehrer und Böglinge an Schulen, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, die somit in jeder Hinsicht des Kriegsdienstes

entschuldigt waren, wollten sich selbst nicht entschuldigen. Ja, selbst Jungfrauen drängten sich unter mancherlei Bekleidungen und Verstärkungen zu den Waffen, alle wollten sich üben, sich auf eigene Kosten rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Schmiede war eine Waffenwerkstätte.

Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, herzliche Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit berechnen, die zum Teil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig teuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufzählen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt, die Verwundeten verbunden haben! Hiervon in Kürze nur einige Beispiele.

„Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden“ hatte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., in seinem Aufruf an sein Volk gesagt; und alles drängte sich zu geben. In dieser Zeit der Opferfreudigkeit und Begeisterung für die Freiheit Deutschlands begaben sich drei Frauen von ihren Landgütern nach Berlin. In dem Gasthose in Berlin, wo sie abstiegen, lag eben auf der Wirtstafel eine gedruckte Bitte um Beiträge für die Verteidigung des Vaterlandes. Die Frauen leerten sogleich ihre Geldbörsen auf einen Teller; dabei zog die eine von ihnen noch die Ringe ab, und legte sie bei, die andere die Ohrringe.

Ein Fräulein Ferdinande von Schmettau — gestorben im Jahre 1875 — die sich in der Gesellschaft befand, war sehr arm; ihr Vater war ein Oberst a. D., welcher mit 11 Kindern von 600 Thalern Pension lebte und auch bereits seine Staatschabrade, die Mutter und älteren Geschwister — Ferdinande war erst sechzehn Jahre alt — Ringe und Pretiosen auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt hatte. Sie schaute vergeblich in ihre Geldbörse, es war nichts darin. An ihren Ohren hatte sie keinen Schmuck und ihre Finger trugen keinen Ring. In ihren Augen, die unwillkürlich nach einer Gabe suchten, glänzten große Thränen. Geben wollen und nichts haben, das thut ja so weh. — Sie trat ans Fenster und verberg ihre Thränen. Die anderen Frauen wollten sie zart beruhigen, und sie sagte: „Noch niemals hat mich meine Armut so gedrückt wie jetzt. Ich habe weder Geld noch Geschmeide, und doch möchte ich so gerne auch etwas für mein Vaterland geben können“. Blögllich aber war ihr bekümmertes Gesicht wie mit einem Strahle

der Freude erleuchtet. „Ich habe doch noch etwas!“ rief sie aus, und opferte ihr schönes, reiches Haar. Hofrath Heun (Clauren), welcher die eingegangenen Gaben zu verwalten hatte, ließ Uhrbänder und Ringe daraus herstellen und bot sie in der Spenerschen Zeitung zum Verkauf aus. Der Erlös betrug mehr als zwölfhundert Thaler.

Auch auf dem Schlachtfelde selbst haben sich nicht wenige deutsche Frauen während der Befreiungskriege ausgezeichnet. Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg, brachte bei dem Gefecht bei Lüneburg (2. April 1813) eine Wendung zu Gunsten der Deutschen dadurch hervor, daß sie den Preußen, die wegen vollständigen Mangels an Munition schon im Begriff waren, sich zurückzuziehen, aus einem umgestürzten französischen Munitionswagen in ihrer Schürze Patronen herbeirug, und im dichtesten Kugelregen damit fortfuhr, bis die Franzosen zurückgeschlagen waren.

Sophie Dorothea Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg griff selbst zu den Waffen. Mit dem York'schen Corps, in dem sie später sogar Unteroffizier war, zog sie kämpfend und siegend von der Oder bis zur Seine, und mit dem eisernen Kreuze und mit einem russischen Orden geschmückt kehrte sie heim. (S. auch Nr. 20 „Eleonore Prohaska“.)

In der Zeit der deutschen Befreiungskriege tritt zum ersten Male eine volle, wirkungsreiche Begeisterung für die Angelegenheiten des Vaterlandes in allen Kreisen der deutschen Frauenwelt hervor, wie sie die geschichtliche oder auch nur sagenhafte Überlieferung früherer Zeiten nur von einzelnen Frauengestalten zu berichten weiß. — „Das ganze Deutschland soll es sein“.

Preußens Frauen.

Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Liebs, das ich euch bringe;
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
Sowie ihr gabt vom Busen eure Knaben

Dem Vaterland! In Erzchrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinde!
Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

Denn, wenn sie selbst im Sturm des Feindes Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Leide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden.

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Nun steigt durch sie, so soll's die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmieden, ihr gabt eu'r Geschmeide.

Fr. Rückert („Geharn. Sonette“).

20. Eleonore Prohaska, die Heldenjungfrau.

Eine Heldin des Schwertes in der Zeit des deutschen Befreiungskrieges war auch Eleonore Prohaska (am 11. März 1785 zu Potsdam geboren). Sie war die Tochter eines Musiklehrers, der als Unteroffizier in der Armee Friedrichs des Großen und dann unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Heere der französischen Revolution gekämpft hatte. Im Jahre 1797 kehrte er zurück, sein Weib, die ohnehin ihres Pfleger- und Erziehramtes nicht in der besten Weise gewaltet hatte, war schon vor seiner Rückkehr gestorben, und Eleonore, als die älteste Tochter, hatte schon längst den Haushalt geführt und war somit schon im frühen Alter zu einer großen Selbständigkeit gelangt. Als die jüngere Schwester soweit herangewachsen war, dem Vater die Wirtschaft führen zu können, trat sie in Dienste, 1810 war sie Köchin beim Hofbaurat Manger zu Potsdam, und ihre Herrschaft hat ihr das beste Zeugnis ausgestellt.

Als nun das Vaterland geknechtet darniederlag und König Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 den bekannten Aufruf „An mein Volk!“ erließ, so machte sich Eleonore heimlich auf und trat unerkannt unter dem Namen August Menz als Jäger zu Fuß in das Lützow'sche Freikorps. In einem Briefe aus ihrem ersten Bivouac schrieb sie an ihren Bruder:

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir etwas ganz Neues mitzuteilen, worüber Du mir aber vorher versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht. Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. — — Ich war im Innern meiner Seele überzeugt, daß ich keine schlechte oder leichtsinnige That begehe; denn ich nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine ausländige Manneskleidung zu kaufen, bis ich Montierung erhielt. Dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Thaler, Hirschfänger und Szako zusammen für drei und einen halben Thaler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger; meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe mir noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst von den Spanierinnen und Tirolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder. — — Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrevoll oder nie siehst Du mich wieder — —“

Um die unmännliche Stimme und das Fehlen des Bartes glaubhaft zu machen, gab sie ihr Alter auf einundzwanzig, statt auf achtundzwanzig Jahre an. In den Reihen der freiwilligen Jäger war August Menz ein allgemein beliebter Kamerad voller Mut und Entschlossenheit. Über das Leben unter den Kameraden giebt ein zweiter Brief Aufschluß, den Leonore an ihren Bruder richtete. Derselbe lautet:

Das Datum weiß ich nicht,
wir haben keinen Kalender,
und man merkt gar nicht, wann
Sonntag ist.

Lieber Bruder!

„Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen an den Feind kommen; es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in fünf Tagen wohl an dreißig Meilen zurückgelegt, und morgen um zwei Uhr marschieren wir schon weiter; aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen.“

Es ist mir noch immer geglückt, ganz unmerkt zu bleiben. Kann ich nicht ein Quartier für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Kamerad. Wegen meiner Stimme necken sie mich; da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben. Zu thun giebt es im Bivouak auch genug, denn außer mir ist nur noch ein einziger Schneider bei der Kompagnie; ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgends als Soldat haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: „Im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an; wenn das nur auf dem rechten Fleck sitzt“. Mit dem halte ich zusammen und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern.

Lieber guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Mut zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Überzeugung, daß Du, Vater und Karoline mir nicht böse seid, und so gehe ich, durch diesen Gedanken gestärkt, voll Mut und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann, guter Bruder, wird meine Freude überschwenglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, dann, teurer, guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl! Ich kann vor Thränen

nichts weiter sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde

Deine
Dich ewig liebende Schwester
Leonore, gen. August Menz“.

Die Todesahnungen wurden zur Wahrheit. Bei der Erstürmung einer Batterie am 16. September 1813 zerschmetterte ihr in dem Gefecht an der Gührde (Provinz Hannover) ein Kartätschenschuß den linken Schenkel. Mit dem Ausrufe: „Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen!“ sank sie nieder. Unter unsäglichem Schmerzen, welche sie standhaft und ohne einen Laut der Klage ertrug, verschied sie am 5. Oktober in dem Städtchen Dannenberg, wo sie auch begraben liegt. Trauernd folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannoversche und das russisch-deutsche Jägerkorps, der Oberst und sämtliche Offiziere, selbst der königlich preussische Minister und außerordentliche Gesandte. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturm geknickten Lilie, die gleich einer Jungfrau von Orleans den Kampf für König und Vaterland so mutvoll gekämpft, den letzten Gruß nach in das Grab.

Am 18. Oktober 1863, dem Gedenktage der Leipziger Schlacht, errichtete man auf dem Grabhügel der Heldin ein Denkmal und gleichzeitig rief man eine „Prohaska-Stiftung“ ins Leben zu dem Zwecke, aus den Zinsen des Kapitals arme Veteranen oder deren Wittwen und Waisen zu unterstützen.

Der Heldentod des tapferen Mädchens erregte Teilnahme und Bewunderung, Dichter, wie Rückert, besangen sie; der Geheimsekretär des Königs Friedrich Wilhelm III., Friedrich Dunder, dichtete während seiner Anwesenheit beim Wiener Kongreß eine Oper „Leonore Prohaska“ und kein Geringerer als Beethoven hat einen Teil dieses Textes in Musik gesetzt.

Jener Lieutenant, an welchen der Ruf des fallenden Mädchens gerichtet war, Friedrich Förster, ein begeisterter Freund Theodor Körners, hat gleichfalls die Heldenjungfrau besungen, und sein Gedicht nach dem Rhythmus des „Mantelliedes“: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ mag hier folgen:

Ich hatt' einen braven Kamerad,
Stein tapferer war im Feld;
Und galt es, verwegen zu jagen,
Den Feind aus der Schanze zu schlagen,
Wir waren uns treu gesellt.

Ein feines Bürschchen war er noch,
Ein blutjung' Milchgesicht;
Und neckten ihn gute Bekannte,

Dann sang er in hohem Diskante:
„Die Schneider sind anders nicht.“

Nicht wich er von meiner Seite,
Gefällig und behend;
Er verstand gut zu kochen, zu waschen —
Nun hatt' ich ganze Gamaschen
Und auch ein weißes Hemd.

Bei Büneburg in der Heiden,
Da liegt ein großer Wald.
„Auf, auf, zum fröhlichen Sagen!
Die Franzosen herausgeschlagen!“
Die Büchse blizt und knallt.

Und vor dem Wall da draußen
Empfing uns Kanonengruß;
„Spielt auf, spielt auf zum Tanze.
Ihr Brüder, wir stürmen die Schanze,
Den Feinden zum Verdruß!“

Mein Bürsch'chen nahm eine Trommel,
„Trum, trum!“ so marschirt es voran,
Den Sturmschritt hat es geschlagen —
Wir stürmten ohne Verzagen
Den grünen Hügel hinan.

Und als nun die letzte Salve kam,
Da stürzten sie, Mann bei Mann,
Da sank auch mein Kamerad nieder,
„Ach,“ rief er, „nehmt Euch, Ihr Brüder,
Eines armen Mädchens an!“

Und wenn's mein eigener Bruder wär —
Jetzt vorwärts zu dieser Stund'!
Hurra! Auf die Schanzen gesprungen!
Ihr Kanonen habt was gesungen —
Wir stopfen euch euern Mund.

Es waren die ersten Kanonen
Genommen von dem Feind,
In dem Pulverdampf inmitten
Wir haben wie die Kinder draufgeritten
Und haben vor Freuden geweint.

Und war nun auch der Jubel groß,
Ach, eins ging mir doch nah.

Wo ist mein Kamerad geblieben?
Es wollt' mich zum Tode betrüben,
Daß ich ihn nicht bei uns sah.

Da unten auf grüner Heide tot
Da lag eine Jungfrau zart.
Prohaska war sie geheiß'n
Das tapferste Mädchen in Preußen!
Sie war mein Kamerad.

21. Luise Scheppler, die Begründerin der Kinderbewahranstalten.

Wohl dem Kinde, das von klein auf eine liebevolle Pflege und sorgfältige Erziehung geniest! Und doch wie viele entbehren derselben, müssen doch so viele Eltern, Mütter wie Väter, ihrem notdürftigen Erwerb außer dem Hause nachgehen. Da hat nun die barmherzige Nächstenliebe zu der Einrichtung von Kinderbewahranstalten geführt, in denen jenen Kindern Aufsicht und Pflege während des Tages zu teil wird.

Die Schöpferin dieser Anstalten war ein einfaches Mädchen, die Dienstmagd des durch seine menschenfreundlichen Bestrebungen so bekannt gewordenen Pfarrers zu Waldbach im Steinthal Fritz Oberlin. Jenes Thal in den wilden Vogesen war ganz von Protestanten bewohnt und hatte in jenem schrecklichen Religionskriege, der dreißigjährige Krieg genannt, außerordentlich gelitten. Gegen hundert Familien etwa gewannen in jenem viele Stunden langen Thale kümmerlich ihren Unterhalt; Holzapfel und wilde Birnen, Gras in Milch gekocht waren oft die leibliche Nahrung der in elenden Hütten Wohnenden, und um die geistige Nahrung stand es nicht besser. Oberlin nun, welcher im Jahre 1767 nach Waldbach als Pfarrer versetzt wurde, ist zum großen Wohlthäter seiner Gemeinde geworden. Er verbesserte die Landwirtschaft, die Wiesenanlagen, den Obstbau, legte Brücken und Straßen an, die er eigenhändig mit seinen Bauern baute, er führte Industrie ein, gründete Spar- und Vorschußkassen, baute Schulen und war Lehrer, Prediger, Arzt, Krankenwärter, Seelsorger, Landwirt, alles in einer Person.

Eine treue Gefährtin bei solch unermüdlichem Schaffen war seine Gattin Magdalena. Sie durchwanderte helfend, beratend und tröstend das Steinthal, brachte stärkende Nahrung und Arznei für die Kranken, selbstgenähte Kleider für die Dürftigen, Belehrung und guten Rat für alle.

Auf diesen Gängen war die Pfarrfrau oft begleitet von einem kleinen Mädchen, einem armen Kinde aus Bellefosse, es ist dies ein Weiler, welcher zur Pfarrei Waldbach gehörte. Das Mädchen hieß Luise Scheppler und war geboren am 4. November 1763. Luise kannte keinen höheren Genuß, als in dem Pfarrhause kleine Dienstleistungen zu übernehmen oder der Frau Pfarrerin auf ihren Gängen zu den Armen und Kranken den Korb mit den Lebensmitteln zu tragen. Die größte Freude aber ward ihr zu teil, als sie nach ihrer Konfirmation als Magd in das Pfarrhaus einziehen konnte. Man hatte hier schon lange das Kind mit dem regen Geiste und dem herrlichen Gemüte lieb gewonnen; und gar bald merkten die braven Pfarrersleute, daß sie an der neuen Magd nicht nur eine Helferin im Hause, sondern auch eine treffliche Gehilfin ihres Wirkens in der Gemeinde gefunden hatten.

Luise hatte auch eine große Liebe zu kleinen Kindern, mitleidig blickte sie auf dieselben, wenn sie, sich ganz allein überlassen, auf der Straße lärmend oder auch weinend sich aufhielten, denn viele Eltern waren fort in den Wald oder auf das Feld, und die Kleinen ohne alle Aufsicht, und dadurch vielen Gefahren, vor allem der Gefahr der Verwahrlosung ausgesetzt. Luise sann und sann, ob es nicht möglich sei, von ganz früh an ein besseres Geschlecht heraufzuziehen. Da nahm sie einmal eine Anzahl kleiner Mädchen und Knaben in mütterliche Pflege, reinigte ihnen zuerst Gesicht und Hände, setzte sie dann in Reih und Glied und erzählte ihnen kleine Geschichten, sang ihnen ein Liedchen vor, spielte dann mit ihnen, zeigte und erklärte ihnen Bilder — kurz, das Steinthaler Dienstmädchen that, was jetzt die dazu besonders vorbereiteten Kinderpädagoginnen thun. War das Wetter unfreundlich, da versammelten sich die Kinder in der Scheune des Pfarrhofes.

Oberlin sah staunend zu, und der Gedanke an die Kleinkinderbewahrung wurde immer mächtiger in ihm und erfüllte lebhaft sein Herz. Er sorgte für helle Räume zur unentgeltlichen Aufnahme der Kinder vom dritten bis zum siebenten Lebensjahre, auch beschaffte er Bilder und andere Anschauungsmittel. Luise Scheppler aber ist diesem Dienste an den Kleinen treu geblieben bis an ihr Lebensende. Acht- und fünfzig Jahre lang war sie die geschickteste unter den Leiterinnen der Kinderbewahranstalten; keine konnte so erzählen wie sie, so faßlich und so zum Herzen sprechend, keine vermochte die Augen der Kinder so erglänzen zu lassen, wie sie, wenn sie Geschichten vom Heiland erzählte.

Dabei veräumte sie die Sorge für die Armen und Kranken nicht, und als die treuorgende Gattin Oberlins bereits verstarb, als Luise erst zwanzig Jahre alt war, so besorgte letztere auch das ganze Haus-

wesen des menschenfreundlichen Pfarrers musterhaft bis zu seinem Tode im Jahre 1826.

Luiſe war eine Heldin opfernder Nächſtenliebe. Die von ihr ins Leben gerufenen Anſtalten fanden auch auswärtig Nachahmung. Den erſten namhaften Verſuch zur Einführung von Kinderbewahranſtalten in Deutſchland machte die um Volkserziehung gleichfalls hochverdiente Fürſtin Pauline von Lippe-Detmold; und heute finden wir Kinderbewahranſtalten, Kleinkinderschulen, Krippen, Kindergärten, oder welchen Namen man ihnen ſonſt gegeben hat, in allen Städten und auch in vielen Dörfern.

Luiſe Scheppler ſtarb am 25. Juli 1837, in ihren letzten Jahren war ſie beſonders auf die Ausbildung von Lehrerinnen für die Kleinkinderschulen bedacht. An ihrem Begräbniß nahm das ganze Steintal teil und viele Thränen des Dankes und der Wehmut wurden der Heimgegangenen nachgeweint. Tief ergreifend und vieler Augen zu Thränen rührend war ein Abſchiedſchreiben, das Luiſe ſelbſt verfaßt und das, wie ſie gewünscht hatte, der Gemeinde bei ihrem Begräbniß vorgeleſen wurde. In dieſem Schreiben nimmt ſie in der herzlichſten Weiſe Abſchied von allen, die ihr ſo nahe geſtanden, von allen Freunden und Freundinnen, von Wohlthätern und Wohlthäterinnen, die ſie mit Mitteln ausſtatteten zum Wohlthun, von der ganzen Gemeinde und auch von der Kleinkinderschule. Sie ſagt zu den Kleinen: „Und ihr, meine lieben Kinder aus der Strichſchule in Waldbach und in der ganzen Gemeinde, euch ſage ich Lebewohl. Ich verlaſſe euch, aber körperlich nur, denn ich werde fortfahren, den Herrn zu bitten, euch zu ſegnen und euch alle zu ſich zu ziehen. Denket oft an euere Luiſe, die euch ſehr geliebt hat. Ich werde fortfahren, den Herrn zu bitten, euch für die Perſon, die mich erſetzen wird, dieſelbe Liebe, dieſelbe Ehrfurcht und denſelben Gehorſam einzuflößen, die ihr mir erwieſen habt. Ja, thut es, liebe Kinder; ich werde mich in der Ewigkeit deſſen freuen.“ —

Unbeſtritten muß Luiſe Scheppler als die Gründerin der erſten Kinderbewahranſtalt gelten, denn Oberlin ſelbſt iſt erſt durch ſie veranlaßt worden, den Kinderbewahranſtalten ſpäter ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Fürſorge zu widmen, und der „Niederländiſche Kurier“ hat in ſeiner Nummer vom 6. September 1829, in welcher er auch der Kleinkinderbewahranſtalten gedenkt, das Richtige getroffen, wenn er ſchreibt: „Die Ehre dieſer Idee, die ſchon ſo reichliche Früchte getragen hat und bald überall eingeführt ſein wird, gebührt ganz allein der Luiſe Scheppler, einer armen Bäuerin aus Belleſoffe.“

22. Frau Marie Simon, eine deutsche Samariterin.

Die letzten ruhmreichen Kämpfe unseres Volkes haben uns nicht nur leuchtende Vorbilder des Heldentums gegeben, wir erblickten auch die schönsten Züge stillwaltender Wohlthätigkeit und opferfreudiger Hilfe überall da, wohin der Krieg seine dunklen Schatten warf: von dem Verbandplage des flammenbeleuchteten Schlachtfeldes bis in die stille, düstere Ecke des heimatlichen Lazarett's. Hinter dem siegreichen deutschen Heere stand einmütig das opferfreudige deutsche Volk, hinter dem kämpfenden deutschen Manne das hilfsbereite, sorgende Weib: und zwar von der mächtigen Herrscherin des Reiches, einer Königin und Kaiserin Augusta, einer Großherzogin Luise von Baden bis zu der Arbeiterin, die ihre von der Mühe des Tages angegriffenen Augen noch bei Nacht anstrengte, um das abgetragene Leinen in Charpie zu zerzupfen für die verwundeten Söhne des Vaterlandes. Das leuchtende Beispiel, welches die an der Spitze mildthätiger und patriotischer Frauenvereine stehenden deutschen Fürstinnen boten, wirkte begeisternd auf alle deutschen Frauen und ganz besonders auf diejenigen unter ihnen, welche, von edler Menschenliebe getrieben, hinauseilten auf den Schauplatz des Krieges, um inmitten aller Schrecken desselben eine segensreiche Thätigkeit zu entfalten.

Unter diesen opferfreudigen Krankenpflegerinnen zeichnete sich ganz besonders Frau Marie Simon aus. Sie wurde geboren am 26. August 1824 zu Doberschau, einem wendischen Dorfe in der sächsischen Oberlausitz. Früh verwaisst, lernte sie schon in ihrer Jugend den Ernst des Lebens kennen und bildete dadurch jene Willens- und Thatkraft aus, welche für die leidende Menschheit so segensbringend werden sollte. Als die pflichttreue und thätige Gattin eines Weißwarenhändlers lebte sie länger als zwanzig Jahre in Dresden in einfach bürgerlichen Verhältnissen. Als aber der Krieg von 1866 hereinbrach, eilte sie, von ihrem edlen Herzen getrieben, nach Böhmen zu den Tausenden von hilflosen Verwundeten, und ihrer beispieldlos uneigennütigen und opferbereiten Menschenliebe, ihrem festen Willen und ihrem praktischen Verstande gelang es bald, überall und selbst in den schwierigsten Fällen Rat, Linderung und Hilfe zu bringen. Die schlichte deutsche Frau in dem einfachen Gewande mit dem roten Kreuz am Arm war den Leidenden eine gar tröstliche, lichtvolle Erscheinung, denn überall wußte sie das Rechte zu treffen, ob es sich um Herbeischaffung von Lebensmitteln oder Stärkungen handelte, ob es die Pflege der Verwundeten oder der Cholerafranken betraf. — Als aber die schwere Zeit des Krieges vorüber war, da kehrte die edle, bescheidene Frau zu ihrer stillen häuslichen Thätigkeit zurück, als hätte nie eine schwerere Wirksamkeit auf ihren Schultern gelegen.

Ihre außerordentlichen Verdienste und der hohe Wert ihres Charakters aber fanden überall die höchste Anerkennung und veran-

laßten die damalige Kronprinzessin Carola, jetzige Königin von Sachsen (s. S. 94), Marie Simon an die Spitze eines neugegründeten Vereins für Krankenpflege, des „Albert-Vereins“ (S. 96), zu berufen und sie so dauernd für das schöne Werk der Humanität zu gewinnen. —

Die Kriegsstürme des Jahres 1870 waren entfesselt; mit unglaublicher Schnelligkeit eilte das Heer über den Rhein, um die bedrohten Grenzen des Vaterlandes zu schützen. Ihr auf dem Fuße folgte die freiwillige Krankenpflege. Wohl ausgerüstet zu ihrer ernstesten Thätigkeit und mit vielem Hilfsmaterial und Verbandzeug versehen, begab sich auch Frau Simon am 3. August als Abgeordnete des Albert-Vereins und Führerin seiner sechs Pflegerinnen auf den Kriegsschauplatz. Welche außerordentliche Thätigkeit sie hier entwickelte, wie segensreich sie hier wirkte, das sehen wir am besten an ihren Briefen, denen wir Nachstehendes entnehmen. Während der blutigen Kämpfe um Metz wurde sie nach Pont à Mousson berufen, sie kam in der Nacht dort an, als die Verwundeten aus der Schlacht vom 16. August scharenweise dort eintrafen. Niemand in der Stadt wollte die Verwundeten aufnehmen. Im Seminar lagen deren mehr als tausend, und Massen von Wagen mit Unglücklichen, die nicht untergebracht werden konnten, standen noch auf den Straßen herum. „Wir besannen uns nicht,“ schreibt sie, „und brachen die Kirche auf, da man sie uns nicht gutwillig öffnete, und suchten nun hier die Armen unterzubringen. Zunächst sahen wir uns nach Stroh und sonstigem Material um, worauf wir sie betten konnten. Es war hier kein Plätzchen leer, alle Gänge waren belegt. Wir suchten ein Faß Wein zu bekommen, und das war das einzige, was wir, mit Wasser vermischt, den armen erschöpften Menschen geben konnten. Es war eine schreckliche Nacht; in dieser einen Nacht habe ich mehr als fünfzig Jahre gelebt und gelitten; ich hatte nur eine Bitte zu Gott: um Kraft zum Ausdauern; mir ahnte, es käme noch Schlimmeres. Meine armen Pflegerinnen waren ebenfalls sehr erschöpft; ich konnte ihnen nicht einmal etwas bieten, um ihre Kräfte aufzufrischen, denn der letzte Rest von den Mundvorräten, die ich für unseren eigenen Bedarf mitgenommen hatte, war in der Nacht verteilt worden. Ohne irgend etwas genossen zu haben, mußten sie mit mir vom Verbinden fort und auf unseren mit Kisten bepacten Leiterwagen weiter nach Metz vor.

Wir fuhren gegen zwölf Uhr mittags ab. Die Hitze war grenzenlos. Die Kolonnen wirbelten einen Staub auf, daß wir kaum die Augen öffnen konnten. Alle Ortschaften, die wir passirten, waren in größter Aufregung; wir hörten Kanonendonner und sahen Feuerschein, der von brennenden Dörfern herrührte. Um 8 Uhr abends kamen wir auf eine Anhöhe, wo wir in gerader Linie kaum eine

Stunde vom Schlachtfelde entfernt waren. Wir vernahmen ganz deutlich das Kleingewehrfeuer und sahen das Aufblitzen der einzelnen Schüsse. Unsere Wagen wurden auf ein Feld gefahren und wir mußten dort eine feuchte, kalte Nacht zubringen.

Als der Tag zu grauen begann, brachen wir nach dem Schlachtfelde auf, konnten aber erst um Mittag St. Privat erreichen. Es stand noch in hellen Flammen; fast alles, auch die Kirche war ausgebrannt. Nach langem Hin- und Herirren fand ich eine große Scheune und mehrere daranstoßende Gebäude, in welche man die Verwundeten unterbringen konnte. Die Scheunen waren voll Geröll; ich hielt jeden Soldaten, der noch gesunde Glieder hatte, an, beim Ausräumen mit behilflich zu sein, und ich habe keinen vergebens um Beistand gebeten. Auch das gegenüberliegende Pfarrhaus richteten wir zum Lazarett ein. — Wir hatten nicht wenig mitgebracht und doch war es so gut wie nichts dem gegenüber, was wir brauchten. Außer Verbandzeug, Medikamenten und den nöthigsten Erquickungen enthielten unsere Kisten zum Glück Olivenöl, Laternen und kleine Lichtchen; hätten wir diese nicht gehabt, so hätten wir mit Tausenden von Verwundeten die Nacht im Finstern zubringen müssen. — Es war Mangel am Nöthigsten; wir hatten kein Wasser und kein Brot. Um nur etwas Fleischextrakt oder Thee zubereiten zu können, mußten wir jedes Tröpfchen Wasser, das sich in den Eydern zusammengezogen hatte, benutzen; stundenweit im Umkreis war kein Wasser zu finden. Die Zahl der Verwundeten war unübersehbar. Eine grausenhafte Nacht! Brennende Häuser, tote Menschen und Pferde, wo man ging und stand; fortwährendes Ab- und Durchmarschieren der Truppen; dazu das Jammern der Verwundeten. Die Stunden der Nacht brachten die Bilder des Tages mit doppelt grellen Farben wieder vor die Seele. — Ich dankte Gott als die Nacht vorüber war.

Am andern Morgen ging jede von uns mit mehr Mut daran, Hilfe zu bringen. Es kamen auch Wagenkolonnen, um die transportablen Verwundeten abzuholen. Offiziere und Soldaten kamen uns entgegen; selbst erschöpft, waren sie doch immer zur Hilfe bereit. Eine Kammer mit Mehl wurde entdeckt, Sauerteig herbeigeschafft, und nun wurde geschlachtet, gebacken, gekocht und unsere Thätigkeit bald geregelt wie eine Maschine; alles griff ineinander und wirkte Hand in Hand: Ich fühlte wieder Boden unter den Füßen; es war, als wenn Gottes Segen auf allem ruhte, was wir begannen.“

Kaum hatte die thätige Samariterin in St. Privat die größten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, als sie schon wieder nach dem kaum drei Viertelstunden entfernten St. Marie berufen wurde, um dieselbe Miesnarbeit hier von neuem zu beginnen. Auch hier gab es kein Wasser, Eis noch viel weniger, und die Hitze war groß. Dazu überstieg der Krankenbestand an diesem kleinen Orte anfänglich 6000 Mann.

So setzte die mutvolle Frau während des ganzen Krieges ihre opferwillige Thätigkeit fort, vor Sedan wie vor Paris, überall un-mittelbar hinter der Gefechtslinie, überall mit klarem Blick die nächsten Bedürfnisse erkennend, für deren Befriedigung ihr praktischer Sinn und ihre rasche Entschlossenheit immer Mittel und Wege wußte, den größten Gefahren troste sie mit unerschrockenem Mute. — Und als nach Sedan mit der Einschließung von Paris die Kämpfe etwas nachließen und somit die Zahl der Verwundeten eine niedrigere wurde, so errichtete sie in der Nähe von Paris eine Verpflegungsstation und versah hier in der Zeit vom 10. Oktober bis 25. November mehr als 63000 Mann mit Suppe und Fleisch und 17500 Mann mit Kaffee. Außerdem aber errichtete sie noch Passantenlazarette, in denen während derselben Zeit gegen 5000 Kranke und Verwundete aufgenommen und verpflegt wurden.

Als endlich der Friede geschlossen war und auch Frau Simon, begleitet von den heißen Segenswünschen Tausender, in die Heimat zurückkehrte, ging sie sogleich an die Ausführung eines Planes, den ihre edle Seele inmitten der Schrecken des Krieges gefaßt hatte; sie gründete eine Heilstätte für deutsche Invaliden und allein-stehende Kranke und zugleich eine Lehranstalt für Kranken-pflegerinnen. Das dankbare Vaterland unterstützte freudig das Werk.

Aber nur kurze Zeit war es ihr vergönnt, ihre Schöpfung emporblühen zu sehen. Am 20. Februar 1877 entriß der Tod sie ihrem schönen Wirkungskreise. Noch am Tage vor ihrem Tode hatte die edle Königin Carola von Sachsen an ihrem Krankenlager gestanden; und die Thräne im Auge der hohen Frau bezeugte, wie viel sie in der Scheidenden verlor. — „Nicht müde werden!“ — hatte diese so oft auf den Schlachtfeldern wie an den Krankenbetten des Lazarett's ihren braven Albertinerinnen zugerufen, und nun war für sie selbst die Nacht gekommen, da sie müde das Haupt neigte. Ihr Andenken aber bleibt ein gesegnetes.

23. Drei Kaiserinnen.

Augusta — Viktoria — Auguste Viktoria.

Seit der Neuaufrichtung des deutschen Reiches (18. Jan. 1871) ist unser jetziger willensstarker Kaiser Wilhelm II. der dritte Herrscher; ihm gingen voraus der ruhmgekrönte Wilhelm I. und Friedrich III., der edle Dulder auf dem Throne. Es ist unsere Pflicht, auch der Frauen dieser drei Fürsten zu gedenken, der Kaiserin Augusta, der Kaiserin Viktoria und unserer jetzigen Kaiserin Auguste Viktoria.

1. Maria Luise Augusta Katharina ist fast sechs Jahrzehnte hindurch die treue Gefährtin und Helferin des großen Kaisers gewesen. Sie hat seine Sorgen und seine Arbeiten, seine Siege und seine Ehren geteilt. Geboren wurde sie am 30. September 1811 als die Tochter des Großherzogs von Weimar Karl Friedrich und Enkelin Karl Augusts, der im Verein mit seiner großen Mutter Anna Amalie die größten Dichter Deutschlands um sich sammelte (S. 67). Noch unerschimmert der Glanz der dichterischen Heroenzeit die kleine Residenz an der Ilm, noch lebte und wirkte Goethe, und in manchen seiner Tagebuchblätter, Briefe und Gedichte gedenkt er des heranwachsenden Fürstenkindes. Wilhelm von Humboldt rühmte ihren festen, selbständigen Charakter, und Goethe, ihr Lehrer, sprach das Lob aus: „Sie darf mitreden, denn sie hat etwas gelernt.“ Ihre Konfirmationsmahnung, welche ihr der Generalsuperintendent Röhr in Weimar an das Herz gelegt hat: Immer mögen Sie sich bemühen, Thränen zu stillen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern, frohe und glückliche Menschen zu machen, in Trübsal aber Trost im Glauben und in der Ergebung zu finden“ hat sie lebenslänglich nicht vergessen. — Mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen vermählte sie sich am 11. Juni 1829 und verlebte glückliche Jahre mit ihm in dem „Palais unter den Linden“, das später jedem Deutschen als Wohnsitz seines Kaisers bekannt und lieb wurde. Zwei Kinder schlangen das Band fester, das die Eltern vereinte, der Prinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III., und Prinzess Luise, die jetzige Großherzogin von Baden. Der Erziehung ihrer Kinder widmete sie die sorgsamste Pflege und wohnte sehr oft den Unterrichtsstunden bei, den Spiel- und Vergnügen ihres Sohnes behandelte sie dabei wie ihr eigenes Kind. Ihre Tochter ließ sie in Koblenz, wo das prinzipliche Paar damals lebte — denn Prinz Wilhelm war zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt worden —, mit den gleichalterigen Töchtern aus der Stadt verkehren und sparte keine Liebe und keinen Fleiß bei ihrer Erziehung.

Als dann ihr Gemahl den preussischen Thron bestieg, liebte und übte sie unermülich die Pflichten einer guten Landesmutter; sie wurde die „Diaconessin im Purpur“. Alle gemeinnützigen Bestrebungen für das Volkswohl unterstützte sie thatkräftig. In Volksküchen erhielten die Armen billige und gute Speisen. Unter ihrer Leitung stand auch der „Vaterländische Frauenverein“, der in tausenden von Zweigvereinen unendlich viel Gutes gelindert und unsäglich viel Gutes gewirkt hat. Unvergessen aber bleibt ihre Wirksamkeit während des Krieges von 1870 und 1871. Mit unermülicher Treue leitete sie die alltäglichen Sitzungen des „Vereins zur Pflege erkrankter und verwundeter Krieger“, und ebenso sah sie jeder Tag an den Lagerstätten der verwundeten Soldaten im

Barackenlazarett auf dem Tempelhofer Felde. Unter dem roten Kreuz beteiligten sich gegen 25000 Menschen an der freiwilligen Krankenpflege im französischen Kriege. Das rote Kreuz im weißen Felde wurde Tausenden ein Zeichen der Hoffnung und Hilfe, des Glaubens und der Liebe. Oft und gern besuchte die Kaiserin das Augusta-Hospital in Berlin, das ihre Schöpfung ist und mit dem sie auch gleichzeitig ein Asyl für Krankenpflegerinnen verbunden hat. Im Kaiserin-Augusta-Stift in Charlottenburg werden die Töchter gefallener Offiziere erzogen. Große Teilnahme wandte sie auch Lehr- und Erziehungsanstalten zu, von der Erziehungsanstalt am Urban, welche der Verein für sittlich verwahrloste Kinder in das Leben gerufen hat, bis zu den Waisenhäusern, ja bis zu dem Kaiserin-Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg und der mit einem Lehrerinnen-Seminare verbundenen Augusta-Schule zu Berlin hinauf. — In der Äußerung ihrer Liebeswerke blieb sich Kaiserin Augusta immer gleich, wie auch das Geschick wechselte; denn auch die Schatten sind diesem lichten Leben nicht erspart geblieben. Die wiederholten Attentate auf ihren hohen Gemahl, die unheimliche Krankheit des einzigen Sohnes, der Tod des Gatten, Sohnes und Enkels in einem Jahre: das alles erschütterte die greise, gebrechliche Kaiserin aufs tiefste; Trost und Zuversicht fand sie im Glauben an ein Wiedersehen. Am 7. Januar 1890 legte sie ihr müdes Haupt zur Ruhe. Es war ein thatenreiches Leben. Um Regierungsangelegenheiten und um die Politik hat sich die hohe Frau wohl nicht gekümmert, sie überließ solches ihrem Gemahl und seinem eisernen Kanzler Bismarck. — Ihre sterblichen Überreste birgt das Mausoleum zu Charlottenburg.

2. Viktoria, die verwittwete „Kaiserin Friedrich“, ist die älteste Tochter der Königin Viktoria von England und des Prinz-Gemahls Albert von Coburg; sie wurde geboren 1840 in London und allda mit größter Sorgfalt erzogen. Der eigene treffliche Vater überwachte den Unterricht, forderte stets Rechenhaft über das Gelernte und gewöhnte sie so zum selbständigen Denken. Auch ihre künstlerischen Anlagen, so zur Musik, zum Zeichnen und Malen wurden günstig entwickelt, ebenso ihr haushälterischer Sinn. Glückselig und stolz wurde sie (1855) die Braut und fast drei Jahre später (1858) die Gattin des stattlichen und schönen preussischen Kronprinzen. Die Brautzeit war dazu benutzt worden, die Prinzessin auf ihren Beruf als Fürstin und Landesmutter vorzubereiten; vor allem nahm man darauf Bedacht, daß sie die Sitten und Gebräuche der Deutschen, das Wesen und die Geschichte Preußens kennen lerne. Sehr erleichtert wurde diese Aufgabe dadurch, daß ihr Vater ein Deutscher geblieben war, der deutsche Kunst und deutsche Dichtung immer hoch schätzte und manche schöne deutsche Sitte an die Ufer der Themse verpflanzt

hatte. Er selbst unterrichtete dann auch seine Tochter eingehend über deutsche Verhältnisse und in deutscher und preußischer Geschichte. Mit all dem Glanze, den ein mächtiger Königshof und eine Millionenstadt bieten, wurde die Vermählung in London gefeiert. Um so einfacher, schlicht und bürgerlich lebte dann das kronprinzliche Paar auf Schloß Friedrichskron bei Potsdam. In dem Hause, wo einst Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise gewohnt hatten, gründete das junge Paar sein Heim, und im ganzen Volke erzählte man von der Einfachheit und Häuslichkeit der Prinzessin und von der großen Liebe zu ihrem Gemahl. Hier wurden ihnen auch von ihren acht Kindern sechs geboren. Hier fanden sie Stille vor dem Lärm der Großstadt, eine gesunde Luft und herrliche Spielplätze. Beide hohe Eltern überwachten und leiteten die Erziehung ihrer Kinder selbst bis ins kleinste. Zwei ihrer Söhne entriß ihnen der Tod im Kindesalter. Die noch lebenden Kinder sind: Kaiser Wilhelm II., Prinz Heinrich, Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe, Kronprinzessin Sophie von Griechenland und Prinzessin Margarete von Hessen. Zu den besonderen Jugendfreuden der kronprinzlichen Kinder gehörte das Kinderfest in dem nahen Dorfe Bornstedt, wo der Kronprinz Gutsherr war. Hier kümmerte sich die Kronprinzessin eingehend um Küche und Keller, auf ihren Hüfnerhof war sie stolz, und gern führte sie ihre näheren Bekannten in den Milchkeller, den sie unter ihrer besonderen Aufsicht hatte.

Auf Anregung der Kronprinzessin wurden im Tiergarten Spielplätze angelegt und den Kindern Milch zur Erquickung gereicht, die Ferienkolonien für die armen Stadtkinder ohne Luft und Licht, die Kinderheilstätten an der See, das Kinderheim als Bewahranstalt für kleine Arbeiterkinder sind ihr Werk. An der Pflege der Verwundeten in den drei Kriegen betheilte sie sich eifrig; zur Errichtung der „Viktoria-National-Invaliden-Stiftung“ für erwerbslos heimkehrende Krieger und mittellose Hinterbliebenen derselben gab sie die Anregung. Besonders bemühte sie sich, die Ausbildung des weiblichen Geschlechts zu fördern und Fortbildungs-, Haushaltungs- und Kochschulen erfreuten sich ihres besonderen Schutzes. — Hoch und erhaben aber steht sie da als die treue, unermüdlige Pflegerin ihres hohen Gemahls. Sie war fortwährend bemüht, jede Aufregung von ihm fernzuhalten und durch möglichste Pflege und Schonung seine Kräfte zu erhalten. Ein dankbarer Blick aus seinen Augen, ein warmer Druck seiner Hand war der schönste Lohn für ihre Aufopferung. In besseren Stunden aber, wenn das Fieber nachließ, schrieb er wohl auf einen Zettel — denn sprechen konnte er schon längst nicht mehr —: „Wie werde ich Dir das alles vergelten können?“ — Viktoria war

ein herrliches Beispiel von Opferwilligkeit und hingebender Liebe. Sie dachte gar nicht an ihre eigene Ruhe und Bequemlichkeit; sie wick Tag und Nacht nicht von seinem Krankenlager und war unaufhörlich bemüht, ihm Schmerzen und Anstrengungen zu ersparen. Sie rückte ihm die Kissen zurecht; sie reichte ihm den erquickenden Trank, das Buch, die Zeitung, das Blatt Papier, das er gerade wünschte; sie schmückte sein Zimmer und sein Lager mit Blumen, welche die Liebe des Volkes ihm spendete; sie verfolgte jede seiner Bewegungen, seinen Blick, um zu erraten, was er wollte. Als den edlen Dulder, der so viel gelitten hatte ohne zu klagen, der Tod erlöste, da sprach aus der Depesche, die sie an die Kaiserin-Wittve Augusta in Baden-Baden richtete, wo sich diese krankheitshalber aufhielt, der tiefste Schmerz: „Um Deinen einzigen Sohn weint diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein, mit Dir, arme Mutter. Keine Mutter besaß solchen Sohn. Sei stark und stolz in Deinem Kummer! Viktoria!“ Nach dem Tode ihres hohen Gemahls nahm Kaiserin Viktoria den Namen „Kaiserin Friedrich“ an — ein rührender Beweis, wie innig sie sich über Grab und Tod hinaus mit dem hochseligen Verstorbenen verbunden fühlt. Wohl kamen wieder freundlichere Tage, wir gedenken hierbei der Vermählungstage ihrer Töchter, aber die Kaiserin Friedrich hat die Trauerkleider bis heute nie wieder abgelegt. In ihrem einsamen Wittwenleben tröstet sie die Erinnerung an den „Liebling seines Volkes“, die Freude an ihren Kindern und der Dienst der Liebe an den Dürftigen.

3. Auguste Viktoria Luise, unsere geliebte Kaiserin, ist geboren am 22. Oktober 1858 und die Tochter des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Sie trägt nicht nur die Namen von drei edlen preussischen Königinnen, sondern ist auch eine Erbin der besten Frauentugenden, der schönste Edelstein in des Kaisers Krone. Einfach und fromm wurde sie auf einem ländlichen Schlosse ihres Vaters erzogen, genoß aber dabei eine vorzügliche Ausbildung, so beherrscht sie die französische und englische Sprache vollständig, wozu der Umstand beitrug, daß sie längere Zeit in England und Frankreich verlebte. Ein anderes herrliches Talent hat ihr Gott als Mitgabe fürs Leben verliehen, nämlich bedeutende Anlagen für Musik. Durch ihre Anmut und Güte gewann sie schon als Prinzessin alle Herzen. Als sie zu ihrer Konfirmation fuhr, sah das arme Kind eines Webers zu ihr auf und seufzte: „Ach, wenn ich doch auch eine Prinzessin wäre, dann wollte ich wohl für meine armen Eltern und Geschwister sorgen!“ Der Zeichenlehrer der Prinzessin hatte dieses Wort vernommen und teilte es seiner Schülerin mit. Sogleich ging sie hin in die Hütte dieser Armen und half ihnen aus ihrer Not. Und was sie als Prinzessin gelernt, das übt sie nun als Kaiserin. Fromm und still waltet sie wie ein guter Geist auf allen Gebieten, wo Hilfe not ist.

Es war im Herbst des Jahres 1879, als Prinz Wilhelm, der zukünftige Herrscher des deutschen Reiches, auf ihr väterliches Schloß gekommen war, um an den Jagden des Herzogs teilzunehmen. Bei diesem Aufenthalte lernte er die Prinzessin Auguste Viktoria näher kennen und fühlte, daß „diese oder keine“ die Gefährtin seines Lebens werden sollte. Es wird uns erzählt, daß Kaiser Wilhelm I. ganz überrascht war, als er von der Wahl seines Enkels hörte, dann aber freudig seine Zustimmung gab. — Und wie sehr war ihm die Gattin seines Enkels ans Herz gewachsen! Die Familie des Prinzen Wilhelm wurde die milde Flamme, die seine letzten Lebensjahre beschien und wärmte.

Nur wenige Wochen nach jenem ersten Besuche des Prinzen Wilhelm, es war im Beginn des Jahres 1880, starb Herzog Friedrich Christian, und Prinzessin Auguste Viktoria, welche nun mit ihren Geschwistern verwaisst dastand, war noch in tiefe Trauer gehüllt, als die Verlobung stattfand. Am 27. Februar des Jahres 1881 reichte Prinzessin Auguste Viktoria dem Prinzen Wilhelm die Hand zum ehelichen Bunde.

Ihre hohe Stellung giebt nun unserer erhabenen Kaiserin reiche Gelegenheit, die schöne Tugend der Milbthätigkeit und des Wohlthuns täglich zu üben. Trotz ihrer Jugend hat sie sich bisher als eine wahre Landesmutter erwiesen; sie lindert Not und Elend wo sie nur kann. Sie besucht die Krankenhäuser und tröstet die Leidenden in ihren Schmerzen. Sie unterstützt die Speiseanstalten, welche den Armen für wenig Geld kräftiges Essen verabreichen. Sie leiht aber auch denjenigen Anstalten ihre kräftige Hilfe, welche die geistige Not des Volkes mindern, welche den Verirrten vom Wege der Sünde auf den Pfad der Tugend leiten. Ein besonderes Herzensanliegen ist es ihr, der „Kirchennot“ in Berlin durch den Bau neuer Kirchen abzuhelpfen.

Wenn unsere Kaiserin heimkehrt von den Festen und Veranstaltungen, an welchen sie in Folge ihrer Stellung teilzunehmen verpflichtet ist, sowie von den Werken der Liebe und Wohlthätigkeit, welche einen großen Teil ihrer Zeit in Anspruch nehmen, dann findet sie — als treue Gattin und gute Mutter — ihr Glück im Kreise ihrer Familie. Sechs Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und die Prinzen Gittel Friedrich, Adalbert, August Wilhelm, Oskar und Joachim und eine Tochter, die Prinzessin Viktoria Luise, belegen die Kinderstube und alle bedürfen noch der mütterlichen Fürsorge. Ihrem hohen Gemahl aber weiß sie das schönste Heim zu bereiten.

Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm am 6. Mai 1882 geboren wurde, da rief sein großer Urogroßvater Kaiser Wilhelm I. voll Freude aus: „Hurra, vier Kaiser!“ — Die kaiserlichen Prinzen werden einfach und streng wie Bürgerkinder erzogen. Besonders gern spielen

sie Soldaten; der Kronprinz ist dann ihr Hauptmann, dem sie willig gehorchen. Kommt der Kaiser in die Stube, dann stehen sie stramm und warten bis der Herr Vater sie soldatisch grüßt. Auch die hochzollernschen Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit üben sie schon. So haben sie Kastanien und Eicheln aufgelesen und an die Wildwörter verkauft, um aus dem Erlöse ihren Vater mit einem Geburtstagsgeschenk zu erfreuen.

Auch unsere Kaiserin kann von sich sagen, was einst die Königin Luise schrieb: „Auch auf Thronen kennt man häuslich Glück.“ Möge das schöne Glück des Familienlebens ungetrübt ihr bewahrt bleiben! Möge sie noch lange Jahre unserm Herrscher zur Seite stehen, ihn pflegen und sein Leben verschönern, möge es ihr beschieden sein, ihre Kinder heranwachsen zu sehen zu Gottes Ehre, zu ihrer Freude und zum Wohle und Heile des deutschen Vaterlandes!

24. Carola, Sachsens Königin.

Sachsens Volk fühlt sich wohl und glücklich unter seiner Regierung. König Albert, welcher sich schon als Kronprinz in mehreren Feldzügen durch seine Unerbrotlichkeit, Umsicht und militärische Geschicklichkeit so auszeichnete, daß ihm Kaiser Wilhelm eigenhändig das eiserne Kreuz auf die Brust heftete und ihn später zum Generalfeldmarschall des deutschen Reiches ernannte, sorgt aufs väterlichste für das Wohl seines Volkes. Alljährlich unternimmt er längere Reisen durch das Land, um den Zustand desselben mit eigenen Augen kennen zu lernen; er besucht die Universtität und hört den Vorlesungen der Professoren zu; er besichtigt die verschiedensten Fabriken und Werkstätten und erkundigt sich nach Handel und Wandel. König Albert steht treu zu Kaiser und Reich und sein Rat gilt viel am Throne des Kaisers.

In der Sorge für das Wohl der Unterthanen steht Königin Carola ihrem hohen Gemahl treu zur Seite. Überall, wo es gilt, Bedrängten zu helfen, Not zu lindern, Wunden zu heilen, Kranke zu pflegen, da ist sie bereit, zu beschützen und zu unterstützen. Geben wir im Nachfolgenden ein kurzes Lebensbild dieser edlen Frau.

Königin Carola wurde geboren am 5. August 1833 in dem kaiserlichen Jagdschlosse, das „Kaiserstöckl“ genannt, im Schönbrunner Parke bei Wien. Ihre Eltern waren der Feldmarschallleutnant Prinz Gustav Wasa und Prinzessin Luise von Baden. Carola entstammt mithin dem altberühmten Herrschergelechte der Wasas aus Schweden, und Gustav Adolf sowohl als Karl XII. zählen zu ihren Ahnen. Zur Zeit der Napoleonischen Wirren ging auch dieses Herrschergelechte des Thrones verlustig, ein französischer Marschall

(Bernadotte) wurde Schwedens König. Der letzte Herrscher aus dem Hause Wasa war Gustav IV. und dessen einziger Sohn, welcher in österreichische Dienste ging, war der Vater Carolas. Später hielt sich die prinzliche Familie auf Schloß Haking, dann auf Schloß Lichhorn bei Brünn und zuletzt auf Schloß Marowez in Mähren auf. Des öfteren verweilte Carola mit ihrer Mutter auch bei der Großmutter mütterlicherseits, bei der verwittweten Großherzogin von Baden, welche in Mannheim lebte. Diese war eine geistreiche und in vielen Beziehungen eine ausgezeichnete Frau. Ihrer Entelin nahm sie sich mit größter Liebe an und übte einen nachhaltigen Einfluß auf die Geistes- und Gemütsrichtung derselben aus. Von ausgezeichneten Lehrern und Erzieherinnen unterstützt, führten Mutter und Großmutter die ungemein begabte Prinzessin vor allem in das tiefe Verständnis der schönen Litteratur verschiedener Völker ein, unterrichteten sie aber außerdem auch in allerlei weiblichen Handarbeiten, mit denen sich das ruhige Kind ganz besonders gern beschäftigte, sowie in der Malerei, mit welcher es manche seiner Mußestunden ausfüllte.

Frühzeitig äußerte sich auch in Carola das Verlangen, wohlzuthun. Es gehörte zu ihren größten Freuden und es gewährte ihr viel größere Befriedigung als die rauschendsten Lustbarkeiten, wenn sie die liebe Dorfjugend ihres Heimatortes um sich versammelte, sie bewirthete und beschenken konnte. Und wenn sie gar in der kleinen an ihre Gemächer sich anschließenden Küche selbst für die Armen und Kranken kräftige Suppen kochen und nahrhafte Mahlzeiten bereiten konnte, so fühlte sie sich glücklich. Nicht selten trug sie auch, sogar bei rauhem Wetter, die selbstbereiteten Speisen ihren Pfleglingen persönlich und auf große Entfernungen in das dürftige Kämmerlein, um diese neher auch durch ihren tröstlichen Zuspruch aufzurichten. Sie kochte in die Kranken- und Armentuppen auch ein Stück Herz und Gemüt und viel Liebe hinein, und das wirkt Wunder.

Zur blühenden Jungfrau herangewachsen, mußte Carola mehr und mehr das ländliche Stilleben mit dem Verkehr in der großen Gesellschaft vertauschen, und sie lebte dann mehrere Winter hindurch am kaiserlichen Hofe in Wien. Hier lernte sie auch der damals vier- undzwanzigjährige Kronprinz Albert von Sachsen kennen, schätzen und lieben. — Am 17. Juni 1853 zog Carola unter großem Jubel von Seiten der ganzen sächsischen Bevölkerung als künftige Herrscherin in Dresden ein. — Das erlauchte Paar lebte nun in der glücklichsten Ehe und hatte sich in seinem Lieblingsstize, der von einem prächtigen Parke umgebenen und in all ihren Räumen durch ansprechendste Gemüthlichkeit ausgezeichneten Villa zu Strehlen bei Dresden ein trautes Heim errichtet. Dort lebte das prinzliche Paar frei und ungezwungen und wiederum im traulichsten Verkehre mit den Bewohnern des Dorfleins, die besonders Carola auch hier durch ihre natürliche Liebens-

würdigkeit bezauberte. Ihren königlichen Schwiegereltern wurde sie ein Trost und eine Stütze in den mannigfachen herben Prüfungen, von denen auch eine Königsfamilie nicht verschont bleibt.

Es war im Jahre 1866, wo Königin Carola das Gletd und die Schrecknisse eines Krieges mit eigenen Augen sah, als sie aus der Heimat vertrieben, in Oesterreich aus einem Lazarett in das andere eilte und überall die traurigsten Zustände fand. Die schreckenerregenden Scenen, von denen die hohe Frau damals Zeuge wurde, zeigten ihr, daß es nicht allein die mörderische Schlacht, sondern noch mehr der Mangel an entsprechender Pflege nach derselben war, das gänzliche Fehlen schleuniger und sorgsamer Hilfe für die Verwundeten und Erschöpften, welches so zahlreiche Opfer forderte. Als daher die Kriegsunruhen aufgehört hatten und die anderen Helferinnen zumeist froh das schwere Werk verließen, da ging Königin Carola erst recht an die Arbeit. Sie gründete einen Verein, den sie nach dem Namen ihres erlauchten Gatten Albertverein nannte und der es sich zur Aufgabe machte, alle die tief empfundenen Mängel für einen künftigen Krieg zu beseitigen, zunächst indem er eine genügende Anzahl wohlgeschulter Krankenpflegerinnen heranzubildete. Und nur zu bald sollte der Verein Gelegenheit finden, seine Thätigkeit zu entfalten, der Krieg von 1870/71 sah 35 wohl vorbereitete Krankenpflegerinnen unter der Führung der rühmlichst bekannten Frau Simon (S. 85) auf den Schlachtfeldern und nicht weniger eifrig und mit nicht minder großer Aufopferung widmete sich ein anderer noch viel größerer Teil der Mitglieder — die Zahl derselben wuchs auf 2809 an — der anstrengenden Thätigkeit in den Reservelazaretten. Ihnen allen voran Königin Carola. Sobald ihr die Oberaufsicht nur eine Stunde freiließ, eilte sie in eins der Krankenhäuser, wo schon ihr bloßes Erscheinen unter den armen Pfleglingen unaussprechliche Freude hervorrief. Mit bewunderungswürdiger Selbstüberwindung ertrug sie den Anblick der grauenhaftesten Verstümmelungen, hatte für jeden ein tröstliches Wort, brachte hier Erfrischungen und legte dort selbst helfend Hand an.

Sie fragt; sie geht; sie sucht; nichts kann sie hindern;
Vom Throne steigt herab die Königin;
Sie fühlt sich glücklich, fremde Not zu lindern,
Sie, Sachsens größte Albertinerin.
Carola, Engel mit dem reinsten Herzen,
Dem milden Auge und der vollen Hand,
Du trägst die Leuchte in der Hand der Schmerzen,
Vor deiner Liebe gilt nicht Rang noch Stand. —

Hat auch glücklicherweise der Albertverein nach dem siebenziger Kriege keine Gelegenheit gehabt, seine Thätigkeit auf dem Schlacht-

felbe zu erproben, so war ihm trotzdem nur zu oft Gelegenheit geboten, seine Wirksamkeit Nichtkriegerern zuzuwenden, so bei Cholera- und Typhuserkrankungen, bei Massenunfällen in Bergwerken, in Eisenbahnbetrieben, bei verheerenden Überschwemmungen u. dgl. m., und auch außerhalb Sachsens entfaltet der Verein seine segensreiche Thätigkeit.

Königin Carola ist eine Pflegerin der Kranken; doch sie ist auch eine Mutter der Armen, sie bleibt nicht stehen an den Betten, auf denen Kranke im Schmerze liegen, sondern es ist ihrem Herzen auch Bedürfnis, heranzutreten an die Tische, auf denen es an Brot gebricht. Wie sie dort in Marowez sich nicht scheute, in die ärmlichste Hütte zu treten und es nicht unter ihrer Würde erachtete, die Frau mit dem schweren Tragkorb, den alten Mann mit der Schubkarre zu grüßen und freundlich anzusprechen, so ist sie geblieben bis zum heutigen Tage. Dabei erforscht sie die Verhältnisse eingehend und genau, so daß auch wirklich die Bedürftigsten und Würdigsten der königlichen Schenkungen theilhaftig werden. Vor allem benutzt sie die Gelegenheit, Liebesgaben aller Art auszustreuen am hohen Feste der Liebe, zu Weihnachten. Eine Anzahl großer Pakete und Geldsendungen gehen da in alle Teile des Landes. Schon monatelang vorher fertigen die Hofdamen auf Anregung ihrer Herrin Wäsche und Kleidungsstücke, und viele Schränke füllen die fleißigen Hände mit Vorräten. Den Einkauf des Materials besorgt die Königin meist selbst, und bei der Verarbeitung spart sie und klügelt alles mögliche aus, um nur ja recht viele mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln beglücken zu können. — „Wieviel Frauenhemden, sagten Sie, können aus einem Ballen Leinwand hergestellt werden?“ fragte sie einmal eine in solchen Sachen wohlverfahrene Dame, und als diese die Zahl angab, erwiderte die Königin scherzend: „Sehen Sie, ich bin doch sparsamer als Sie! Ich habe reichlich eins mehr herausgeschnitten.“ — Auf ihren Spaziergängen in den Anlagen ihrer Sommerresidenzen, sei es nun in Pillnitz oder in Rehefeld oder in Sybilleort in Schlessen, hat die hohe Dame gewöhnlich das Häkelzeug bei sich, und selbst wenn sie Besuche empfängt oder sich zur Beratung mit anderen Damen vereint, läßt sie selten die Nadel ruhen. Als einst eine Dame, der sie oft Audienzen gewährte, ihr vorstellte, das ununterbrochene Häkeln könne doch ihrer Gesundheit schaden, erwiderte sie: „Meine liebe Frau B., Sie glauben aber auch nicht, was alles noch bis Weihnachten fertig werden muß; Sie wissen gar nicht, wie viele meiner lieben alten Mütterchen auf eine Kleinigkeit von mir rechnen.“

Endlich müssen wir Sachsens Königin noch betrachten als Stütze der verwaisten Unmündigen. Eigene Kinder zu Herzen und zu pflegen, dies Glück blieb der Königin Carola ver sagt, aber dafür

ist sie nur in um so höheren Maße eine echte Landesmutter geworden. Mit Freuden ergriff sie jede Gelegenheit, die sich ihr in ihrem persönlichen Verkehr oder in dem von ihr geleiteten Vereinsleben bot, um den unversorgten Unmündigen ihr Loos zu erleichtern. Eine Anzahl von Vereinsdamen wurden ausgesandt, um sich in den Familien selbst nach dem Befinden der „Ziehkinder“ zu erkundigen, den Pflegeeltern mit Rat und Hilfe bei dem schweren Werke der Erziehung beizustehen und sie durch Belohnungen zu Eifer und Ausdauer zu ermuntern. Sehr am Herzen liegt ihr auch die Fürsorge, welche diejenigen Kindern heischen, die wegen irgend eines Fehlers oder Leidens einer besondern Pflege bedürfen, so die blinden, taubstummen, schwachsinrigen und blödsinnigen Kinder; und für verkrüppelte Kinder schuf sie eine eigene Anstalt. Das Andenken lieber Heimgegangener ehrt sie stets durch eine Stiftung oder durch die Gründung einer Anstalt. Beim Tod ihrer Mutter, der schon bereits im ersten Jahre nach ihrer Vermählung eintrat, errichtete sie das „Luisenhaus“ für arme, arbeitsunfähige Leute. Beim Tod des Vaters (1877) errichtete sie in Niederpoyritz oberhalb Dresdens ein Invalidenhaus, „Gustavheim“ genannt. Im selben Jahre schloß auch des Königs Mutter Amalia ihr Auge für immer. Auch ihr Name lebt fort, getragen von einem Unterkunfts- und Pflegehaus für leidende, altersschwache Leute, das die dankbare Schwiegertochter unter dem Namen „Amalienhaus“ in Dresden gründete. Ihrem königlichen Schwiegervater Johann, welcher bereits vier Jahre vor dem Tode seiner hohen Gemahlin zur ewigen Ruhe einging, setzte sie ein Denkmal ebenfalls durch die Gründung eines Wohlthätigkeitsvereins, des „Johannesvereins“. In Pillnitz richtete sie eine „Rekonvaleszentenstation“ ein, in welcher arme kranke Frauen oder Mädchen aus Dresden, welche nach ärztlichem Rate reine Landluft und kräftige Nahrung genießen sollen, auf Kosten Ihrer Majestät gepflegt werden. In Guttentag (Schlesien) erbaute sie ein Krankenhaus. Und was hat die gute liebe Frau nicht alles gethan zur Einrichtung von Volksküchen, von Strick- und Nähschulen, Daheimen für Arbeiterinnen, von Kinderbewahranstalten und zur Förderung des Haushaltungsunterrichts (z. B. im Leipziger „Carolaberein“) und dergleichen segensreichen Anstalten mehr! Über siebzig Vereine und Wohlthätigkeitsanstalten sind es, die sie alljährlich mit namhaften Summen bedenkt. Wer nur einen flüchtigen Blick thun könnte in die Aufzeichnungen des königlichen Hofzahlmeisters über die Verwendung der Einkünfte der Königin Carola, der würde staunen über die Fülle von Wohlthaten, welche die hohe Frau ununterbrochen jahraus, jahrein spendet.

Mancherlei Anerkennung erfuhr Königin Carola für ihr edles Wirken von den verschiedensten Seiten. Dresden schuf ein „Carola-

haus"; es sind dies drei geräumige Krankenhäuser, in welchen Leidende der verschiedensten Art, ohne Ansehen des Standes, des Geschlechts, des Alters oder der Religion Aufnahme und liebevolle Pflege finden; auch erfolgt hier die Ausbildung der Albertinerinnen (Krankenpflegerinnen). Anerkennung erfuhr die edle Fürstin auch aus den höchsten Kreisen; sie erhielt den preußischen Luifenorden (f. S. 73) und den sächsischen Sidonienorden. Der verewigte erste deutsche Kaiser Wilhelm I. aber, welcher bekanntlich ein gar feines Verständnis für wahres Verdienst und echte Tugend besaß, hat außerdem dafür gesorgt, daß der Name der hochherzigen Fürstin in noch weitere Ferne getragen wird, denn auf seinen Befehl wurde eine neuerbaute Corvette der kaiserlichen Marine auf den Namen „Carola“ getauft. Der damalige Marineminister sprach bei dieser Gelegenheit die folgenden bemerkenswerten Worte: „Für den Krieg ist dieses Schiff nur berufen, unseren Schlachtschiffen zur Seite zu stehen; sein größerer und schönerer Beruf soll darin bestehen, zu allen Zeiten die weiten Meere zu durchkreuzen und helfend und stützend da einzugreifen, wo unsere in der Fremde weilenden Brüder dessen bedürfen. Diesen Aufgaben entsprechend soll das Schiff den Namen einer hohen Frau tragen, welche einem im Kampfe hochbewährten Führer zur Seite steht, dem Könige von Sachsen; und welche selbst in ihrem Lande die Milde vertritt und deren Hilfe überall da gewiß ist, wo des Lebens mannigfacher Kampf dazu Veranlassung giebt. — Und so taufe ich dich auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers auf den Namen Ihrer Majestät der Königin von Sachsen — „Carola“!“

Das herrlichste Denkmal aber hat sich die menschenfreundliche Fürstin in den Herzen ihrer Zeitgenossen errichtet, deren Wunden sie heilte und deren Thränen sie trocknete, getreu dem Wahlspruche, den sie dem Albertverein auf die Fahne schrieb: „In omnibus caritas“ („In allem die Liebe!“).

Der Königin Carola Erbe.

In der ärmsten Hütten eine
Trat einst Sachsens Königin.
Kalt und öde ist's im Stübchen
Not und Kummer wohnen drin.

Auf die harte Streu gebettet
Liegt ein Knabe fiebernd heiß. —
Zu ihm wendet sich Carola,
Geht zum Lager sanft und leis,

Glättet ihm die wirren Locken,
Reicht ihm einen kühlen Trank
Und spricht tröstend noch beim Scheiden:
„Still, nur still, es währt nicht lang.“ —

Als sie wieder kam zur Hütte,
War der Knabe blaß und tot,
Kalt die Hand, die noch im Sterben
Gruß und Dank ihr kindlich bot.

„Mutter,“ hat er oft gesprochen,
„Kommt die Dame wieder her,
Schenk' ihr doch mein Blumenstöckchen!
Auch sie kam zu mir nicht leer.“

Carola, gerührt zu Thränen,
Nimmt die Blume freundlich an,
Läßt sie pflegen, daß sie täglich
Ihre Lust dran haben kann. —

In dem königlichen Garten
Pranget manches Blümchen zart,
Aber keines, das mehr Liebe
Eines Herzens offenbart.

Von den Blumen, düftegebend,
Schöngestaltet, buntgefärbt,
Ist Carola keine Lieber,
Als die, welche sie „geerbt“.

Nichts hat je die Landesmutter
So beglückt und froh gemacht,
Als die Blume jenes Knaben
Der im Tod an sie gedacht.

C. N. Freitag.

Zweiter Teil.

25. Kindererziehung im alten Griechenland.

Die beiden bedeutendsten Staaten Altgriechenlands waren Sparta und Athen. Um die Gesinnung, welche zur Aufrechterhaltung von Gesetzen nötig ist, von Grund aus zu pflanzen und zu befestigen, richteten die Gesetzgeber — Lykurg für Sparta und Solon für Athen — ein Hauptaugenmerk auf die Jugenderziehung. Auch Moses hielt sich vierzig Jahre in der Wüste auf, um sich ein tapferes Volk heranzuziehen. Die Hauptgrundsätze in der Jugenderziehung waren zum ersten die Erziehung zur Kriegstüchtigkeit (körperliche Ausbildung und Abhärtung) und zum anderen die Erziehung zur Bescheidenheit gegen Eltern und Erwachsene überhaupt.

In Sparta sah man die Erziehung als ein staatliches Recht und die Kinder selbst als ein Eigentum des Staates an. Schwache und gebrechliche Kinder wurden ausgefetzt, weil man annahm, daß solche niemals tüchtige Werkzeuge des Staates werden könnten. (S. 109.) Sparta wollte nur gesunde Kinder erziehen, kräftige und gesunde Jünglinge und Männer haben. Die Erziehung der Kleinen war sehr streng, sie wurden unter beständiger Aufsicht und in steter Furcht gehalten. Man ging von dem Grundsatz aus, daß nur der, welcher zu gehorchen gelernt, auch zu gebieten und zu herrschen verstehe. Dem zurechtweisenden Worte stand immer der Stock oder die Rute zur Seite. Bei Tische durften die Kinder nicht vor den Eltern nach den Speisen greifen. Mit dem siebenten Lebensjahre übernahm der Staat die Erziehung, und die Knaben der Stadt lebten nun, in gewisse Kotten und Scharen geteilt, unter der Aufsicht eigener vom Staate dazu bestellter Aufseher. Die höchste Einfachheit und Genügsamkeit des Lebens wurde bei dieser Erziehungsweise durch Versagungen aller Art bezweckt und erreicht. Die Nahrung war einfach und gering, die Kleidung dürftig, sie trugen nur ein einfaches Oberkleid und gingen im Sommer und Winter ohne Schuhe. Sie schliefen auf Heu oder Stroh, Decken erhielten sie nicht, oder auf Schilfrohr, das sie mit eigener Hand und ohne Werkzeug aus dem Flusse sich geholt hatten. Wie verweichlicht werden doch heute oft viele Kinder! Geübt wurden nun die Knaben im Ringen, Fechten, Laufen, Springen, Diskuswerfen,

Schwimmen, Turnen und anderen gymnastischen Übungen. Eine andere Übung war der Tanz, der nach dem Takte der Musik, die auf der Kithara und auf Blasinstrumenten ausgeführt ward, stattfand. Der Tanz war darauf berechnet, die Knaben zur höchsten Beweglichkeit auszubilden und war zusammengesetzt aus Bewegungen, wie sie im Kriege vorkommen: Wendungen, um dem dahersfliegenden Speere auszuweichen, Vorspringen, Zurückweichen, Zurseitespringen, Niederwerfen, Emporschnellen. Streng wurde darauf gesehen, daß alle Bewegungen mit edlem Anstande ausgeführt wurden. Geschichtsschreiber erzählen uns, daß alljährlich am Feste der Artemis die Knaben, um sie abzuhärten, blutig gezeißelt wurden und daß dabei mancher, ohne einen Laut der Klage und des Schmerzes auszustößen, tot niederfiel. Es ließ sich erwarten, daß die aus solchen Knaben erwachsenen Männer auch die Wunden und den Tod in der Schlacht nicht fürchteten.

Eigentümlich war den Spartanern die Ehrfurcht vor dem Alter. Cicero erzählt: In Athen trat ein Greis ins Theater, fand aber nirgends Platz bei seinen Landsleuten. Da kam er an den Ort, wo die zufällig in Athen anwesenden spartanischen Gesandten saßen, und diese standen alle auf, um den Greis sitzen zu lassen. — Jeder spartanische Mann hatte das Recht und die Pflicht, die Jugend zu überwachen, und wehe dem Knaben oder dem Jünglinge, der die Weisungen der älteren Personen mißachtet hätte.

Doch nicht nur die Knaben, auch die spartanischen Mädchen und Jungfrauen wurden zur Betreibung gymnastischer Übungen (Wettlauf, Ringen, Anfersen, Diskuswerfen z.) angehalten; sie hatten wohl ihre abgesonderten Übungsplätze, doch bei gewissen Wettkämpfen und Spielen sahen die jungen Leute beiderlei Geschlechts einander zu. Der Gesetzgeber nahm auf weibliches Zartgefühl wenig Rücksicht, ihm war es darum zu thun, ein kräftiges Geschlecht heranzuziehen und daß ein männlicher Sinn auch das Weib fähig mache, der Hoheit der Männer nachzustreben und in der Liebe zum Vaterlande und in der Verachtung des Todes für dasselbe, sowie in der Geringschätzung aller Bequemlichkeit mit ihnen zu wetteifern. Ihr Lob war daher für die spartanischen Jünglinge eine ebenso große Aufmunterung, als ihr Tadel für den Feigen oder Weichlichen ein Schmerz und eine Demütigung wurde. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß theilweis die spartanischen Frauen in dem Staate ein so großes Ansehen genossen und daß andererseits ein Heldengeschlecht heranwuchs, das seinesgleichen suchte. — Eine Mutter reichte einst dem zum Kampfe ausziehenden Sohne den Schild mit den lakonischen Worten: „Entweder mit ihm oder auf ihm!“ Als eine andere Spartanerin die Nachricht erhielt, ihr Sohn sei gefallen, fragte sie rasch: „Und hat er gestegt?“ Als man ihr das bejahte, fuhr sie fröhlich fort:

„Nun, dazu habe ich ihn geboren, daß er für sein Vaterland zu sterben wisse.“

In Athen machte Solon die Erziehung der Jugend nicht in dem Grade zu einer staatsbürgerlichen Angelegenheit, wie Lykurg in Sparta, sondern überließ sie mehr dem Willen und dem Vermögen des Einzelnen. Bis zum siebenten Jahre waren auch hier die Kinder der Mutter überlassen. Die Wärterinnen wiegten die Kinder der Vornehmen in der Schlinge schaukelnd in den Schlaf, sangen ihnen Wiegenlieder und erzählten ihnen Fabeln, welche Äsopus den Hellenen erzählt hatte. Spielzeug von mancherlei Art hatte das Kind schon früh, Klappern, Wägelchen, Pferdchen und sonstige Tiere, die das Kind, mehr und mehr herangewachsen, wohl auch selbst sich aus Wachs und sonstigem Material verfertigte. Keif und Kreisel, Ball und Schaukel fehlten nicht; die Mädchen spielten mit bemalten Puppen aus Thon und Wachs. Besonders groß war die Zahl der gesellschaftlichen Spiele; dazu gehörte das Würfeln, das Raten auf Gerad oder Ungerad, Blindkuh, das Topfspiel u. a. (S. 109.)

Die Erziehung der Kleinen war auch hier sehr streng, und Gymnastik war in Athen wie in Sparta eine Hauptbildungsschule der Jugend, wenn auch nicht in jener rauhen Strenge und Härte wie dort. Die Freiheit und Vielseitigkeit, welche der Thätigkeit der athensischen Bürger durch Solon eingeräumt war, zog auch alle geistige, wissenschaftliche und künstlerische Kultur in den Kreis ihrer Bildung hinein. Die Jugend wurde im Lesen und in der Tonkunst unterrichtet und geübt und mit den schönsten Werken der Dichtkunst, besonders der religiösen Poesie vertraut gemacht. Der Gesang galt den alten Griechen als ein Hauptbildungsmittel; es durften aber nur solche Lieder gesungen werden, die Ehrfurcht vor den Göttern, Vaterlandsliebe und Heldensinn zu erregen geeignet waren. Auch feierliche Tänze zu Ehren der Gottheiten, bei denen die Tanzenden Kränze auf den Häuptern trugen, wurden vor Altären und in Tempeln aufgeführt. Der Kursus in der Turnkunst dauerte bis zum achtzehnten Jahre; mit diesem Jahre erst traten die jungen Athener aus dem Knaben- in das Jünglingsalter.

Die Kinder mußten sich der größten Bescheidenheit befleißigen, beim Zulangen der Speisen durften sie sich nur zweier Finger bedienen. Auch auf der Straße mußten sie sich still und anständig verhalten und in ruhiger Haltung mit gesenktem Blick, die Hände im Mantel, umhergehen. Den Markt durften sie überhaupt nicht betreten. Überall hatten sie Ehrfurcht vor dem Alter zu zeigen und stets zu schweigen, wenn Ältere sprachen. Die Mädchen in Athen lebten zurückgezogener im Hause als die Spartanerinnen, sie erhielten Unterweisung und Bildung von den Müttern und den Wärterinnen.

26. Die Erziehung der Mädchen im alten Rom.

Die uns erhaltenen Nachrichten über die Mädchenerziehung in Rom beziehen sich vorzugsweise auf die Frauen aus den besseren Ständen.

Die römischen Kinderstuben waren den unseren in vielen Dingen ähnlich. Die Wünsche und Sorgen der Mütter, Verwandten und Wärterinnen, die inbrünstigen Gebete für das Wohlergehen des Töchterchens, die Liebkosungsworte und Schmeichelnamen, den Gebrauch von allerlei kleinen Beschwichtigungsmitteln: alles dies hatten die Kinderstuben jener Zeit mit den heutigen gemein. Hatten die kleinen Mädchen mit Ball und Puppen sich müde gespielt, dann saßen sie erwartungsvoll zu den Füßen der alten Wärterin, von deren Lippen das wohlbekannte „Es war einmal ein König und eine Königin“ ertönte; und nicht bloß in diesem Anfange stimmt das römische Märchen mit unserem Haus- und Volksmärchen überein, es führte auch die kindliche Phantasie in das nämliche bunte, glänzende Reich der Wunder. —

Dann kamen die Jahre des Lernens. Die Mädchen lernten zunächst weibliche Handarbeiten. Die Stickerie, die dazumal zu den Beschäftigungen der Männer gehörte, scheint allerdings auch von Frauen betrieben worden zu sein. Ein größerer Wert wurde auf den Unterricht im Malen gelegt, weil die Frauen sonst die Stickerie von Teppichen und Vorhängen nicht beurteilen lernten. Hauptsächlich lernten sie spinnen und weben, denn in allen den Häusern, in welchen man auf gute Sitte hielt, wurden die Kleider für die Familie unter der Mitwirkung oder der Leitung der Hausfrau fertig. Bekanntlich mußten selbst des Kaisers Augustus Töchter und Enkelinnen spinnen und weben, und er trug gewöhnlich keine anderen Kleider, als von ihnen oder seiner Frau und Schwester gearbeiteten. In den Grabchriften finden wir oft, daß neben anderen Tugenden der Frauen ihr Fleiß bei der Wollarbeit gerühmt wird. Selbstverständlich wurde dieser in den mittleren und unteren Ständen noch mehr zu den Pflichten der Hausfrau gerechnet als in den höheren.

Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten die Töchter der höheren Stände im Hause, und nur Geringere sandten die ihrigen in jeder Frühe in die Schule, wo sie in strenger Zucht gehalten wurden. Das Grabmal eines Lehrers zu Capua zeigt einen älteren Mann auf einem erhöhten Thron sitzend, zu seiner Rechten einen Knaben, zu seiner Linken ein Mädchen. Nach den Erwähnungen des Mädchenunterrichtes darf man schließen, daß er ebenso wie der der Knaben wesentlich im Lesen und Erklären der geeigneten lateinischen und griechischen Dichter bestand. In den höheren Ständen lasen die Mütter selbst mit den Töchtern Homer und Virgil.

Besonderer Wert wurde auf die Ausbildung der Mädchen in Musik und Tanz gelegt. Die Kunst des Tanzes bestand vorzugsweise in rhythmischen Bewegungen des Oberkörpers und der Arme, und wie die heutigen Nationaltänze, die diesen Charakter im ganzen bewahrt haben, nicht am wenigsten zu der Grazie in Gang und Haltung beitragen, welche die Römerinnen so sehr auszeichnet, so haben sie im Altertume ohne Zweifel ähnliche Wirkungen geübt. Ein edler Gang war an Frauen besonders geschätzt. Nicht nur Ovid sagt, es liege auch im Gange ein nicht gering zu schätzender Teil der Anmut, selbst auf einer Grabschrift aus der Zeit der Republik wird von der Verstorbenerin gerühmt: „Sie war von artiger Rede und von edlem Gange.“ — Außer dem Unterrichte im Gesange wurden die Mädchen auch im Sattenspiel unterwiesen; und von ihren Künften legten sie wohl auch öffentlich Proben ab. An Bettagen und Götterfesten gingen Chöre von dreimal neun Jungfrauen aus edlen Familien, Hymnen singend, der Prozession voraus; manche Frau, so hoffte Horaz, werde sich einst erinnern, wie sie als Mädchen das von ihm gebichtete Festlied gelernt und geübt habe. Bei Augustus Bestattung sangen Knaben und Mädchen aus den vornehmsten Familien die Totenklage. Übrigens scheinen Frauen und Mädchen sehr häufig die Fertigkeit erworben zu haben, Texte von Dichtern nach selbstgelesenen Melodien auf der Laute vorzutragen. — Unter solchen Beschäftigungen und Unterhaltungen, unter der Obhut der Mutter und der Wärterinnen reifte das Mädchen zur Jungfrau.

27. Die vestalischen Jungfrauen.

In Nr. 3 (Abteilung I.) wird uns berichtet, daß Sylvia eine „Vestalin“ gewesen sei. Die höchste weibliche Würde, die das Altertum kannte, war die, Priesterin einer Gottheit zu sein. Das Amt der vestalischen Priesterinnen bestand besonders darin, auf dem Altar ihres Tempels das heilige Feuer zu bewahren. Wie in jedem Wohnhause auf dem Herde des Vorhofes ein stets brennendes Feuer war, so sollte auch für den Staat das Feuer im Tempel der Vesta (Hestia) der geheiligte Mittelpunkt sein. (Vergl. die „ewige Lampe“ in katholischen Kirchen).

So wie Vulkan das verzehrende Feuer und die alles zerschmelzende Glut bezeichnete, so ist der Vesta höheres Urbild das heilige glühende Feuer der Natur, das unsichtbar mit sanfter Wärme durch alle Wesen sich verbreitet.

Es ist die reine Flamme in dem keuschen Busen der hohen Himmelsgöttin, welche als ein erhabenes Sinnbild auf dem Altar

der Vesta loberte, und, wenn sie verloschen war, nur durch den elektrischen, durch Reibung hervorgelockten Funken sich wieder entzünden durfte. — Dieser uralte Gottesdienst verflocht sich auch in das schöne häusliche Leben der Alten; man dankte der Vesta jede wohlthätige Wirkung des Feuers, die auf Erhaltung und Ernährung abzielt. Sie war es, welche die Menschen nährte und sie belehrte, sich auf dem heiligen Herde die nährnde Kost zu bereiten.

Für das Feuer, welches überall den Menschen nützt, gab es einen Ort, wo es nie durch den Gebrauch zu menschlichem Bedürfnis herabgezogen, stets um seiner selbst willen loberte und die Ehrfurcht der Sterblichen auf sich zog. Es war ein reines dankbares Gefühl der Alten, wodurch sie jede einzelne Wohlthat der Natur, unter irgend einem bezeichnenden Sinnbilde besonders anerkannten. Es war eine sehr schöne Idee, die heilige Flamme, welche wohlthätig dem Menschen dient, gleichsam wieder zu pflegen, und reine Jungfrauen als die heiligsten Priesterinnen ihrem immerwährenden Dienste zu weihen.

Das Verlöschen dieses Feuers ward für ein großes, den Staat bedrohendes Unglück gehalten, und diejenige Vestalin, welche hieran die Schuld trug, wurde sehr hart bestraft. Die Vestalinnen entstammten nur den ersten Familien des Staates; es war ihnen jedoch nicht gestattet, zu heiraten; und verletzte eine Vestalin das Gelübde der Keuschheit, so ward sie lebendig begraben, wie in späterer Zeit die Nonnen. Im kollinischen Thore war ein Hügel, in welchem man eine tiefe Höhle grub. In diese Höhle setzte man ein Bett und einen Tisch mit Brot, Wasser, Milch und ein wenig Öl und stellte eine brennende Lampe daneben. Dahin nun ward die Verurtheilte in einer verhüllten Sänfte getragen. Wer dem traurigen Zuge begegnete, ging still vorbei oder folgte mit wehmütigem Blicke schweigend nach. Am Eingange der Höhle verrichtete der Oberpriester einige Gebete, hob dann die tief verschleierte Vestalin aus der Sänfte und stellte sie auf die Leiter, auf der sie hinabsteigen mußte. Die Leiter ward dann zurückgezogen und die Unglückliche in ihren Grabeskerker eingeschlossen.

Doch auf der anderen Seite genossen die Vestalinnen die höchsten Ehren, und das Volk wußte ihre strenge Enthaltbarkeit zu schätzen. Auf der Straße schritt ein Lictor vor ihnen her; begegneten sie durch Zufall einem Menschen, den man zum Tode führte, so ward die Hinrichtung nicht vollzogen.

28. Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Cornelia war eine der edelsten Römerinnen, die Tochter des Scipio Africanus des Älteren; ihren Gemahl Sempronius Gracchus hatte sie sehr frühzeitig verloren. Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, sich zum

zweiten Male zu vermählen, selbst der König von Agypten warb um ihre Hand, sie schlug aber jede Gelegenheit aus, um sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen zu können. Sie ließ ihre Kinder von den besten Lehrern unterrichten und war eifrig bemüht, die herrlichen Anlagen derselben zu entwickeln. Gar oft erzählte sie, insbesondere den aufmerksamen Knaben, von den Thaten ihres Großvaters Scipio und drückte ihnen nicht selten den Wunsch aus, sie möchte es viel lieber hören, wenn man sie einst die Mutter der Gracchen als die Tochter des Scipio nenne. Ihre erzieherische Sorgfalt wurde auch von den schönsten Erfolgen gekrönt, denn ihre Kinder, insbesondere die beiden Söhne Tiberius und Gajus, gewöhnlich dann in der Geschichte die Gracchen genannt, haben durch ihre edelmütigen Bestrebungen, das Elend der unteren Volksklassen zu mildern, sich einen unsterblichen Namen gemacht.

Eines Tages erhielt Cornelia von einer vornehmen Dame Besuch, welche ihr die herrlichsten Schmucksachen und Kostbarkeiten zeigte. In dem Augenblicke, als Cornelia ihre Schätze zeigen sollte, traten zwei ihrer Söhne, die beiden bereits genannten Tiberius und Gajus, herein; rasch nahm die Mutter an jede Hand einen Sohn und sprach mit freudigem Stolze: „Diese sind mein Schmuck, meine einzigen, meine größten Schätze!“

Cornelia war nicht nur als Mutter der Gracchen, sondern auch wegen ihrer seltenen Bildung berühmt; ihre Briefe wurden wegen der Schönheit der Sprache von den Alten lange Zeit erhalten und allgemein bewundert. — Das dankbare Volk ehrte sie später (als Mutter der Gracchen) durch eine eiserne Bildsäule.

29. Kriemhild und Gudrun, zwei Muster der Treue.

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus rühmt von den Deutschen: „Die Ehe wird bei den Germanen heilig gehalten, und nichts an ihren Sitten möchte so achtungswert sein.“ Durch alle Zeiträume der Geschichte hindurch haben sich auch die Deutschen gleichen Lobes wert gemacht, und in der Geschichte wie in der Sage ist die deutsche Treue, namentlich die Treue deutscher Frauen, gefeiert worden.

Unwillkürlich wird man hierbei an Kriemhilde und Gudrun erinnert. Wir sehen, wie in dem Herzen Kriemhildes der treue Gatte, der geliebte Siegfried, nimmer stirbt. Ihre unauslöschliche Liebe und Treue gegen ihren Gatten ist es auch, die den unersöhnlichsten Haß gegen dessen Mörder zeugt. — Welch eine Liebe, aber auch welch ein Seelenschmerz mußten es sein, die aus der minniglichen Jungfrau, „der niemand gram war“, ein gegen Freunde und Verwandte erbarmungslos wütendes Weib machen konnten! — Um-

sonst hatte Hagen gespottet, Siegfried komme nicht wieder, er sei begraben vor langer Zeit. Er kam wieder, er hatte fortgelebt in Kriemhilds Brust, in Kriemhilds Kummer, und sein Schwert hob sich rühend in ihrer Hand.

Daneben Gudrun, die treue Braut, in der in vollendetster Weise zur Erscheinung gelangt die unbezwingbare Macht eines liebenden weiblichen Herzens, die freiwillige Ausdauer in Not und Kummer, das beharrliche Verschmähen eines glänzenden Loses um der Treue willen, die von dem Geliebten nimmer lassen mag. Hinweggeführt aus der zerstörten Heimatsburg, dem Verlobten gewaltsam entrisßen, hat sie die Wahl, mit Hartmut, ihrem Entführer, in Normannenland die Krone zu tragen oder der schmachvollen Dienstbarkeit sich zu unterwerfen. Ihre Wahl ist bald getroffen: sie verschmäht die Krone und wählt die Knechtschaft. Mit bloßen Füßen geht die Königstochter zum Meeresstrande, um der Königin Gerlinde zu waschen wie eine Magd. Dort findet sie ihr Verlobter wieder. Es ist anfangs nur ein halbes Erkennen, ein leises Ahnen, das erst durch die Ringe an den Händen der Verlobten bestätigt werden muß: ein schönes Beispiel der Treue, die stillkräftig im Herzen fortlebt, wenn auch Zeit und Schicksal die äußeren Züge verwandeln und die Bilder der Erinnerung zu verwischen drohen.

30. Der Einfluß des Christentums auf die Stellung der Frau.

Die heilige Schrift erzählt uns, Gott habe das Weib aus der Seite des schlafenden Mannes gebildet. Hierin liegt eine sinnvolle Deutung. Das Weib ist nicht hervorgegangen aus dem Haupte des Mannes, daß sie über ihn herrsche, nicht aus dem Fuße, daß sie sklavisch zu seinen Füßen liege, sondern aus der Seite, daß sie ihm treu zur Seite stehe und seine Gefährtin und Genossin werde. Das Familienleben, welches Gott durch jenen Akt im Paradiese begründete, sollte daher in dem liebevollen Verhältnisse des Mannes zum Weibe, der Eltern zu den Kindern, der Geschwister und Angehörigen untereinander eine Quelle der heiligsten Pflichten, der reinsten Freuden und edelsten Empfindungen werden. Aber dieses ursprüngliche Verhältniß wurde durch kalte, herzlose Selbstsucht bald getrübt durch eine schimpfliche Erniedrigung des Weibes. Von dem Volke Israel abgesehen, das mit dem Glauben an Jehovah immer noch eine verhältnismäßig reinere Sittenlehre sich bewahrte, bieten uns die heidnischen Völker des Altertums, die im Sinnenleben entnervten Orientalen, wie die feingebildeten Griechen und kriegsmutigen Römer in Hinsicht auf das Familienleben kein erfreuliches Bild.

In Sparta wurde durch die Gesetzgebung Lykurgs der Bürger so eng an das Staatsinteresse gefesselt, daß das Familienleben völlig verkümmern mußte. Von einer religiösen Weihe des Ehebundes war keine Spur; die Kinder gehörten nicht Vater und Mutter an, sondern waren Sklaven der „kommunistischen Idee des Staates“. (S. 101.) Häusliches Glück kannte man in Sparta nicht, es war da keinerlei Gemeinschaft, weder des Herdes, noch des Tisches, weder der Beschäftigung, noch des Vergnügens: „Es gab keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft, es gab nichts als Bürger und bürgerliche Tugend“ (Schiller). Mit der Würde der Ehe sank auch die Würde des Weibes bis zu bloß „physischem Werte“ herab.

In Athen erscheint uns, wie das ganze gesellschaftliche Leben, so auch die Ehe und mit ihr das Familienverhältnis in etwas edlerer und milderer Gestalt. Aber immerhin war die Stellung der Frau noch eine sehr niedrige. Aus keinem anderen Grunde, als daß sie Frauen waren, strafte sie das Gesetz durch Entziehung aller Selbstständigkeit. Sie blieben Zeit ihres Lebens Unmündige und waren nicht befugt, etwas Rechtskräftiges zu thun; weder über ihre Person oder ihr Vermögen durften sie frei verfügen; sie durften vor Gericht kein Zeugnis ablegen; ja, alles was ein Mann auch nur auf eines Weibes Rat und Bitte that, war ohne Rechtskraft und vor dem Gesetze ungiltig. Man war gewohnt, die Frauen „als ein für das Bestehen des Hauses notwendiges Übel“ zu betrachten, und nur Kinder als spätere Träger des Staates gaben ihnen Wert. Die Stellung der Frau „war von der einer treuen Sklavin nicht sehr verschieden“. Die Frau lebte in völliger Zurückgezogenheit, durfte nie ohne Vorwissen des Mannes das Haus verlassen, ja durfte selbst im eigenen Hause nicht einmal zum Vorschein kommen, sobald der Mann auch nur zufällig einen Gast mitbrachte. Aussetzen der Kinder war wie in Sparta so auch in Athen üblich. (S. 103.)

In Rom war der Mann als Eheherr und Gebieter mit großen Rechten ausgestattet. So wie über seine Kinder und über die von seinen Söhnen herstammenden Enkel, so konnte er auch über die Frau nach Gutdünken verfügen, er konnte sie verstoßen, verkaufen, in Fesseln schlagen, ja selbst töten, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. In der späteren Zeit nimmt allerdings in Rom die Frau eine würdigere Stellung ein, als dies in Griechenland der Fall war. Sie war nicht verwiesen in abgelegene Gemächer, sondern hatte vielmehr ihren Aufenthalt in dem wichtigsten Teile des Hauses, aber rechtlich stand sie zu ihrem Manne nur in dem Verhältnis einer Tochter, zu ihren eigenen Kindern im Verhältnis einer Schwester. Über ihre eigenen Kinder hatte sie nicht das geringste Recht, denn über das Leben und den Tod derselben verfügte ausschließlich der Vater. Selbst wenn der Mann starb, wurde die Wittve nicht frei, die Macht ihres

Eheherra überlebte ihn, denn wie der Vater seinen unmündigen Kindern, so konnte der Mann seiner hinterlassenen Frau durch testamentarische Verfügung einen Vormund bestimmen, und in des letzteren Gewalt blieb sie gewöhnlich zeitlebens, denn eine zweite Ehe einzugehen war durch die öffentliche Meinung verpönt. (S. 104.)

Bei dem Volke der Germanen war die Stellung von allem Anbeginn eine würdigere. Trotzdem war — wer möchte es leugnen — das Los des germanischen Weibes, namentlich in der ältesten Zeit, immerhin hart, wenn es auch nicht so tief empfunden sein mag, als von der Griechin Sphigenie, der Goethe die klagenden Worte in den Mund legt:

Der Frauen Zustand ist beklagenswert,
Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie enggebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen
Ist Pflicht und Trost.

Auch das Weib der alten Deutschen war nie selbständig. In der Jugend stand es unter der Mundschaft des Vaters, oder, wenn dieser gestorben, unter der des Bruders oder anderer Männer der Sippe. Ja, der Vater besaß sogar das Recht, das neugeborene Mädchen auszuweisen, oder später, wenn die Not ihn zwang, es in Knechtschaft zu geben. Von der Familie erkaufte sich der Bräutigam durch den Mahlschack das Weib, als ob es eine Sache wäre. Und während dann der Mann an den Freuden der Jagd sich ergökte, sich in das Getümmel der Schlachten stürzte, oder träger Ruhe sich hingab, dem Spiele und Trinkgelage fröhnend, überließ er das Hauswesen und den Ackerbau mit seinen drückenden Mühen den Weibern; die Frau war das reine Lasttier. Sehr spät erst vertauschte der Germane das kriegerische Schwert mit dem friedlichen Pfluge und teilte mit der Gattin als sesshafter Landmann die Sorgen des Hauses.

Erst mit dem Christentume kamen auch für das Weib bessere Zeiten, und seine Stellung wurde eine ihm würdigere. Des Vaters physische Gewalt wird beschränkt, und doch wird sein moralisches Ansehen unnahbar hoch gestellt; das Christentum lehrt das Kind in seinem Vater Gottes Stellvertreter ehren, den Vater an seinem Kinde Gottes Liebe, Macht und Weisheit üben. Das Joch zerbrechend, unter dem die Mutter seufzte, stellt sie deren Würde der des Vaters gleich, ja sie umkleidet die christlichen Mütter alle mit noch höherem und heiligen Glanze, indem sie ihnen die „Gnadenvolle“, die „Gebenedette“ zum Vorbild giebt, die selbst der Mensch gewordene Gottes-

sohn mit dem süßen Mutternamen ehrte und die im glücklichen Bewußtsein ihrer Würde ausrief: „Siehe von nun an werden mich selig preisen alle Kindesfinder“ (Luk. 1, 28. 48). „Durch die Lehre von der jungfräulichen Mutter des Herrn wurde die besondere Schmach, die auf den Frauen lag, hinweggenommen.“ Wie mußten gerade unsere Vorfahren, die, wie Tacitus schreibt, etwas Ahnungsreiches im Gemüte der Frau erkannten und die Kraft der Walküren an ihre Jungfräulichkeit knüpften, freudig überrascht sein von der Botschaft, daß eine Jungfrau gewürdigt war, die Mutter des Sohnes Gottes zu werden. Nunmehr wird die Familie das Reich der Mutter, sie ist der Geist, der Mittelpunkt, die Sonne (Sir. 26, 21) dieses Reiches, von der weit über seine Grenzen unerschöpflich Licht, Reiz, Anmut, Leben, Freude, Trost ausgeht. Nun ist für alle Zeiten das süßeste und unzerstörbarste Gefühl des Menschen in jedem Alter seines Lebens — die Liebe seiner Mutter, eine Liebe, die wie ein zweiter Schutzgeist ihn belehrend, warnend, mahnend auf allen seinen Wegen bis in den Tod begleitet.

Hatte das Weib bisher unter hartem Drucke geduldet, so erging jetzt an den Mann das Wort des Apostels (Eph. 5, 25), in welchem das Ideal einer christlichen Ehe hingestellt wurde: „Brüder, liebet euere Weiber, wie auch Christus die Gemeine geliebt und sich selbst für sie dahingegeben hat.“ Eine solche Religion mußte die Gesinnung des deutschen Mannes, wie den Seelenadel des deutschen Weibes verklären, und der Frau in ihrem Wirken im stillen, häuslichen Kreise eine segensbringende Macht auf das Gemüt des Mannes und die Herzen der Kinder, deren Erziehung ihre heiligste Pflicht wurde, verleihen. Vom Mittelpunkte der Familie ging wieder ein Hauch aus, der erwärmend und belebend alle Verhältnisse durchbrang. „Es konnte wohl auch das Christentum unmöglich die thatsächlich bestehende Ungleichheit der Geschlechter verkennen, aber es lehrte die Gleichheit der Seelen“ (Hettinger).

Doch das Christentum ist nicht nur in den Schoß der Familien eingedrungen, hat sich nicht nur zu Vater, Mutter, Kind wohlthuernd an den häuslichen Herd gesetzt und das Heidentum davon vertrieben, sondern es hat auch mit unnachsichtigem Eifer das bürgerliche Gesetzbuch genommen und, den Griffel umkehrend, die alten, zu Ungunsten der Familie lautenden Paragraphen ausgelöscht und dann zu ihren Gunsten neue hineingeschrieben. Dankbar dem Kreuz, durch das er Sieger war, bot Konstantin d. Gr. dem Werke der gesellschaftlichen Wiedergeburt der Familie seine Hand. Die einfache Ehe (Monogamie) erhob er strenger, als bisher geschehen, zum Gesetz. Mutter und Großmutter wurden für fähig erklärt, die Vormundschaft über ihre Kinder und Enkel zu führen. Ferner wurden die Frauen hinsichtlich ihres Vermögens in ihre natürlichen Rechte eingesetzt, indem

man sie, was früher durchaus nicht der Fall war, erbfähig machte. Schwere Strafe trifft denjenigen, der es wagt, sich am Leben von Frau oder Kind zu vergreifen. Doch nicht nur das Leben, auch die Freiheit des Kindes schützt der Gesetzgeber, deren der Vater sie nach allem Recht durch Aussetzung oder Verkauf willkürlich berauben konnte, auch war es verboten, sein Weib zu verstoßen oder sich freiwillig von ihr zu scheiden. Und damit ferner zu schlechter That kein Vorwand sei, wird befohlen, in jeder Stadt ein Hospital (Xenodochium) zu errichten, in welchem Reisende, Kranke, Arme, Altersschwache und auch etwaige aufgefundene Kinder Aufnahme und Pflege erhalten sollten.

Mit der Verbreitung des Christentums wurden christliche Erziehungsanstalten auch für das weibliche Geschlecht eingerichtet unter der Bezeichnung Frauen- oder Nonnenklöster. Sie sind für die damalige Zeit Leuchttürme, welche die Wildnis der Welt überragten und über deren Unwetter, Stürme und Wirrsale das milde, geistige Licht ausgossen, das diese frommen, gedankenvollen Frauen pflegten. Es wurde auch in den meisten dieser Erziehungsschulen nicht das Leben mit steten Andachtsübungen und mit Askese zugebracht, es wurde vielmehr der Grund zu einem geordneten, wohlstandigen Lebenswandel gelegt, und auch der Sinn für Häuslichkeit wurde den Zöglingen, die ja oft in das Vaterhaus zurückkehrten, eingepflanzt; und man darf den Frauen jener Zeit das Lob nicht versagen, daß sie hierin für alle Zeiten als nachahmungswürdige Muster gelten können. Ihre häusliche Thätigkeit war unstreitig noch umfassender als heutzutage, da sie sich nicht schämten, manche Arbeiten zu verrichten, die man heute den Mägden überläßt. So saßen selbst Fürstentöchter am Spinnrocken (S. 3) oder am Webstuhl und zauberten in den Stoff die herrlichsten Gebilde aus Sage und Geschichte, und bis in das dreizehnte Jahrhundert lag auch die Sorge für die Kleidung der Männer in den Händen der Frauen. So haben diese Erziehungsanstalten für die damalige Zeit vielen Segen gestiftet, hervorgegangen aber sind sie aus der christlichen Kirche. Der Einfluß des Christentums auf die Familie und insbesondere auch auf die Stellung der Frau ist ein ganz bedeutender; und ein jeder, der unbefangen mit christlich erleuchtetem Sinne über die Einwirkung des Christentums besonders auch auf die deutsche Familie nachdenkt, wird dem zustimmen.

* * *

Es ist richtig, die Frau schreibt keine Stimmzettel, trägt keine Waffen, nimmt nicht teil an den parlamentarischen Kämpfen, aber sie verfügt über die unsichtbaren Mächte des Gemüths und des Herzens, die, gleich den in der Erde thätigen Kräften von unwiderstehlicher Wirkung sind. Wenn heutzutage eine schwachhafte, gedankenlose Menge

für das Weib „Das Recht auf Arbeit“ und „Gleichstellung mit dem Manne“ in Anspruch nimmt und in diesem Schlagworte etwas gewaltig Neues zu verkünden meint — nun, so hat nicht bloß das Recht, nein, vielmehr die Pflicht zur Arbeit dem Weibe zu jeglicher Zeit zugestanden, und wir rühmen es unsern edlen Frauen nach, daß sie diese ihre Pflicht zur Arbeit gemäß ihren eigenartigen Kräften, Gaben und Verhältnissen erfüllt, redlich erfüllt haben. Und die Gleichstellung mit dem Manne gewinnt sie, wenn sie nach Maßgabe ihrer Natur und ihrer Fähigkeiten an der Seite des Mannes und als unentbehrlicher, gleichviel bedeutender Teil der Menschheit an der Erhebung derselben mitarbeitet und in ihrem Kreise sinnt und strebt, ihrem Geschlechte jene Stellung zu bereiten, worauf das Weib von jeher hingewiesen war, indem es dasjenige, was des Mannes Eifer errafft und erstrebt, durch Liebe verklärt, durch Ausdauer erhält und befestigt.

Eine fortschreitende Zeit stellt naturgemäß fortgesetzt neue und erhöhte Ansprüche; um diesen gerecht werden zu können, muß auch das weibliche Geschlecht durch Erweiterung seiner geistigen Fähigkeiten, durch sittliche Bildung und religiöse Veredlung zeitgemäß gefördert werden; doch die Veredlung der Frau durch Verfeinerung ihrer Bildung besteht nicht darin, daß man ihr die nämlichen Pflichten auferlegt, die der Mann trägt, nicht darin, daß man sie mit politischer Macht bekleidet und sie hinausstreift auf den Markt des Lebens, nicht darin, daß man sie hineinßtößt in das Leben der Parteien und sie zwingt, teilzunehmen an der Jagd nach Ämtern, Würden, Ehren und übermäßigem Besitze. Ihre herrlichste Gründung besteht in der Befestigung des häuslichen Glückes und in der Erweiterung echt christlicher Werkthätigkeit. Die Frau beherrscht bereits die Welt durch Liebe und Treue; was kann es ihr und der Welt nützen, wenn sie für die gesetzgebenden Versammlungen wählen oder an denselben teilnehmen könnte? Sie kann da nur versteren und nichts gewinnen. Darum lasse man sie bei derjenigen Bestimmung, welche die Natur ihr selbst zugewiesen hat! Es wäre ein unerseßlicher Verlust für sie selbst und für die Menschheit, wenn sie aufhören müßte zu sein, was sie ist.

In unsern Tagen, wo so manche Frau, von einem dämonischen Irrtum verführt, mit Ungeßüm über die Grenzen ihres so herrlichen Reiches hinausdrängt und die innere Herrlichkeit ihres wahren Berufes so sehr unterschätzt, kann man es nicht oft genug wiederholen, darauf hinzuweisen, wieviel ihr in die Hand gegeben ist, wie bald aber auch der Baum des Lebens in den Wurzeln verdorren muß, wenn sie ihre nächstliegenden Pflichten vernachlässigt. Gewiß, auch die Frau muß eine tüchtige Schulbildung erhalten und wahre Bildung wird so gut wie den Mann auch die Frau frei machen; da-

mit ist aber nicht jene zügellose Freiheit gemeint, welche diejenigen anstreben, die leider zum Schaden des ganzen weiblichen Geschlechts sich Pioniere der Frauenbewegung nennen, und „welche den Frauen Cigarre und Reitpeitsche sichern wollen“ (Cassian, Weltgeschichte f. höh. Töchter Schulen), sondern die begrenzte, im Rahmen des Anstandes, der feinen Sitte, der wohlverstandenen Mäßigung begrenzte Freiheit, die wohl zu einer gewissen Selbständigkeit, vor allem aber zur geistigen Klarheit und Herrschaft über den Willen führt. Auch heute noch gilt das Wort des großen Goethe in „Hermann und Dorothea“, wenn er von dem Berufe des Weibes sagt:

„Ihr Leben ist ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andren.“

31. Bertha, die treue Gemahlin Heinrichs IV.

Heinrich IV. war erst sechs Jahre alt, als er zu seinem großen Unglück seinen Vater verlor; Großes wäre sicher aus ihm geworden, hätte ihn dieser große Mann erziehen können, so aber wurde seine begabte Natur durch eine verkehrte Erziehung übel geleitet, er wurde das Opfer geistlichen Übermutes. Agnes, die Mutter des jungen Kaisers, war eine treffliche Frau und leitete anfangs die Erziehung Heinrichs; aber den trotzigen Fürsten, weltlichen wie geistlichen, gegenüber war sie doch zu schwach. Der Mutter schien schon mit dem Tode ihres hohen Gemahls eine Ahnung des nahenden Unheils vorzuschweben, als sie an den von ihrem Gemahl so hochgeehrten Abt Hugo von Clugny, den Taufpaten ihres Sohnes, folgendes schrieb:

„Meine Leier ist zur Trauer gestimmt, und wenn Ihr mir Freude durch Eueren Brief bereitet habt, so antworte ich Euch jetzt mit Seufzen und Wehklagen. Mein Herz, von Leid verzehrt, schaudert davor zurück, Euch mein ganzes Unglück zu schildern und das eilende Gerücht wird Euch ohnehin davon berichtet haben. Empfehlet also, ich bitte Euch, da Ihr meinen Herrn und Gemahl nicht durch Euer Gebet im Fleische habt erhalten wollen, mindestens den Toten mit Euern Brüdern der Gnade Gottes und erwirkt, daß Euer Pate ihm lange im Reiche als Erbe folge und in Gottes Wegen wandle.“

Es ist bekannt, wie erst der Erzbischof Hanno von Köln, dann der Erzbischof Adalbert von Bremen sich des jungen Fürsten bemächtigten, um ihn so zu erziehen, wie diese Herren der Kirche ihn zu

haben wünschten. Die verderblichen Folgen dieser mangelhaften und verfehlten Erziehung blieben nicht aus, und Heinrich hat bitter gebüßt.

Eine Stütze und Erhebung in solch schweren Zeiten ward ihm dann sein treues Weib Bertha, die edle und tugendhafte Tochter des Markgrafen von Susa, die ihm fortgesetzt rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit gab, obgleich er sie manchmal recht hart gekränkt hat.

Der Papst Gregor VII. hatte den jungen Kaiser in den Bann gethan und ihm die Krone abgespröchen. Anfangs spottete Heinrich darüber; da aber die deutschen Fürsten von ihm abfielen, so blieb ihm nichts anderes übrig, wenn er Kaiser bleiben wollte, als die Lösung vom Banne nachzusuchen und nach Italien zu gehen, um sich mit dem Papste auszuöhnen. Einige Tage vor Weihnachten, es war im Jahre 1077 mitten im strengsten Winter, reiste Heinrich von Speier ab. Frau Bertha, seine edle Gemahlin, wollte ihn nicht verlassen, und obwohl es Heinrich nicht um sie verdient hatte, so scheute sie doch nicht die Gefahr und Mühseligkeit der Reise und wollte jede Not treu mit ihrem Gemahl teilen. Auch das kleine Söhnchen nahmen sie mit, und nur ein Diener verstand sich dazu, mitzureisen. So zog eine Kaisersfamilie nach Italien. Die Feinde Heinrichs waren aber bereits geschäftig gewesen, ihm die Pässe Tirols und der Schweiz zu verlegen, um die Ausöhnung mit Gregor zu vereiteln oder wenigstens über die festgesetzte Frist — der Papst hatte eine solche von einem Jahre zugestanden — hinauszuschieben. So war die königliche Familie gezwungen, einen großen Umweg durch Frankreich zu machen. Die Reise war schon sehr beschwerlich, bevor man ins Gebirge kam, denn es gab damals noch nicht so bequeme Heerstraßen wie jetzt. Böllig unwegsam aber wurde die Bahn, als man ins Gebirge kam. Die hohen Berggrücken waren mit ungeheueren Schneemassen bedeckt, und ein eiskalter Wind riß den armen Reisenden die Haut ab vom Gesicht und von den Händen. Der Schnee war so hart gefroren wie Eis und so glatt, daß Menschen und Pferde jeden Augenblick in die Abgründe zu stürzen Gefahr liefen. Die Männer krochen auf Händen und Füßen; die Kaiserin aber und ihr Kind wurden in Kinderhäute eingekleidet und so durch die Führer von den beschneiten Bergen abwärts geschleift. Den Pferden band man die Füße zusammen und ließ sie an Stricken hinab. Die meisten kamen dabei um; und nur nach unzähligen Mühen und Beschwerden erreichten sie die lombardische Ebene. — So langten sie endlich in den Mauern der toskanischen Festung Canossa an, wo Papst Gregor sich damals aufhielt und nach den schrecklichsten Demüthigungen Heinrich vom Banne lossprach.

Auch bei späteren harten Drangsalen, welche den Kaiser trafen, stand ihm stets die treue Liebe seiner edlen Gemahlin Bertha ermutigend und tröstend zur Seite.

32. Die Weiber von Weinsberg.

Zur Zeit, da Konrad III. als Kaiser über Deutschland herrschte, empörte sich der stolze Herzog von Bayern gegen ihn. Doch der Kaiser siegte in der Schlacht bei dem Städtchen Weinsberg im heutigen Königreiche Württemberg. Nun konnte sich die kleine Feste nicht länger halten, und Konrad, über den hartnäckigen Widerstand der Belagerten ergrimmt, hatte gelobt, die schwerste Strafe über die Stadt und ihre Einwohner zu verhängen. Da kamen eine Anzahl Frauen zu ihm ins Lager und baten fußfällig um Gnade. „Mit Weibern führe ich keinen Krieg,“ sprach der Kaiser; „sie mögen frei abziehen, auch von dem, was ihnen am liebsten ist, soviel mitnehmen, als ihre Schultern tragen können.“ — Dankbaren Herzens gingen sie von dannen.

Da öffneten sich am anderen Morgen die Thore, und siehe da, in langer Reihe kamen die Weiber aus der Stadt, jede ihren Mann auf dem Rücken. Konrad lachte über die Schlaueit der Frauen, und als seine Räte meinten, dies sei Betrug und der Vertrag dürfe ihnen nicht gehalten werden, erwiderte er: „Ein Kaiserwort soll man nicht drehen und deuteln,“ und er schenkte um der treuen Weiber willen auch den Männern Leben und Freiheit.

Chamisso hat den Vorgang in ein gefälliges Gedicht gebracht:

Der erste Hohenstaufe, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Weinsberg, seit manchem langen Tag.
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unberzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn;
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert.“

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein.“
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gefühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehen, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
Laßt ziehn mit ihrer Würbe sie ungehindert fort,
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.“

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut;
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Tritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihren Eherrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!“ ruft drohend mancher Wicht. —
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht.“

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie habens gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht.“

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweicht,
Die Sage schallt herüber aus halbvergeff'ner Zeit,
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland!

33. Rudolf von Habsburg und die Bäckerfrau.

Rudolf von Habsburg ging meistens sehr unansehnlich gekleidet und hatte deshalb manches Abenteuer. Er verzieh aber gern die Beleidigungen, die ihm unter solchen Umständen nur zu leicht widerfuhr. Einst war sein Hoflager vor Mainz, als plötzlich Kälte eintrat, die dem alten Manne von siebenzig Jahren sehr beschwerlich fiel. Da ging er ganz allein in die Stadt und sah in einem Bäckerhause einen Haufen glühende Kohlen, der eben aus dem Ofen gezogen war. Um sich an diesen Kohlen zu erwärmen, tritt er treuherzig ein, aber die Bäckerfrau fährt ihn mit groben Worten an und will ihn fortjagen. „Seid nicht so zornig, liebe Frau,“ sagte Rudolf mit sanfter Stimme, „ich bin ein guter, alter Landsknecht, hab' nicht viel und muß es mitnehmen, so gut mirs kommt.“ — „Ei, was,“ keifte das Weib, „troll Dich zu Deinem Bettelkönig. Es geschieht Euch allen recht. Ihr saugt ja doch nur das Land aus und nehmet den armen Leuten die Nahrung.“ — „Was hat Euch denn der arme König gethan, daß Ihr ihm so gram seid?“ — „Was,“ schrie das Weib, „zieht er nicht von Stadt zu Stadt und liegt den armen Bürgern zur Last mit seinem großen Troß? Und nun sag' ich Dir, mach, daß Du fortkommst, oder —“. Er wollte noch einmal die Güte versuchen, aber das böshafte Weib goß ihm einen Kübel Wasser über den Leib, und hätte er nun auch nicht wie ein Pudel getrieft, so mußte ihn schon der erstickende Qualm verjagen, der in dem Augenblicke aus dem Kohlenhaufen aufstieg. Er ging still zu den Setzigen und sagte nichts. Bei Tische gab er einem Diener eine Flasche Wein und eine Schüssel voll des besten Essens und sagte ihm: „Trag' das zu der Bäckerfrau und sag' ihr, das schicke ihr der alte Landsknecht von heute morgen, und er lasse sich

schön bedanken für das Bad.“ — Das Weib war fast des Todes vor Schreck. Sie lief zum Könige, that einen Fußfall und bat um Gnade. Rudolf legte ihr die Strafe auf, daß sie alle Schimpfwörter von heute morgen mit demselben Geifer vor der Tischgesellschaft wiederholen mußte, und er gab genau acht, daß sie kein Wort und keine Geberde ausließ, worüber die Anwesenden sich fast außer Atem lachen wollten.

34. Ursula Cotta.

In das Leben Martin Luthers eingreifend und mitbestimmend vielleicht für seine ganze spätere Laufbahn ist die Wittve Ursula Cotta geworden insofern, als sie Luther, da er noch Schüler war, aufnahm in ihr Haus, damit er den Besuch der Schule fortsetzen konnte. Es ist sehr fraglich, ob Luther, wenn er nicht das Unterkommen bei Frau Cotta gefunden, bei der Schule hätte bleiben können, oder ob er nicht gezwungen gewesen wäre, das Buch mit dem Hammer des Bergmanns zu vertauschen. — Vierzehn Jahre war Luther alt, als er sein Bündel schnürte, von Eltern und Geschwistern Abschied nahm und gen Magdeburg wanderte. Dort sollte er die lateinische Schule besuchen, denn daheim in Mansfeld hatten sie es wohl gemerkt, daß er einen offenen Verstand und hellen Kopf und die nöthige Ausdauer hatte, wie Gelehrte dies alles brauchen.

Die Schule der „Nullbrüder“ war sein Ziel, dort bekam er Obdach und Lager, aber für das tägliche Brot mußte er selber stehen. Da nun Luthers Vaters nur ein unbemittelter Bergmann war, also für seinen Sohn in Magdeburg nicht viel aufwenden konnte, und da er andererseits in Eisenach Verwandte hatte, von denen er hoffte, daß sich diese seines Sohnes etwas annehmen würden, so wurde der junge Luther nach Verlauf eines Jahres dorthin gebracht. Die Verwandten scheinen aber auch nichts oder nur sehr wenig für den jungen Better gethan zu haben, denn er mußte auch in Eisenach mit dem Schülerchor den Brotreigen singen und von den kleinen Almosen mildthätiger Bürger und Bauern leben. — Man nannte solche Gaben „Partecken“, d. i. Brocken.

Aber gerade diese Bittgänge wurden dem jungen Luther zum Glück. Da stand die Kurrende auch einmal in ihren kurzen Mänteln vor einem stattlichen Hause und sang ihre Lieder; es war das Haus des verstorbenen Kunz Cotta, eines vornehmen Mannes aus adeligem Geschlecht, das seine Heimat in Italien gehabt. Kunz oder, was dasselbe ist, Konrad Cotta war einer der angesehensten Kaufleute in Eisenach gewesen und seine Frau Ursula Cotta, eine geborene Schalbe, war eine sehr wohlthätige Frau. Die Wittve Cotta wurde

aufmerksam auf Martin Luther, wie er mit den anderen durch die Straße zog und sang; sie fand ein ganz besonderes Wesen in diesem Schüler und sie gewann ihn um seines frommen Singens und Betens willen herzlich lieb und nahm ihn auf in ihr Haus. Da hörte mit einemmale alle Not auf, denn Frau Cotta war ihm eine gute „Wirthin“, wie sie Luther zu nennen pflegt, und er hat ihr zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt.

Von dieser Wohlthäterin Luthers wissen wir nur wenig; nur auf dem Grabsteine zu Eisenach steht noch zu lesen, daß die „ehrbare und tugendsame Frau Ursula Cotta“ anno 1511 am Sonnabend nach Kathrinen (d. i. am 29. November) in Gott verschieden ist. Sie hat also ihres Schütlings große Zeit nicht erlebt.

Die Familie Schälbe, aus welcher Frau Cotta stammte, war eine besonders fromme und wohlthätige Familie, wie sie auch durch ihre großen Schenkungen an Kirchen und Klöster bewies. Besonders bedeutende laufende Unterstützungen erhielt das sogenannte „Franziskanerhaus“ am Fuße der Wartburg, das von der heiligen Elisabeth (Nr. 7) zur Speisung der Armen gestiftet worden war; Luther hat da auch mehrfach mit den Mönchen dieses Hauses verkehrt, und höchst wahrscheinlich ist ihm da schon das Verlangen gekommen, so wie sie in beschaulichem Dasein zeitlebens Gott dienen zu können und durch solches fromme Leben den Himmel zu gewinnen.

Der Wittwe Haus zu Eisenach.

Horch! Durch des Winters Sturmgehause
Ertönt mit Macht ein neues Lied.
An manchem stolzen Herrenhause
Der stumme Chor vorüberzieht.
Doch vor der Wittve stiller Wohnung
Da wird der Mund ihm aufgethan,
Und mit gar festlicher Betonung
Stimmt er die frommen Weisen an.

Hin zu der Schüler Lobgesängen
Neigt sich der frommen Wittve Ohr.
Ihr ist's, als ob in's Herz ihr klängen
Der Engel Gruß aus höherm Chor.
Doch weitaus von den Stimmen allen
So fest und frisch und doch so rein
Hört ihr des Einen Stimm' erschallen —
Wer mag der junge Säng'er sein?

„Den Säng'er, ja, den muß ich kennen;
O, bringt den Knaben her zu mir!

Komm, sollst mich deine Mutter nennen
Du lieber Sänger, weile hier!
Und unter's Dach führt sie den Armen
Und fragt und forschet nach seiner Not;
An ihrem Herd soll er erwarmen,
Sich sättigen an ihrem Brod.

So wuchs heran der Martin Luther
Erzogen in der Wittwe Haus,
Und es erbluhet der frommen Mutter
Ein ewig frischer Kranz daraus;
Denn wo von Luther wird gesungen,
Fängt man mit diesem Liebe an,
Und dankbar ruhmens alle Zungen,
Was an dem Kleinen sie gethan.

R. R. Hagenbach.

35. Von Luthers Räthe.

Unser großer Reformator Luther lebte mit seiner Gemahlin im herzlichsten Einverständnis. Zwölf Jahre nach seiner Verheirathung schreibt er: „Wenn ich ein junger Mann wäre, so wollte ich doch, wenn mir gleich eine Königin nach meiner Räthe angeboten würde, lieber sterben, als zum zweitenmale mich verehelichen. Ich kann keine gehorsamere Frau bekommen, ich müßte mir denn eine aus Stein hauen lassen.“

Bei aller Verbheit Luthers war dieser doch auch außerordentlich leutselig und voller Humor, besonders auch gegen seine Gattin, so nannte er sie oft scherzend „Herr Räthe“; aber er fühlte sich wohl unter ihrem Hausregiment, wie ein jeder, welcher „täglich in Büchern vergraben ist, so daß Fenster, Bänke und Geräte davon voll liegen“, wie Luther von sich aussagt; er konnte ruhig bei seiner Arbeit bleiben. Das Hauswesen führte Katharina vorzüglich.

Als ein in Wittenberg lebender Engländer einen Lehrer der deutschen Sprache suchte und Luther von ihm um Vermittelung gebeten wurde, so empfahl er scherzend seine Räthe mit den Worten: „Die ist berebt, sie kann's so fertig, daß sie mich weit damit überwindet.“

Seinem gehorsamen Weibe gegenüber war er, wie sich's gebührt, auch ein gedulbiger Mann, der gern anerkannte, daß der Hausfrau gar mancher Verdruß erwächst, dem der Mann weniger ausgesetzt ist. „Da gleich ein Weib,“ schreibt er, „etwas bitter ist, so soll man Geduld mit ihr haben, denn sie gehört ins Haus, und das Gefinde

bedarfs bisweilen auch sehr wohl, daß man ihnen streng sei und weiblich zuspreche.“ Ein andermal schreibt er: „Ich muß Geduld haben mit dem Papste, ich muß Geduld haben mit den Schwärmern, ich muß Geduld haben mit dem Gesinde, ich muß auch Geduld haben mit Rätthen von Bora.“ Doch unglücklich fühlt sich Luther nicht im geringsten, im Gegenteil; und wohin würde vielleicht Luther gekommen sein, wenn ihm nicht die ordnende, sparende und auch erwerbende Hand, das tröstende, teilnehmende Herz seiner Katharina helfend und stützend zur Seite gestanden hätte! (Vergl. auch Nr. 10.)

36. Berühmte Frauen aus dem Zeitalter der Reformation.

Das Zeitalter der Reformation zeigt, daß die Frauen, so wie bei der Gründung und Ausbreitung des Christentums und in den Zeiten der Verfolgung auch für die Kirchenverbesserung lebhaftes Theilnahme verrieten. Es ist ja eine leicht zu erklärende Erscheinung, daß in einem Zeitalter, in welchem Erfindungen und Entdeckungen sich häuften, Kunst und Wissenschaft zu neuem Leben erwachten und das reine Evangelium die Herzen belebte, der Einfluß der Frauen ein sehr großer und weitgreifender war. Auf jedem Blatte der Geschichte offenbart sich im Guten wie im Schlimmen neben der Thatkraft und dem gewaltigen Gestaltungstrieb der Männer nicht minder mächtig die feinere Wirksamkeit des weiblichen Geistes, dem durch die That des großen Mainzers Johann Gutenberg nun gleichfalls der ganze Bildungskreis erschlossen wurde. Bei dem regen Gemüthsleben der Frauen aber mußten religiöse Fragen diese um so lebhafter beschäftigen. Luther stand mit vielen Frauen im Briefwechsel und mahnte dieselben, das Werk der Kirchenverbesserung fördern zu helfen. Nennen wir hier noch einige Frauen, in welchen die Kraft des Evangeliums so mächtig war, daß sie, Gefahr und Unge- mach nicht achtend, zugleich männlichen Mut mit weiblicher Milde und Geduld in sich vereinigen, der Reformation in hohem Grade förderlich gewesen sind:

1. Elisabeth von Brandenburg, die Gemahlin Joachims I., Kurfürsten von Brandenburg, war eine dänische Prinzessin. Ihr Gemahl war ein erbitterter Gegner der Reformation; auf dem Reichstage zu Worms trug er sogar darauf an, Luther als Ketzer zu verbrennen. Man kann sich nun wohl denken, daß der Kurfürst seine Gemahlin nicht gerade liebevoll behandelte, als diese mit dem Volke den evangelischen Glauben theilte und im Jahre 1528 es sogar wagte, in Abwesenheit ihres Gatten das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen. Joachim, dem dies verraten wurde, ließ sie gefangen setzen und streng bewachen, damit kein evangelischer Geistlicher ihr

nahe. Die standhafte Frau fand jedoch Mittel, aus ihrer Haft zu entrinnen. Von einer einzigen Kammerfrau und einem Thürsteher begleitet, fuhr sie in der Tracht einer Bäuerin auf einem Leiterwagen nach Sachsen. Hier nahm ihr Oheim, der Kurfürst Johann der Beständige, sie auf, und sie lebte nun bis zum Tode ihres unverdöhllichen Gatten (1535) auf dem Sommergute Lichtenberg an der Elbe. Hier sah sie Luther häufig bei sich; ja, sie hielt sich einmal drei Monate lang in seinem Hause auf. Ihr Sohn Kurfürst Joachim II. rief sie zurück. Ihrer Lehren eingedenk führte er (1539) die Reformation in allen seinen Landen ein, ohne jedoch vom Kaiser zu lassen und dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten. — Auch Elisabeths Tochter — gleichfalls eine Elisabeth — war eine Beschützerin der Reformation. Sie war an den Herzog Erich I. von Braunschweig vermählt, welcher sich viel am kaiserlichen Hofe aufhielt und als Feldherr gegen die Türken viel Ruhm geerntet hatte. Er hielt am katholischen Glauben fest, dennoch wagte es Elisabeth (1538) mit den Hofdamen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu feiern und einen evangelischen Geistlichen nach Braunschweig zu berufen. Erich I. sah dies zwar nicht gern, doch er enthielt sich jeder Einrede, und als einige Hofleute ihn ermahnten, den ketzerischen Prediger aus dem Lande zu weisen, erwiderte er: „Weil uns die Frau in unserm Glauben nicht hindert, wollen wir sie auch in ihrem Glauben nicht betrüben.“ Diese Nachsicht ehrend, ging die Fürstin in der Begünstigung der evangelischen Lehre auch nur allmählich zu Werke, und erst nach dem Tode ihres Gemahls (1540) führte sie die Reformation in den braunschweigischen Landen ein, wo man sie überall freudig aufnahm.

2. Argula von Grumbach, eine geborene Freitin von Stauffen, war sehr frühzeitig Wittwe geworden; sie lebte nur dem Studium der Bibel und der Schriften Luthers. Mit Luther stand sie (seit 1524) in Briefwechsel. Da sie sich eines Studenten von Ingolstadt annahm, welcher wegen seiner Anhänglichkeit an Luthers Lehre verfolgt wurde, und dessen Freilassung von Dr. Eck verlangte, so geboten ihr der Herzog von Bayern und ihre Verwandten, sie solle sich nicht mehr in theologische Händel mischen. Allein Argula erwiderte, sie werde jegliche Schmach, die man über sie verhängte, ertragen, aber dem Gebote Gottes, das sie bei der Taufe zu halten gelobt habe, treulich nachkommen und Gott bekennen. Sie ermahnte darnach den Kurfürsten von Sachsen und den Pfalzgrafen am Rhein, die Ausbreitung der lutherischen Lehre auf dem künftigen Reichstage fördern zu helfen und forderte den Kanzler Eck auf, mit ihr über die Religion zu disputieren. Als ablehnende Antwort schickte ihr der stolze Kanzler einen Spinnrocken zu, aber Argula ließ sich in ihrer Begeisterung für die Reformation nicht irre machen. Sie schrieb damals: „Die Phariseer

und Sabbuzäer der neuesten Zeit schließen dem Volke das Himmelreich zu. Luther schließt es auf und ruft mit Zwingli eines Rufes „Kommet herein!“ Diese Stimme habe ich noch nie aus den Kabinetten der Päpste und Kardinäle gehört.“ Solche Worte gefielen den Römlingen nicht. Wegen ihrer Bemühungen um die Reformation wurde Argula schließlich aus Bayern verwiesen und ihr Sohn vom Herzog seiner Stelle enthoben. Sie wandte sich nach Franken, woselbst sie 1554 starb. Unter ihren zahlreichen Schriften zeichnet sich besonders aus: „Send schreiben an alle Christliche Stände und Obrigkeiten oder Ermahnung, bei der Wahrheit und dem Worte Gottes zu bleiben und solches zu handhaben.“

3. Wie Luther an Katharina von Bora, so hatte Zwingli in Zürich an Anna Reinhart eine würdige Lebensgefährtin gefunden. Anna war Wittwe, als Zwingli sich mit ihr vermählte. Ihr trefflicher Sohn erster Ehe, welcher sehr frühe der Reformation sich anschloß, wurde die Veranlassung, daß Zwingli mit ihr näher bekannt wurde und sie zu seiner Lebensgefährtin wählte (1524). Die geschäftigen Lästereien warfen ihm allerdings vor, daß er diese steinreiche Wittwe nur geheiratet habe, um fortan in Saus und Braus leben zu können. Aber Zwingli und seine Gemahlin dachten gar nicht an dergleichen. Er rühmte von ihr, „daß sie zwar aus ihrer ersten Ehe und noch von ihren Eltern her, die wohlbegütet waren, prächtige Kleider, Ringe und andere Kostbarkeiten besitze; allein von dem Tage an, wo sie ihm angetraut worden war, achte sie derselben so wenig, daß sie dieselben nicht ein einziges Mal getragen habe.“ Sie war eine überaus schlichte, gebildete und gottesfürchtige Frau, las fleißig und am liebsten in der heiligen Schrift und nahm an den wissenschaftlichen Bestrebungen jener Zeit und denen ihres Mannes insbesondere regen Anteil. Daneben besuchte, tröstete und unterstützte sie die Notleidenden und Armen und verwaltete gewissenhaft und sparsam das eigene Hauswesen. Aus allen Berichten erhellt, daß Zwinglis Ehe mit ihr „ein Bund der Gottseligkeit und Ehrbarkeit“ gewesen ist. Die unglückliche Schlacht bei Kappel endete dies Glück. Als im Jahre 1531 Annas Gemahl auf Befehl des Züricher Rats die Truppen in den Krieg gegen die katholischen Stände als Feldprediger begleiten mußte, entließ sie ihn in banger Ahnung mit den heißesten Segenswünschen. Nur zu begründet war ihre Seelenangst; Zwingli verlor sein Leben, und mit ihm fielen am gleichen Tage der bereits erwählte Sohn Annas, sowie ihr Schwiegersohn, ihr Bruder und ihr Schwager. Das heißt Unglück. Mit frommem, gottergebenen Sinn ertrug die edle Frau die harten Schläge des Schicksals; man sah sie fortan nur noch im Kreise ihrer Kinder und in der Kirche. 1538 starb sie, beweint von allen, welche die tugendhafte Wittwe kannten.

37. „Mutter Anna“, Kurfürstin von Sachsen.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts regierte in Sachsen ein Kurfürstenpaar, genannt „Vater August“ und „Mutter Anna“. Schon diese Beinamen beweisen uns, daß sie sich um die Verwaltung des Landes große Verdienste erworben haben. Es läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß das Verhalten des Kurfürsten gegen seinen Vetter Johann Friedrich den Mittleren, welcher das Unglück seines Hauses nicht überwinden konnte, und insbesondere gegen die edle Elisabeth und ihre Söhne (s. Nr. 12) nichts weniger als „väterlich“ war, auch beteiligte er sich leider leidenschaftlich an den kirchlichen Zänkereien jener Zeit und ließ sich dadurch zu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen protestantische Glaubensverwandte hinreißen, doch in der Fürsorge für das Land steht er groß da. Er förderte den Flachs- und Weinbau, die Schaf- und Bienenzucht, das Bergwesen, die Landwirtschaft, die Obstbaumzucht, er säete, pflanzte und pflanzte selbst. Vertriebene nahm er mit Freuden auf, wenn sie irgend eine Geschicklichkeit mitbrachten; so führte auch während seiner Regierung Barbara Uttmann (s. Nr. 13) in Annaberg das Spitzenklöppeln ein. Als weiser Gesetzgeber sorgte er für Recht und Ordnung im Lande. Das Land vermehrte er durch Ankauf des allerdings von dem verschuldeten Hause Neuß längst verpfändeten Vogtlandes und durch Zurücknahme des Neustädter Kreises. (S. 49.)

Eine wackere Gehilfin hatte der Kurfürst in seiner treuen Gemahlin Anna, einer Prinzessin von Dänemark. Anna war das Muster einer Hausfrau. Auf dem Ostravorwerke, einer bei Dresden eingerichteten Musterwirtschaft, stellte sie die Mägde selbst an und hielt auf Bucht und Ordnung. Tag für Tag erschien sie in der Frühe in der Gutswirtschaft, untersuchte den Stall, prüfte die Molkerei und ordnete an, was und wieviel hiervon auf den Markt gebracht werden sollte. Es war ihr nicht zu gering, ihre Tafelbutter selbst zu rühren, zu waschen und zu formen. Ihrem Gemahl wusch und plättete sie die feine Wäsche. — Außerdem war Mutter Anna eine Freundin und Wohlthäterin aller Armen. Sie suchte Arznei Kräuter und bereitete selbst Heilmittel in der von ihr gegründeten Hofapotheke zu Dresden, so daß ihr bei ihrem Tode die Bedrängten nachrühmten, sie hätten mit der Mutter Anna „einen Beutel, eine Apotheke, eine Kirche, eine Versorgung“ gehabt.

Im Jahre 1585 wütete in Sachsen die Pest, welche besonders Dresden schwer heimsuchte und vor der sich der Kurfürst auf das Schloß zu Colditz geflüchtet hatte. Mutter Anna blieb zurück; sie war viel beschäftigt mit der Bereitung von Medikamenten. Da erkrankte sie schließlich selbst. Als die 53jährige Anna die Annäherung ihres Todes fühlte, gab sie von ihrem Krankenbette aus folgenden

Formular zu einem Kirchengebete für sich: „Es wird begehret ein gemein christlich Gebet zu thun vor eine arme Sünderin, deren Sterbestündlein vorhanden ist.“ Die Leiche dieser beliebten Fürstin wurde vier Wochen lang in der Schloßkapelle aufbewahrt, dann zu einer prachtvollen Totenfeier in die Dresdener Kreuzkirche gebracht und von da in die Gruft nach dem Freiburger Dom abgeführt, wo eine Platte mit lateinischer Inschrift, die ihre hauptsächlichsten Tugenden aufzählt, ihre Ruhestätte deckt.

Kurfürst August der Erste von Sachsen und die Magd aus Ostra.

Es pflegte sonst der Erste der Auguste
In Ostra's Schatten-Mu' sich zu ergehn,
Weil er dort frei sich von den Zeugen wußte,
Die lästig oft den Fürstenthron umstehn.
Dort ging er, ungekannt, allein,
Um ganz ein Bürger nur zu sein.

Von Anna habt ihr sicherlich vernommen,
Der Kurfürstin aus jener Zeit —
Der Wirtin, die zu seines Landes Frommen
Als Ehgespons August sich angefreit —
Penelope an Arbeit gleich
Gar fromm dabei und tugendreich. —

Und Ostra, damals eigen schon dem Hofe,
War hochgeliebt ob seiner Meierei;
Da schaltete, entfernt von Buß und Zofe,
Die Kurfürstin, als ob sie Bäurin sei,
Und ging in Boden, Keller, Stall,
Und griff mit selbst an überall.

Als einst nun August sich ergangen,
Wo nahebei die Meierei sich zeigt,
Da fühlt er wohl nach frischem Trunk Verlangen,
Weil brennender empor die Sonne steigt,
Und gehet unerkannt in's Haus
Und bittet gute Milch sich aus.

Es bringt herbei die Magd dem wackern Fürsten
Den ird'nen Krug mit frischer Milch darin.
Er trinkt mit Lust; doch als gestillt sein Dürsten,
Bemerkt er, daß die Milch gewaltig dünn,
Und ruft die Magd und forschet genau,
„Warum die Milch denn all' zu blau?“

Sie aber spricht: „Mit bess'rer Milch bedienen
„Kann ich Euch nicht. So wie der Morgen graut,
„Ist auch sofort die Kurfürstin erschienen,
„Und nimmt der Milch die gute fette Haut.
„Das Schlechte gibt zum Kauf sie her,
„Der alte, geiz'ge, brumm'ge Bär.“

Es will August gar große Kurzweil machen,
Das Annen man mit solchen Namen ehrt;
Er geht nach Haus, und hier mit lautem Lachen
Erzählt der Fürstin er, was er gehört; —
Die Fürstin läßt von Ostra dort
Sich holen jene Magd sofort.

Und hinter der halboffenen Zimmerthüre
Verbirgt sich August, um den Spaß zu seh'n,
Die Fürstin ruft, daß man herein sie führe,
Die draußen man wohl bebend schon sah steh'n.
Die Magd erscheint, und riesengroß
Bricht nun das Donnerwetter los.

Geduldig hört die Magd die harten Reden.
Sie hat's gesagt, das Wort mit Frevelsinn;
Zum Widerspruch kann sie sich nicht entblöden,
Nimmt den Sermon mit tiefem Schweigen hin. —
Und August lacht im Hinterhalt
Gar herzlich, als die Predigt schallt.

Doch als nun Anna endlich abgebrochen
Wird auch die Magd voll Mißmut wieder laut
Und meint: „Ich habe freilich schlecht gesprochen,
„Doch dacht' ich nicht, daß der, dem ich's vertraut,
„Gleich alles wieder klatschte frei
„Und solch ein Galgenschwengel sei.“

Da mußt auch Anna herzlich drüber lachen,
Und ruft herbei den horchenden Gemahl.
„Es steh'n jetzt gleich,“ so spricht sie, „un're Sachen
„Wer Schlimm'res sei, ist wahrlich schwere Wahl;
„Drum tragen wir in stiller Ruh
„Den Brummbär ich — den Schwengel du!“

38. Gustav Adolfs Frau und Tochter.

Durch die wiederholten Siege des kaiserlichen Feldherrn Tilly wurde die evangelische Lehre dem Untergange nahe gebracht. Doch in der höchsten Not sandte Gott den hart Bedrängten einen Retter

in dem Schwedenkönig Gustav Adolf. Es mag wohl sein, daß auch die Sorge um seine Ländereien an der Ostsee infolge des unaufhaltbaren Vordringens der Kaiserlichen ihn zum Kriege mit veranlaßt hat, aber in der Hauptsache war es seine echt religiöse Gesinnung und das lebendige Mitgefühl für seine Glaubensgenossen, welche ihn zum Schwerte greifen ließen; überdies waren schon wiederholt von Friedrich V. von der Pfalz, den Herzögen von Mecklenburg und der Stadt Stralsund Hilferufe an ihn ergangen. — Gustav Adolf war ein sehr gottesfürchtiger Mann; sobald er mit seinem Heere die pommerische Küste betrat, fiel er nieder auf seine Knie und flehte Gott um seinen Beistand an, denn sein Grundsatz war: Je mehr des Gebets, desto mehr des Sieges.

Doch auch seine Gemahlin Marie Eleonore war eine sehr fromme Frau und ihrem Gemahl in großer Liebe und Treue ergeben. Als dieser (1629) sich entschlossen hatte, den Evangelischen zu Hilfe zu ziehen und dem Vordringen der kaiserlichen Truppen zu begegnen, war sie sofort bereit, ihn auf diesem Kriegszug zu begleiten und für ihn zu sorgen und zu schaffen.

Marie Eleonore war eine brandenburgische Prinzessin, eine Tochter Johann Sigismunds, und seit 1620 mit Gustav Adolf vermählt. Sie soll eine sehr schöne Frau gewesen sein, und auch der Polenkönig hatte sich um ihre Gunst bemüht und um ihre Hand angehalten; und da sie Gustav Adolf bevorzugte, so war jener so erzürnt, daß er zeitlebens ein Todfeind ihres Vaters und ihres Gemahls war.

Gustav Adolf focht unter Gottes Beistand mit großem Glück, nichts hemmte seinen Siegeslauf und die bisher unterdrückten Evangelischen sahen in ihm ihren Befreier; der Jubel und die Huldigungen, die dem Sieger zu teil wurden, waren ungeheuer, besonders als er (1631) in Frankfurt seinen Einzug hielt. Da schloß Eleonore bei dieser Feyerlichkeit ihren Gemahl fest in ihre Arme und sprach: „Nun ist der große Gustav doch endlich ein Gefangener geworden.“ — Vor der Schlacht von Lützen (1632) nahm sie in langer Ahnung Abschied von ihm und blieb in dem Städtchen zurück. Das Schicksal Gustav Adolfs ist bekannt, er fiel. Die Königin sandte den Leichnam des teuren Gefallenen, mit dem sie nur zwölf Jahre in glücklichster Ehe verlebt hatte, nach Stockholm, das Herz aber, das so warm für sie geschlagen, ließ sie in eine goldene Kapsel legen und nahm es selbst mit.

Ihre einzige Tochter Christine hat durch ihre gründliche Gelehrsamkeit, durch ihr männliches Wesen, durch ihre Thronentsagung und ihren Religionswechsel die Augen der Mit- und Nachwelt auf sich gezogen. In ihrer Jugend trieb sie allerlei Studien, besonders sprachliche, welchen sie alle Zerstreungen opferte,

sie hat die deutsche, französische, italienische und spanische Sprache und zwar ohne Lehrer gelernt; sie trieb ferner Geographie, Geschichte und Politik und war befähigt, mit großen Gelehrten zu wetzeln. Aber bald zeigte sich auch ihr bizarrer Charakter, sie geberdete sich wie ein Mann, ritt und jagte gern und erschien selbst öffentlich in Mannskleidern; weibliche Beschäftigungen waren ihr ganz zuwider. Trotzdem bewarb man sich um die Hand der reichen Königin, so der König von Spanien, wie nicht minder der König von Portugal und der König von Polen, auch der nachmalige große Kurfürst von Brandenburg (Nr. 15) gehörte zu ihnen, aber sie schlug alle Gelegenheiten aus; ihre Mutter, die Tante Friedrich Wilhelms von Brandenburg, welche für diese Verbindung war, mußte dieserhalb sogar das schwedische Reich verlassen. Sie wollte unabhängig ihren gelehrten Liebhabereien leben. — Der Unterhalt vieler Künstler und Gelehrter, die reichhaltigen Sammlungen, die sie anlegte, und ihre Neigung zu großen Festlichkeiten erschöpften den Staatsschatz und machten den Unwillen des Volkes rege. Ihre Abneigung gegen die lutherische Kirche, weil die lutherischen Geistlichen ihren Plan, Lutheraner und Reformierte zu vereinigen, tadelten, auch weil ihre Predigten zu lang waren, mehr aber noch der Einfluß der Jesuiten durch den Reichswater des portugiesischen Gesandten, welcher ihr Vertrauen zu erschleichen wußte, und noch andere Jesuiten in der Verkleidung von italienischen Edelheuten, welche jener Gesandte in den Umgang mit der Königin zu bringen wußte und mit denen sie heimlich verkehrte, ferner die bereits erwähnte Finanznot und der Unwille des Volkes und verschiedene unausbleibliche politische Verwickelungen, denen sie sich doch nicht gewachsen fühlte, machten sie unzufrieden und unglücklich, so daß sie aus Sehnsucht nach größerer Freiheit und aus Überdruß an der Regierung diese (1654) niederlegte.

Sie begab sich hierauf über Hamburg und Münster nach Brüssel, wo sie einen glänzenden Einzug hielt. Hier nahm ihr auch ein Dominikaner im Palaste des Erzherzogs Leopold heimlich das katholische Glaubensbekenntnis ab. Als sie dem Papste ihren Voratz, nach Rom zu kommen, gemeldet hatte, schickte er seinen ersten Sekretär nach Innsbruck, allwo Christine öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. Ihr Vater vergoß sein Blut und opferte sein Leben um die evangelische Lehre, und seine Tochter fluchte dieser Lehre und trat zum Katholizismus über. — —

Von Innsbruck begab sich Christine nach Rom; in den Staaten des Papstes wurde Christine, wie man sich wohl denken kann, mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Im Amazonengewande und zu Pferde hielt sie in Rom einen prächtigen Einzug; der Papst firmelte sie, wobei sie den Namen Alessandra erhielt. In Rom blieb sie vorerst zwei Jahre, ging dann nach Frankreich, nach Deutschland, wieder

nach Italien, wieder nach Frankreich und nach Rom, in Hamburg beschäftigte sie sich mit alchymistischen Versuchen. Sie war auch zweimal wieder in Schweden, wurde aber wegen ihres Abfalles von der lutherischen Konfession und wegen der Erbauung einer katholischen Kapelle zu Stockholm dort nicht geachtet; die Kapelle wurde überhaupt auf Befehl der Regierung wieder niedergerissen. Sie machte sogar einige vergebliche Versuche, die Krone von Schweden und Polen wiederzuerlangen. Da ihre Einkünfte von Schweden immer unregelmäßiger eingingen, so gertete die verschwenderische Königin bald in große Verlegenheit, weshalb ihr der Papst ein Jahresgehalt aussetzte. Sie starb 1689 und wurde in der Peterskirche zu Rom beigesetzt, wo ihr der Papst auch ein Denkmal errichten ließ.

Ohne die liebenswürdigen Eigenschaften des Weibes vermochte sie doch in gar vieler Beziehung sich nicht über weibliche Schwächen zu erheben, dahin gehörten ihre Reizbarkeit, ihre Gefallsucht, ihre Herrschsucht, nachdem sie doch freiwillig das Scepter niedergelegt hatte, und vor allem ihr launenhafter Religionswechsel.

Geben wir zum Schlusse dem Dichter das Wort:

An Christine, Königin von Schweden.

Du, Gustav Adolfs Tochter, du?
Vertilgt dich nicht die Scham?
Des größten Mannes Tochter du;
Der uns ein Retter kam.

Statt dem Vater nachzuahmen,
Zu verfolgen seine Bahn,
(Unwert trägt du seinen Namen),
Weib, was hast du da gethan?

Er, der für Deutschlands Freiheit fiel,
Der uns so viel erwarb,
Bei Lügen stritt, bei Lügen fiel,
Ein Held, der siegend starb.

Statt die Völker zu beglücken,
Die sich willig dir vertraut,
Wendest Du dem Land den Rücken,
Wo Du einst das Licht geschaut

Zu fördern ihres Volkes Heil
Gezient der Königin;
Du nimmst an seinem Wohl nicht teil,
Ziehst in die Ferne hin!

Deine böse Schuld zu mehren,
Ziehst du nach der Wahrheit Grab,
Deinen Glauben abzuschwören,
Den dir deine Jugend gab.

Dein Volk wird ohne dich noch blüh'n,
Bleibt ohne dich noch groß,
Und ohne so, wie du, zu flieh'n
In fremder Kirche Schoß.

August Graf von Platen.

39. Die Weiber von Schorndorf.

Als die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges mit dem Friedensschlusse zu Münster und Osnabrück im Jahre 1648 ihr Ende erreicht hatten, trat für Deutschland noch lange kein goldenes Zeitalter ein, dafür sorgte schon der ländergierige König von Frankreich Ludwig XIV. Die kläglichen Zustände Deutschlands und dessen Ohnmacht machten es diesem gewalthätigen Herrscher überaus leicht, zu plündern, zu sengen und zu brennen und deutsche Länder und Städte an sich zu reißen. Straßburg fiel ohne Schwertstreich und sehr viele Städte am Rhein wurden ausgeraubt und verbrannt. Ludwig wollte an der Ostgrenze Frankreichs eine Wüste schaffen, um seinen Feinden das Eindringen in Frankreich zu erschweren. Der General Melac schickte seine Reiter nach den verschiedensten Ortschaften, deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Brandschakungen, Getreide- und Futterlieferungen pünktlich herbeigeschafft hatten, und ließ sie plündern und in Brand stecken. Das erschrockene, wehrlose Volk, das händeringend auf den Knieen um Gnade flehte, wurde ausgezogen, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt und viele niedergemacht. In Heidelberg wurde das kurfürstliche Schloß und Zeughaus ausgeplündert und nebst der Neckarbrücke und einem Teile der Stadtmauer in die Luft gesprengt, die Stadt aber an mehreren Orten in Brand gesteckt. Das nämliche Schicksal traf die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Pforzheim, Baden und noch viele kleinere Städte und Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht und deren Einwohner noch unter vielen anderen Greuelthaten an den Bettlerstab gebracht wurden. Nicht einmal die Flucht an einen anderen Ort wurde ihnen gestattet, außer wenn sie in französisches Gebiet wandern wollten. Das härteste Schicksal erfuhren die alten Reichsstädte Speier und Worms. Sie mußten ihre eigenen Festungs-

werte zerstören, alle Geschütze wurden weggeführt oder in den Rhein versenkt. Alle Kornvorräte mußten sie zur Unterhaltung der französischen Besatzung ausliefern. Und nachdem die Einwohner mit heispiellosem Gehorsam sieben Monate lang allem unterworfen hatten, was nur die härteste Tyrannei ihnen auflegen konnte, und nichts als der Tod ihnen noch übrig schien, wurde ihnen angekündigt, des Königs Interesse erfordere es, die Städte Speier und Worms ganz von der Erde zu vertilgen; doch solle es den Einwohnern erlaubt sein, sich nach den zunächst gelegenen französischen Städten zu retten. Darauf wurden die Städte in Brand gesteckt. Sechs Wochen lang beschäftigten sich hierauf die Mordbrenner mit Durchsuchung der Keller und Gewölbe, worin sie noch manche Beute fanden. Sogar die Gräber wurden erbrochen und die Toten ihres Schmuckes beraubt. In dem niedergebrannten Dome zu Speier fanden die Franzosen in der Gruft der alten Kaiser unter manchen Kostbarkeiten auch zwei silberne Särge, öffneten sie, streuten spottend die Gebeine umher und schafften die Särge nebst den darin gefundenen Kostbarkeiten fort. Als der junge Herzog von Crequi, auf dessen Befehl diese Greuelthaten geschahen, von einigen menschlicheren Offizieren gefragt wurde, was denn alle diese so friedlichen Bürgerschaften verbrochen hätten, daß man sie auf solche Weise mißhandelte, erwiderte er: „Der König wills“ und wies ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden mußten. Und auf die Frage, was dies für ein neuer Kriegsgebrauch sei, äußerte er, dieses Volk bestehe aus Kettern, deren Ausrottung eben so gerecht sei, als die Bemühungen des Kaisers, den mohamedanischen Glauben mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

In den Rheinlanden, der Pfalz, im Württembergischen wurde überall gebrandschaft und geplündert; Widerstand gab es selten, manche der kaiserlichen Anführer, wie z. B. der ehrlose Kommandant Heibersdorf von Heidelberg ergaben sich fast ohne Gegenwehr. Eine rühmliche Ausnahme hiervon machte das Städtchen Schorndorf. Die Generale Montclar und Melac drangen von der Pfalz in das Herzogtum Württemberg ein und besetzten und brandschafteten Heilbronn und Tübingen. Melac plünderte die Reichsstadt Eßlingen und zog am 4. Dezember des Jahres 1688 vor Schorndorf. Aber die Standhaftigkeit des Kommandanten Krummhaar, die Willigkeit der Bürger und die Begeisterung der mit Ofengabeln und Hackmessern bewaffneten „Schorndorfer Weiber“, die unter der Leitung der Bürgermeisterin Künklin und ihrer Freundin, der Hirschwirtin Katzenstein standen, machten die Kapitulationsstimmen des Magistrats verstummen und nötigten Melac zum Rückzug.

Das nachstehende Gedicht giebt uns eingehend Kunde über diese Vorgänge.

Die Weiber von Schorndorf.

Zu Schorndorf in dem Wirtshaus, da sitzen der Bürger viel,
Freuen sich nach großem Schrecken bei Wein und Kartenspiel,
Heut wick der wüste Melac; jetzt ist's ein leichter Strauß,
Und kühne Zungen jagen vollends den Feind hinaus.

Wie sie so traulich sitzen, fährt rasch die Thüre auf,
Bleich stürzt herein ein Bote in atemlosem Lauf;
„Sie kommen, ach, sie kommen!“ sein erst' und letztes Wort,
Er ruft's und wankt zum Stuhle, der Todesbote fort.

Wie sank den Zungenhelden so schnell der hohe Mut,
Zu Berge stehn die Haare, in Adern stockt das Blut,
Jetzt des Entsetzens Wehruf, starrer Verzweiflung Blick —
Bald war auf munterm Kampfplatz kein einz'ger Held zurück.

Und auf der Straße draußen steht jetzt der Bürgerhauf'
Sie wimmern, ringen jammernd die Händ' zum Himmel auf:
„O großer Gott dort oben! schütz uns mit deiner Macht,
Wer hätt' in mildem Sonnenglanz so wilden Sturms gedacht?“

In Jornglut unbarmherzig blickt sie der Himmel an,
Blutroten Flammenmantel hat rings er angethan,
Sturmglöcken wimmern kläglich weither aus Stadt und Land,
Herrenloses Vieh flieht stöhnend vor Blut und Räuberhand.

Das Kind schreit nach der Mutter, die Mutter ruft den Sohn,
Wildes Verzweiflung Taumel reißt planlos sie davon;
Bedrängte suchen Rettung in der bedrängten Stadt,
Und jeder fragt den andern, nach dem, was keiner hat.

Zu Schorndorf sitzt im Rathhaus der hohe Magistrat,
Am Abend rasch versammelt, doch leider! — ohne Rat. —
Wo Schrecken hat den Vorsitz und Angst der Ratsherr ist,
Da hat man ja von jeher den rechten Rat vermist.

Drum heißt's jetzt: „Laßt uns weichen so großer Übermacht;
Mit frechem Feind zu streiten, das wäre Gott versucht!
Der Rohrstab, der die Eiche im Sturz zu halten sich stemmt,
Wird mit im Fall zerschmettert, statt daß den Fall er hemmt.“

Da tritt in die Versammlung ein hohes Frauenbild,
Es strahlt von edlem Feuer, ihr Auge klar und mild;
Die Männer steh'n betroffen, verlegen, still und stumm,
Schamröte färbt die Wangen, weiß keiner recht, warum. —

Den jüngsten Sohn am Busen, den ältern an der Hand,
Die Bürgermeist'rin Künklin stolz vor dem Räte stand:

„Nicht frag' ich, was beschloffen, ihr klagt euch selber an,
Daß ihr nicht manneswürdig gesprochen und gethan.

„Haben den Sohn wir darum mit Mutterangst gehegt,
Durch lange, bange Nächte mit Sorgen ihn gepflegt,
Daß nun nach eurem Namen ein Sklave wird genannt? —
O eh'r sah' ich ihn sterben den Tod von Feindeshand.

„Zogen die Tochter darum in Jucht und Ehren wir,
Daß ihr sie frevelnd opfert der Feinde willder Gier?
Und helfen wir euch treulich in Zeiten schwer und heiß,
Daß ihr nun feig uns gebet den Räuberhänden preis?

„Was schlägt vor schwachem Weibe zu Boden ihr den Blick?
Euch Männer hat zu Thaten bestimmt das Geschick!
Der Rat ist nie und nimmer von Gott euch eingehaucht
Worüber sich vor Weibern der Mann zu schämen braucht.

„Ihr laßt euch Männer heißen, so thut des Namens wert;
Senkt nicht blos Pfluges Eisen, schwingt mutig auch das Schwert.
Dem schlechten Mann, der furchtsam, wo's Kampf gilt, bleibt zurück,
Gebührt der Strick des Judas, geschnürt um's feige Genick.

„Vor Gott sind Roß und Wagen und Herr und Richtung nichts;
Es weht sein Sturm, und alles — wie dürres Rohr zerbricht's;
Durch einen Hirtenknaben den Tod der Riese fand,
Gott liefert starke Helben in schwacher Weiber Hand.

„Bleibt denn und laßt uns streiten für Kind und Vaterland;
Du starker Gott bleib treulich im Kampf uns zugewandt;
Du wirfst uns wählen lehren, — machst du uns hier nicht frei —
Das Sterben vor der Schande, den Tod vor Sklaverei!“ —

Sie spricht's und gottbegeistert blickt sie im Kreis herum.
Es stehn beschämt die Männer noch eine Weil stumm,
Dann spricht ein alter Patsherr: „Gefeh's euch, sie hat recht;
Gott hat aus ihr gesprochen, und Gott rät nimmer schlecht!“ —

Zu Schorndorf in den Straßen jezt krieg'risch laut sich's regt,
Als sei ins stille Städtchen ein Lagerplatz verlegt:
Denn heute ist zur Waffe kein Wiesenpfahl zu schlecht;
Doch aller Wehren stärkste, das ist ihr gutes Recht.

Mit Mut, Vertrau'n gerüstet stürzt durch das offene Thor
Das gottbeseelte Häuflein mit Gottes Kraft hervor,
Es achtet nicht der Feinde, die übermächtig droh'n —
„Die Gottes Schwert und Streiter, hie Gott mit Gideon!“

Sie stürmen auf die Räuber hinein und Schlag auf Schlag!
Wie aus der Schläge Stärke so deutlich trat zu Tag:

Die stritten nur für Beute, elenden Geldeswert;
Doch Schorndorf's Schar für Kinder und Vaterland und Herd!

Die Männer waschen treulich jetzt in Franzosenblut
Den frühern Schandeflecken in unverzagtem Mut;
Die Weiber sorgen redlich, daß keiner ihnen spricht:
„In Worten seid ihr Helden, nur in den Thaten nicht!“ — —

Zu Schorndorf Sonntags Morgen tönt voll der Glocken Klang,
Aus frommen Herzen schwingt sich zum Himmel Dankesang,
Und Gott, der nie den Kühnen in rechtem Kampf verläßt,
Er schaut mit Segensaugen aufs hohe Siegesfest.

Gustav Baur.

40. Aus dem Leben Maria Theresias.

Maria Theresia besuchte häufig ganz unerwartet die öffentlichen Anstalten, welche sie selbst gestiftet hatte, untersuchte dann genau, wie es in denselben zugeht, erkundigte sich nach allem, ermahnte, belehrte, strafte und belohnte, wie sie dazu die Veranlassung fand. Sie gab gern und gab mit kaiserlicher Freigebigkeit; aber sie hielt auch mit Ernst darauf, daß dasjenige, was sie dazu hergegeben hatte und was von Seiten des Staates dafür gethan war, nicht unnütz verwandt wurde.

Eines Tages besuchte sie das Kadettenstift (s. S. 65) und fragte den Direktor: „Welcher von meinen lieben Söhnen in dieser Anstalt betrügt sich am lobenswerthesten?“ „Ihre Majestät,“ war die Antwort, „sie führen sich alle gut auf; es ist über keinen Zögling Klage zu führen, aber der junge Bukassowich verdient das meiste Lob.“ Dies erteilten ihm auch die Lehrmeister in Gegenständen der militärischen Übungen.

„Bravo, junger Dalmatier,“ sagte die Kaiserin, „aber ich wünschte eine Probe von letzteren zu sehen; — man stelle eine Fechttübung an.“ Es geschah. Als der junge Bukassowich die Waffen in die Hand bekam, erglühete alsbald sein Gesicht von edlem Feuer, er schien wie von einem anderen Geiste ergriffen, sein Auge blitzte, seine ganze Gestalt erhöhte sich. Mit vielem Geschick wich er den Angriffen seiner wechselnden Gegner aus, blieb kalt bei der größten Lebhaftigkeit derselben; kaum aber hatte er eine Wunde an ihnen bemerkt, so griff er sie mit so ungestümem Mute an, daß er meistens Sieger blieb. Als solcher erhielt er von der Kaiserin, die dem Übungskampfe mit vielem Interesse zugehört, laute Belobung und ein Geschenk

von zwölf Dukaten mit der Aufforderung, sich ferner gut zu führen, indem sie solchen Falles weiter an ihn denken werde.

Nach etwa einem Monate kam die Monarchin wieder in die Anstalt und ließ auch den Bukassowich rufen. Er erschien, aber nicht mit der vorigen Unbefangtheit, vielmehr war eine gewisse Ängstlichkeit und Verlegenheit in seinem Wesen unverkennbar. Auch die Kaiserin bemerkte dieselbe, und da sie den Grund zu erraten vermeinte, fragte sie den Jüngling lächelnd: „Was hat Er mit dem Gelde gemacht? — Gesteh' Er nur, Er hat es verspielt!“ — Er rötend bekannte der junge Bukassowich, daß er es zwar nicht mehr besitze, aber verspielt habe er es auch nicht. — „Nun, und wo ist es denn?“ fragte die Kaiserin weiter. „Ich habe es meinem Vater geschickt,“ sprach der Jüngling. „Und wer ist sein Vater?“ fuhr die Monarchin fort. „Er war Leutenant in Ihrer Majestät Diensten,“ sagte jener, „ward im Felde Invalide und lebt in Dalmatien sehr kümmerlich von einer geringen Pension. Ich glaubte, von dem Gnadengeschenke Ihrer Majestät keinen besseren Gebrauch machen zu können, als wenn ich mit ihm meinen armen Vater unterstützte.“

„Braver Jüngling!“ rief die Monarchin; und sie befahl ihm, Feder, Tinte und Papier zu holen und zu schreiben, was sie ihm vorschlagen werde. Es geschah, und die Kaiserin diktirte:

Liebster Vater! Den Brief, den ich Ihnen hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin. Mein Fleiß, meine Aufführung und meine kindliche Liebe gegen den armen Vater haben der Kaiserin so wohl gefallen, daß der Herr Vater von dieser Stunde an eine jährliche Pension von zweihundert Gulden bekommen wird, und daß ich soeben wieder ein Geschenk von vierundzwanzig Dukaten erhalte.

Ihr

gehorsamster Sohn
J. Bukassowich.

41. Zwei Briefe von Frau Mat Goethe.

Goethes Mutter war eine hochgebildete Frau und eine Mutter von Gottes Gnaden; sie war aber auch eine in sich zufriedene und eine echt deutsche Frau; zum Beweise mögen hier zwei Briefe folgen. Der erste Brief ist gerichtet an die Herzogin Amalie von Weimar (S. 67), auf deren Frage, wie es gehe, sie folgendes antwortete:

„Gott sei Dank! immer noch auf die alte Art und Weise, das ist verdolmetschet: gesund, vergnügt, guten Humors u. s. w. Freilich ist das in meiner Lage keine so große Kunst, aber doch mit alledem liegt es mehr an der inneren Zufriedenheit mit Gott, mit

mir und mit den übrigen Menschen, die gar nicht glücklich sind, die das arme Bißchen von Leben sich so blutsauer machen; und an all diesem Unmut und unmusterhaften Wesen ist das Schicksal nicht im geringsten schuld. In der Ungenügsamkeit, da steckt der ganze Fehler.

Das Schicksal läßt sich nun einmal nicht in die Karten gucken und, tausend gegen eins gewettet, müssen wir doch gestehen, daß es das Spiel aus dem Grunde versteht. Wenn ich meine eigenen Erfahrungen zur Hand nehme und denke, was ich alles vor Narrensuppen gewünscht und nicht gewünscht, und wie, wenn es so gekommen wäre, die herrliche Epoche meines jetzigen Lebens gar nicht hätte erscheinen können, im Gegenteil alles, alles wäre verdorben und verhunzt worden —, so habe ich heilig geschworen, mich mit meinem Maulwurfsgeßicht in gar nichts mehr zu mengen, es immer einen Tag dem anderen sagen zu lassen, alle kleinen Freuden aufzuhaschen, aber sie ja nicht zu anatomieren — mit einem Worte, täglich mehr in den Kinderfuss hineinzugehen, denn das ist Summa Summarum doch das Wahre, wozu mir denn Gott seine Gnade verleihen wolle.

Ihre Durchlaucht verzeihen mir diese moralische Brähe — es ist sonst eben meine Sache nicht, aber seit einiger Zeit bin ich die Vertraute von verschiedenen Menschen geworden, die sich alle für unglücklich halten und ist doch kein wahres Wort daran. Da thut mir denn das Kränken und Martern vor die armen Seelen leid.“ — —

Ihre echt deutsche Gesinnung äußerte Frau Kat Goethe auch in ihrer Abneigung gegen die lateinische Schrift und ihre ausgesprochene Vorliebe für die deutschen Lettern; sie ist hierin mit Bismarck verwandt. An ihren Sohn Wolfgang in Weimar schreibt sie einmal:

„ — — Nun noch ein Wort über unser Gespräch bei Deinem Hiersein über die lateinischen Lettern. Den Schaden, den sie der Menschheit thun, will ich Dir ganz handgreiflich darthun. Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Leute mit Sternen und Bändern hineindürfen. Unsere deutschen Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Josef drüber schreiben ließ: „Vor alle Menschen.“ Wären Deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bei ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden. Schneider, Näherinnen, Mägde, alles liebt es, jedes findet etwas, das so ganz für sein Gefühl paßt; genug, sie gehen mit der Litteraturzeitung u. a. m. pele mele im Prater spazieren, ergötzen sich, segnen den Autor und lassen ihn hoch leben.“

Und als der Sohn doch wieder etwas in lateinischen Lettern hatte drucken lassen, mahnt sie ihn, nichts mehr in dieser Weise in die Welt hinausgehen zu lassen:

„Halte fest an deutschem Sinn, deutschen Buchstaben: Denn wenn das Ding so fortgeht, so wird in fünfzig Jahren kein Deutsch mehr weder geredet noch geschrieben, und Du und Schiller, Ihr seid hernach klassische Schriftsteller wie Horaz, Livius, Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk. Was werden alsdann die Professoren Euch zergliedern, auslegen, der Jugend einbläuen; darum — so lang es geht, deutsch, deutsch geredet, geschrieben und gedruckt.“

42. Marie Antoinette.

Das Lebensbild dieser Frau führt uns mitten hinein in die französische Revolution, die nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa erschütterte. Ein wahrer Taumel hatte dazumal das ganze Volk befallen, der sogenannte Wohlfahrtsauschuß mit Robespierre an der Spitze mütete gegen alle Freunde der Ordnung. Alle Gefängnisse lagen voll; die Guillotine war ununterbrochen in Arbeit; täglich rauchte das Blut der Opfer; nicht Stand, nicht Geschlecht, nicht Alter schückte. Später wurden die Unglücklichen ohne Prozeß niedergemetzelt. Auch die Königin Maria Antoinette traf kurze Zeit nach der Hinrichtung ihres Gemahls ein gleiches Schicksal.

Marie Antoinette, geb. 2. November 1755, war die jüngste Tochter des Kaisers Franz I. und der Maria Theresia; unter den Augen ihrer gefeierten Mutter erhielt sie eine gute Erziehung, und im Jahre 1770 wurde sie an den Kronprinzen (Dauphin) von Frankreich vermählt. Während der Einsegnung der Neuvermählten tobte ein furchtbares Gewitter, und als vierzehn Tage später die Stadt Paris zum Schlusse der Festlichkeiten ein glänzendes Feuerwerk gab, bei welcher Gelegenheit viele hunderte von Zuschauern durch den Einsturz einiger Gerüste ums Leben kamen, so erblickte man darin keine guten Anzeichen. Und merkwürdigerweise waren es auch wirklich keine glücklichen Vorboten.

Das Verderben war in Frankreich schon viel zu weit gediehen, und der König vermochte nicht die durch seine Vorgänger verschärzte Achtung des Thrones durch seinen reinen Wandel wiederherzustellen. Dazu kam, daß die Lebensweise der jungen unerfahrenen Königin, die sich oft kurzer Hand über Förmlichkeiten und Gebräuche (Ceremoniell) des Hofes zu Versailles hinwegsetzte, zu vielfachen Verläumdungen Anlaß gab. Anfangs war sie wegen ihrer Anmut und Schönheit, wegen ihrer Milde und Freigebigkeit allgemein beliebt, aber bald verwandelte sich diese Zuneigung in Haß und Verachtung: man warf ihr Eitelkeit, Puzsucht und Verschwendung vor. Ihre Liebe zu Musik

und Schauspiel veranlaßte sie, Sänger und Sängerinnen zu begünstigen und ein eigenes Theater zu errichten, auf welchem sie selbst auftrat. Man verzieh es ihr nicht, daß sie zu einer Zeit, in der die Finanzen des Königs und des Staates bereits zerrüttet waren, große Summen für Pferde, Wettrennen, Bälle und ihre Toiletten verwandte. Am meisten aber litt ihr Ruf durch die nächtlichen Feste, welche sie gab, durch den nächtlichen Besuch der Theater, Gärten und Spaziergänge, ja sogar der Maskenbälle und zwar ohne ihren Gemahl. Ihre angeborene Sorglosigkeit, ja Leichtfertigkeit, fand leider hierin nichts Unschickliches. Viele Verdächtigungen waren freilich auch böswillig erfunden oder zum guten Teile weit übertrieben, das meiste leistete hierin der Herzog von Orleans, der thätigste Gegner der Königin, hatte doch dieser durch die Geburt eines Dauphin (1781) die Aussicht auf die Thronfolge verloren, deshalb haßte er die Königin.

Während der Revolution kehrten sich die Wutausbrüche des Volkes auch vielfach gegen Marie Antoinette, und bei dem Sturm auf Versailles war es eigentlich auf das Leben der „verhaßten Österreicherin“ abgesehen. Als der tobende Pöbel sie zu sehen verlangte, trat sie mit dem Dauphin auf dem Arme furchtlos auf den Balkon heraus. Ihre Ruhe imponierte dem Haufen so, daß er applaudierte; und die Königin kehrte unverehrt zurück. Als sie mit dem König nach den Tuileries übergesiedelt war, suchte sie denselben zu entschlossener Thätigkeit anzuspornen und knüpfte mit bedeutenden Männern (Mirabeau u. a.) Unterhandlungen an, um die Monarchie zu retten; aber sie bemühte sich vergebens Vertrauen zu gewinnen; es gelang ihr nicht, populär zu werden. Ein verunglückter Fluchtversuch verschlimmerte die Lage noch ganz bedeutend, obschon die Königin beim Verhör eine hohe Standhaftigkeit bewies. Noch hochherziger und bewunderungswürdiger war ihr Benehmen im Kerker, wohin man sie nach der Erstürmung der Bastille (10. August 1792) gebracht hatte. Würdig und königlich ertrug sie die gemeinsten Schmähungen im Gefängnis. Hoheitsvoll antwortete sie den Richtern: „Ich war Königin, und ihr habt mich entthront. Ich war Gattin, und ihr habt meinen Gatten getödet. Ich war Mutter, und ihr habt mir meine Kinder entrißen. Nichts bleibt mir als mein Leben; nehmt es hin!“ Die Zelle ihres Gefängnisses zeigte nichts als ein schlechtes Feldbett, einen Lehnstuhl von Stroh und einen kleinen Tisch. Anfangs hatte man dem gefangen gehaltenen Königspaare noch gestattet, gemeinschaftlich zu essen, bald aber trennte man sie vollständig, nur noch am Tage vor der Hinrichtung ihres Gemahls (20. Januar 1793) war der Königin eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl gestattet. Als der König ihr mitgeteilt, daß sein Urteil gefällt sei, wünschte sie ihm Glück zu dem Ende eines so greuelvollen Daseins. Ihr Sohn wurde von dem Schuster Simon durch haarsträubende Quälereien zu Tode

gemartert. Bei der Urteilsfällung über den König hatte auch sein nächster Verwandter, der oben erwähnte Herzog von Orleans, für den Tod desselben gestimmt, weil man ihn aber — und, wie wir wissen mit gutem Grund — in dem Verdacht hatte, daß er selbst nach der Krone strebe, so wurde auch er als Feind der Republik angeklagt, zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Nach dem Tode ihres Gemahls stellte Marie Antoinette an den Konvent nur die Bitte um Trauerkleider, welche sie bis an das Ende ihres Lebens trug. Die Königin hatte sehr gealtert, in der ersten Nacht im Kerker waren ihre Haare gebleicht. — Am 14. Oktober 1793 nach vierzehnmonatiger Gefangenschaft wurde sie vor das Blutgericht gestellt. Ihr Todesurteil hörte sie mit voller Fassung an, erst als sie nach anderthalbtägigem Verhöre früh um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr ins Gefängnis zurückkehrte, machte das gepreßte Herz sich durch einen Thränenstrom Luft. Auf dem Todesgange stieß sie mit der Stirn an den niedrigen Thürrahmen. Man fragte, ob sie sich weh gethan habe. „Mir kann nichts mehr wehe thun!“ antwortete sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln. — Man hatte sie gezwungen, ihr schwarzes Trauerkleid, das sie seit dem Tode Ludwigs getragen hatte, gegen einen weißen, zerrissenen Bettmantel zu vertauschen. Am Thor des Kerkers band man ihr die Hände und nun nahm sie der Karren auf, der sie zum Schafott brachte. Sicherem Schrittes bestieg sie das Blutgerüst, warf sich auf die Knie nieder und sprach: „Gott erleuchte und rühre meine Senker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater!“ Helbenmütig empfing die unglückliche Königin den Todesstreich.

Mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ wurde das Haupt dem Volke gezeigt, der Leichnam aber wurde in dieselbe Kalkgrube des Magdalenenkirchhofs gelegt, welche die Überreste Ludwigs XVI. aufgenommen hatte, 1815 aber nach St. Denis gebracht, wo ihr auch ein schönes Grabdenkmal errichtet wurde.

Das Lebensbild der Königin Marie Antoinette fordert zur Vergleichung mit dem Lebensbilde der Königin Maria Stuart und dem der Königin Luise von Preußen auf.

43. Aus dem Leben der Königin Luise.

Über die Flucht der Königin Luise nach den unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt schreibt der Arzt Gufeland in seinem Tagebuche folgendes:

„So wurde die Königin den 5. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und zwanzig Meilen weit über die Kurische Nehrung

nach Memel gebracht. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden. Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle.

Über die Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit schreibt die Oberhofmeisterin Gräfin Woz in ihren Erinnerungen folgendes:

6. Juli.

„Um 4 Uhr fuhren wir fort mit einer Bedeckung der Garde du Corps über die fliegenden Brücken, waren um 5 Uhr in Tilsit und stiegen in dem Quartier des Königs ab. Eine Viertelstunde später kam Napoleon. Ich empfing ihn mit der Gräfin Tauenzien am Fuße der Treppe. Er ist auffallend häßlich: ein dickes, aufgedunsenes braunes Gesicht; dabei ist er wohlbeleibt, klein und ganz ohne Figur; seine großen, runden Augen rollen unheimlich umher; der Ausdruck seiner Züge ist Härte; er sieht aus wie die Verkörperung des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten, und auch die Zähne sind schön. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange Zeit allein mit der Königin und dann fuhr er fort. Gegen 8 Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin seine Mahlzeit früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel mit mir. Nach Tische hatte er eine lange Unterhaltung mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit dem Ergebnis war: Gott wolle geben, daß es zu etwas hilft! Wir kamen um Mitternacht nach Wittupönen zurück. —“

7. Juli.

„Als wir beim König abgestiegen waren, erfuhren wir von diesem, daß Napoleon alles, was er am gestrigen Tage der Königin versprochen, bereits widerrufen habe und selbst in der Härte seiner Forderungen noch weiter gegangen sei, als er es vor der Zusammenkunft mit ihr gethan hatte. Man sagte, Herr von Talleyrand sei schuld daran. Napoleon kam nicht zur Königin, obgleich er zweimal an ihrem Hause vorüberfuhr, und wir jedesmal umsonst hinuntergehen mußten, in der Erwartung, er werde aussteigen. Später kam der General Barbier, der die Königin zum Mahle einlud. Wir fuhren sogleich hin, und Barbier begleitete die Königin. Napoleon sahber-

legen und zugleich tückisch und boshaft aus. — Die Unterhaltung war allgemein sehr gezwungen und einsilbig. Nach Tisch sprach die Königin noch einmal allein mit Napoleon; beim Fortgehen sagte sie ihm, sie werde abreisen und empfinde es tief, daß er sie getäuscht habe. Meine arme Königin; sie ist ganz in Verzweiflung!“

Und nun noch ein Beweis von der Anmut der Königin Luise.

Die Königin hielt sich öfters in Freienwalde auf und verweilte gern unter den Buchen und Eichen dieses angenehmen Brunnen- und Badeortes. Bei ihrer Anwesenheit daselbst, nachdem sie einmal nach aufgehobener Tafel mit besonderem Wohlgefallen Kaffee getrunken hatte, reichte sie die leere Tasse dem Diener zurück mit den Worten: „Man trinkt doch nirgends besseren Kaffee als in Freienwalde!“ worauf der Diener bemerkte: „Ja, Ihre Majestät! das macht das moralische Wasser.“ — Ein lautes Gelächter erfüllte den Saal, und der arme Mensch stand beschämt und verwirrt da, nicht wissend wie ihm geschehen. Die Königin, sanft lächelnd, nahm aber das Wort: „Ich glaube, wir haben unseren guten Heinrich nicht verstanden; mir wills scheinen, als ob er ernste Wahrheit gesagt hätte. Wer mit Nutzen und Erfolg eine Brunnen- und Badekur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß das mineralische Wasser ihm zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich, ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!“ und dann zu dem anwesenden Brunnenprediger Heyne sich wendend: „Nicht wahr, Herr Prediger, so verstehen Sie es auch?“ Der alte Heinrich aber richtete nun sein Haupt wieder empor und meinte: „Niemand versteht mich doch besser als unsere gute Königin.“

44. Ein Brief des alten Blücher beim Tode der Königin Luise.

Lieber Eisenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß für uns zu gut gewesen sein. Schreiben Sie mir ja, alter Freund! Ich bedarf Aufmunterung und Unterhaltung. Es ist unmöglich, daß einen Staat soviel aufeinander folgendes Unglück treffen kann, als den unsrigen. . . . In meiner jetzigen Stimmung ist mir nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden.

Zimmer derselbe

Blücher.

45. Die preußischen Prinzessinnen an Preußens Frauen.

Am 1. April 1813 erschien in den Zeitungen folgender Aufruf der königlichen Prinzessinnen an die Frauen im preußischen Staate:

Das Vaterland ist in Gefahr! So sprach der König zu seinen getreuen, ihn liebenden Unterthanen, und alles eilt herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen: Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien; Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter, und diese, voll edlen Gefühls, unterdrücken die heilige Mutterthräne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit. Die Flamme, die in dem Busen eines jeden lodert, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen; auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes. Gern stellen wir uns, die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieses Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmütigen Frauen und Töchter jedes Standes mit uns beitragen, daß Hilfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der geachteten Staaten stehe und der Friede seine Segnungen ausströmen könne.

Nicht bloß bares Geld wird unser Verein als Opfer dargebracht annehmen, sondern jede einbehrliche, wertvolle Kleinigkeit, das Symbol der Treue, der Trauring, die glänzende Verzierung des Ohres, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, Stoffe, Leinwand, gesponnene Wolle und Garn angenommen und selbst unentgeltliche Verarbeitung dieser rohen Stoffe als Opfer angesehen werden. Solche Gaben, Geschenke und Leistungen geben fortan das Recht, sich „Teilgenosse des Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes“ zu nennen.

Alles, was auf diese Art gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Verteidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten, und wenn die reiche Wohlthätigkeit der Frauen uns in den Stand gesetzt, noch mehr zu thun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unserer Seite erfüllt werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hilfe gerettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe.

46. Die Gräfin von Lavalette.

Eine Nichte von Napoleons erster Gattin Josephine Namens Emilie Luise, Tochter des Marquis von Beauharnais, hatte sich auf Napoleons Wunsch mit dem Grafen von Lavalette vermählt,

und diese Ehe war eine sehr glückliche, so daß der Graf dem Kaiser aus Dankbarkeit lebenslängliche Zuneigung bewahrte. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, war Lavalette, der es im Laufe der Jahre zum General gebracht hatte, einer der ersten, welche zu ihm übergingen. Deshalb wurde er aber auch nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. sofort durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Seine Gemahlin bot alle Kraft auf, ihn zu retten; doch alle Bemühungen waren vergebens, ihr heißgeliebter Gatte mußte als Verräter des Vaterlandes sterben. Was thut sie da? Am Tage vor der Hinrichtung schleicht sie ins Gefängnis und hier bringt sie so lange in ihren Gemahl, sich in ein Frauengewand zu hüllen und dann zu entfliehen, bis dieser schließlich einwilligt. Sie aber blieb an seiner Stelle im Kerker zurück. — Die Flucht gelang, dieselbe war von der Gräfin gut vorbereitet, und Lavalette entkam glücklich nach England. Kaum hatte aber der Gefängniswärter den Betrug entdeckt, so mißhandelte er die Gräfin so und flößte der Unglücklichen einen solchen Schrecken ein, daß sie in Wahnsinn verfiel.

Sechs Jahre darnach wurde Lavalette vom König begnadigt, er kehrte zurück zu seinem treuen Weibe, doch sie erkannte ihn anfangs lange nicht wieder. Die überaus liebevolle Behandlung durch ihren Gatten wirkte aber so wohlthätig und erlösend auf die kranke Frau, daß sie sich allmählig aus ihrem Tiefstn erholte und daß das frühere Familienglück wiederkehrte. Sie hat sogar ihren Gatten, welcher 1830 starb, noch um einige Jahre überlebt.

47. Aus dem Tagewerk der Amalie Sieveking.

Auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit, der Förderung allgemein menschlicher Zwecke, der Linderung großer Noth und der Hebung des geistigen und sittlichen Wohls der niederen Volksklassen ist die weibliche Thätigkeit mit ihrem praktischen Sinne, ihrer unermüdblichen Sorgfalt, ihrer vollständigen Hingebung und bewundernswerten Opferfreudigkeit auf die segensreichste Weise wirksam gewesen. Sie hat in der Gestalt der „Barmherzigen Schwestern“ und der „Diakonissinnen“ auf dem Boden der katholischen und evangelischen Kirche in Bezug auf Krankenpflege eine so geordnete Verfassung erhalten, daß sie die volle Anerkennung ihrer Leistungen zu fordern berechtigt ist. Ebensoviel Gutes wirken die Kleinkinderbewahranstalten, die Arbeits- und Hilfsvereine — gewöhnlich Frauenvereine genannt —, welche Frauen gegründet haben und leiten.

In erster Linie ist hier zu nennen Amalie Wilhelmine Sieveking in Hamburg (geb. 25. Juli 1794, gest. 1. April 1859),

die wohl als die Begründerin der Frauenvereine genannt werden darf. Im fünften Jahre ihres Lebens verlor sie ihre Mutter durch den Tod, im sechzehnten Jahre den Vater, und sie fand Aufnahme bei einer Bekannten, dem Fräulein Dimpfel, einer Schwägerin Klopstocks, und später bei einer Cousine ihrer Mutter, der Frau Brunne-
mann. In diesem Hause wohnte auch eine Familie Woltmann, deren Töchter mit noch mehreren anderen kleinen Mädchen Mädchen, wie sie hier genannt wurde, unterwies und in mancherlei Kenntnissen förderte: es war ihr erster Lehrkursus, den sie erteilte. So hat sie nacheinander sechs solcher Kurse junger Mädchen unterwiesen, die Sonntags und an verschiedenen Wochentagen sich bei ihr versammelten. Nicht um Gewinnes willen that sie es, sondern aus Lust und Liebe zu den Kindern, denn vielfach waren es ärmere Mädchen, denen sie unentgeltlich Unterricht erteilte.

Doch dies alles genügte dem thatkräftigen Mädchen nicht. Seit ihrem achtzehnten Lebensjahre hatte Amalie den sehnlichsten Wunsch gefaßt, nach dem Muster der katholischen eine evangelische, barmherzige Schwesternschaft zu gründen. Um das Jahr 1822 ging sie mit dem festen Vorsatze um, diesen Entschluß zu verwirklichen, doch wie es ja so oft zu gehen pflegt, es boten sich gar mancherlei Schwierigkeiten. Da durchzog im Jahre 1831 die Cholera Europa. Die deutschen Städte hatten, Hamburg an der Spitze, schon begonnen, gegen diesen Feind mit allerlei Waffen christlicher Liebe und Fürsorge ins Feld zu ziehen, und jetzt schien es für Amalie die geeignete Zeit, mit ihrem Plane in die Öffentlichkeit zu treten. Sie forderte in der Zeitschrift „Der Bergedorfer Bote“ alle christlich gesinnten Jungfrauen auf, sich zur Pflege der Cholera-kranken bei ihr zu melden. Die Auf-
forderung war so wohlgemeint, aber sie fand keinen Anklang. Manche waren mißtrauisch, weil sie in dem Aufrufe das Wort „christlich-
gesinnt“ gebraucht hatte; wieder andere belächelten die ganze Sache. Aber Amaliens Entschluß stand fest, sie trat als Pflegerin des Cholera-
hospitals in Hamburg ein und arbeitete mit einer solchen Ausdauer, daß selbst die Ärzte über ihre Thätigkeit erstaunten.

Der glückliche Erfolg und die Freudigkeit, mit denen sie im Hospital an den an Leib und Seele Kranken gearbeitet, hatte ihr mit einem Male die Achtung der ganzen Stadt zugezogen und das Urtheil der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten umschlagen lassen. Ein neuer Plan war während jener Krankenpflege in Amalien zur Reife gelangt, wozu sie im Hospital bereits den Entwurf gemacht und diesen von den zwei Ärzten desselben hatte prüfen lassen. Es war die Gründung eines weiblichen Vereines für Armen- und Krankenpflege. Der Zweck derselben war: Regelmäßiger Besuch der ärmeren Kranken in ihren eigenen Wohnungen, besondere Sorge für Ordnung und Reinlichkeit, sowie treue Nachhilfe in

allem, was zu ihrem leiblichen und geistigen Wohle unumgänglich nötig. Dazu war aber eine große Anzahl von Gehülffinnen erforderlich, und diese Gehülffinnen waren schwer aufzutreiben. Mißversuche entmutigten Amalie keineswegs, und sie ruhte nicht, bis eine Anzahl von zunächst zwölf gewonnen war. Auch einige Ärzte erboten sich aus freiem Willen zu liebebestätigter Mitarbeit, und so wurden die Distrikte verteilt.

Das begonnene Werk gedieh fröhlich, immer mehr Helferinnen und Ärzte sagten ihre Teilnahme zu; und die Berichte, welche Amalie alljährlich über die Thätigkeit ihres Vereins herausgab, wurden nicht nur von den Hamburgern begierig gelesen, sondern der Ruf dieses Vereins drang tief hinein in das deutsche Vaterland und regte viele Städte an, ein Gleiches zu thun: Bremen, Berlin, Leipzig, Magdeburg, Kopenhagen luden Amalie ein, mit Rat und That ihnen bei der „Gründung von Frauenvereinen“ behilflich zu sein. Die Königin von Dänemark kam als Kronprinzessin selbst nach Hamburg und nahm ihre Vereinsthätigkeit in Augenschein. Amalie richtete auch in Kopenhagen selbst einen Frauenverein ein und leitete mit den dortigen Frauen die ersten Besuche bei den Armen und Kranken. In den späteren Jahren verlebte auch Amalie manchen Sommer einige Wochen auf Schloß „Sorgenfrei“ bei der hohen Frau, von welcher sie so hoch geschätzt und geehrt wurde. Auch die Königin von Preußen, Elisabeth, ließ sie zu sich bitten und besuchte sie.

Amalie Siebeking hat eine ungeheuere Thätigkeit entfaltet, und sie teilte ihre Zeit unter die Vereinsarbeiten und den Unterricht ihrer Schülerinnen, denn mit dem „Amalienstift“ (dasselbe enthielt 24 Wohnungen für arme Familien) war eine Art Erzieherinnen-Seminar verbunden, an welchem sie selbst unterrichtete. Trotzdem gab es nicht selten Tage in der Woche, wo sie sich kaum Zeit zum Mittagessen nahm, oder nur im Stehen ein wenig Buttermilch mit trockenem Brötchen verzehrte, an sich dachte sie meist zuletzt. Nachstehender Auszug aus einem Briefe (vom Jahre 1837) an ihre Erzieherin, in welchem sie ihr Tagewerk an einigen Wochentagen beschreibt, giebt uns ein Bild ihrer aufopfernden Thätigkeit. Sie schreibt:

„Am Dienstag stehe ich um halb fünf Uhr auf und habe dann bis 6 Uhr für die Kinder zu arbeiten. Das Morgenfrühstück wird bei der Arbeit eingenommen. Um 6 Uhr gehe ich zur Stadt und komme etwa ein viertel nach 7 Uhr im Stadthause (der Ort ihrer Vereinsversammlungen) an. Hier warten schon Arme auf mich, bisweilen wohl zwanzig und darüber, die mich zu sprechen begehren. Das dauert fast bis halb 9 Uhr, wo ich dann nach unserem Hause gehe, die dort an mich eingegangenen Briefe und Billette und dergleichen durchsehe, noch einiges auf den Unterricht vorbereite, und wenn die Zeit sich findet, auch noch vor den Stunden einen Gang

für die Armen zum Armenarzt, Pfleger und dergleichen oder auch zu den Armen mache. Um 10 Uhr kommen meine Kleinen und bleiben bis gegen 2 Uhr. Um 2¹/₂ Uhr gehe ich nach unserer Freischule, wo ich bis 3¹/₂ Religionsunterricht erteile. Die Zeit von 3¹/₂ bis 5 Uhr ist entweder durch Gänge oder durch schriftliche Arbeiten für den Verein ausgefüllt. Um 5 Uhr versammeln sich bei mir einige frühere Schülerinnen, und ich halte mit ihnen erst eine förmliche Bibelstunde; nachher trinken wir zusammen Thee und unterhalten uns; zuletzt pflege ich ihnen noch irgend eine sie interessierende Mitteilung aus dem Gebiete der Litteratur und dergleichen zu machen. Um 8 Uhr gehen sie auseinander. Inzwischen sind bei mir die Berichte über die von den Damen gemachten Armenbesuche eingelaufen. Diese Berichte, weit über hundert an der Zahl, müssen von mir durchgesehen, manches daraus notiert, die Besuche neu erteilt werden. Diese Arbeit beschäftigt mich, so lange ich mich noch wach erhalten kann. Am anderen Morgen wird wieder um 4¹/₂ Uhr aufgestanden und dann sogleich aus Korrigieren der von den Kindern gelieferten Arbeiten gegangen. Nach 7 Uhr gehe ich wieder nach dem Stadthause, um den Armen Audienz zu geben. Von 8¹/₂ bis 12 Uhr ist Schule. Die Zeit von 12 bis 3 Uhr wird in der Regel noch ganz ausgefüllt mit Arbeiten für den Verein. Präzise um 3 Uhr gehe ich nach dem Stadthause zur wöchentlichen Versammlung des Vereins, die bis nach 4¹/₂ Uhr dauert. Komme ich gegen 5 Uhr nach Hause, so wartet auf mich eine Schar armer Kinder, denen ich Religionsunterricht erteile. Nachdem ich sie um 6 Uhr entlassen, habe ich entweder Aufsätze zu korrigieren oder dergleichen, oder ich mache Armenbesuche bis gegen 9 Uhr. Dann aber, die letzte Stunde dieses Tages, pflege ich zu guten Freunden zu gehen, um in ihrer Gesellschaft und Unterhaltung ein wenig abzuspannen.“

Amalie Siebeking war eine der bedeutendsten Chorführerinnen im Reiche der Liebe, denen tausende von edlen Frauen und Jungfrauen auf neugebahnten Wegen zum Dienste der Menschenliebe folgen.

48. Aufruf der Frauen und Jungfrauen Nürnbergs zur Errichtung einer deutschen Flotte.

Wenn wir einen Rückblick werfen auf die Bestrebungen und Erregungenschaften unseres Jahrhunderts, auf das Fluten und Toben im Gebiete des Geisteslebens, so tritt uns das Jahr 1848 als eine scharf umrissene Zeitenhöhe entgegen. Wie ein schöpferischer Leuzesodem ging es damals durch die Volksschichten und rief auf allen Ge-

bieten ein ungeahntes Leben und Streben hervor. Die Sehnsuchtsflamme nach deutscher Einheit und nationalem Fortschritt loderte hoch empor; besonders auch begeisterte man sich für die Erwerbung einer Machtstellung auf dem Meere, für die Schöpfung einer deutschen Flotte, und selbst die Frauen nahmen, wie einst vor fünf- unddreißig Jahren, thätigen Anteil am Geschehe des Vaterlandes. Und wenn man auch in der Erreichung des Zieles damals etwas zu rasch war — denn im eiligen Lauf sollten Ziele erstürmt werden, zu deren steiler Höhe ein vielfach gewundener Weg nur allmählich führt — und wenn somit manche Enttäuschung unausbleiblich war, und auch die Angelegenheit mit der deutschen Flotte nicht den gewünschten Gang nahm, so wurde doch durch diese Anregungen eine Gedankenfaat in die Furchen des Herzens unseres Volkes gestreut, die unter dem Schnee der Reaktion schlummerte, bis sie unter günstigeren Verhältnissen aufkeimte und grünte. Die deutsche Flotte ist jetzt vorhanden, und auch hier zeigte sich wieder, daß eine wertvolle Idee nicht verloren gehen kann. Sie macht sich, sobald günstigere Bedingungen eintreten, wieder geltend und strebt nach Verwirklichung. Drum bleibt es immer ein großes Verdienst der Frauen und Jungfrauen Nürnbergs, so wacker für diese echt deutsche Schöpfung eingetreten zu sein. Wir lassen den Aufruf, überschrieben „Für eine deutsche Flotte“ hier folgen:

„Durch alle deutschen Gauen geht jetzt der Ruf nach einer deutschen Flotte. Was in der langen Friedenszeit nur dem Auge des Kundigen als unabweisbares Bedürfnis Deutschlands erschienen war, das drängt sich dem ganzen Volke jetzt mit schlagender Überzeugungskraft auf; was eine kurzsichtige Politik, was der Mangel an Einigung unter den deutschen Stämmen und ihren Regierungen lange versäumt, das will das erwachende Nationalgefühl des Einen deutschen Volkes jetzt schnell und in der Zeit gebieterischer Not nachholen. Ihr habt es ja gehört, wie der kleine dänische Staat mit kaum über einer Million Einwohner die mehr als vierzig Millionen Deutsche jetzt bedrängt, wie er unserer Ohnmacht zur See spottet, unsere Schiffe wegnimmt, unsere Ströme sperrt und wir nichts, gar nichts ihm entgegenzustellen, unserer Handelsflotte von mehr als 3000 Schiffen, somit nach England der größten in Europa, gar keinen Schutz zu gewähren vermögen! Wo aber die Not am größten, sagt das alte deutsche Sprichwort, da ist auch die Hilfe am nächsten; die Empfindungen, die Worte deutscher patriotischer Herzen sind bereits zur That geworden, und überall entstehen Sammlungen für die deutsche Flotte, die künftig unserem deutschen Handel den jetzt so schmerzlich entbehrten Schutz leisten soll, und liefern reichlichen Ertrag. Unsere deutschen Landsleute in der britischen Hauptstadt bieten uns ein gerüstetes Kriegsschiff, edle Hamburger große Rauffahrer zur Umwandlung in Kriegsfahrzeuge, bedeutende Summen zur Ausrüstung der-

selben; bereits hat man Kanonenboote zu bauen angefangen, und so wird auch Nürnberg, seines alten Handelsruhms, seiner Stellung zu Deutschland eingedenk, nicht zögern, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen.

Nur ein paar Worte aber vergönnt uns noch, um etwaigen Einwürfen gegen unser Unternehmen im voraus zu begegnen.

Man könnte sagen, wie kommt Ihr Frauen dazu, Euch dieser Euch so fernstehenden Sache anzunehmen? Dem entgegnen wir:

Auch uns schlägt gleich den Männern ein warmes Herz im Busen für unser deutsches Vaterland; und können wir gleich nicht zu Felde ziehen, wie sie, um es zu verteidigen, so wollen wir doch keine Mühe, kein Opfer scheuen, ihm auf andere Weise zu dienen. Und was steht uns Frauen schöner an als eine Bitte für Bedrängte, als eine Fürsprache für eine edle Sache? Haben doch hochherzige Frauen in Wien und München Gleiches begonnen, Schmuck und Silbergeräte der deutschen Flotte geopfert; werden unsere Schwestern in Nürnberg nicht dasselbe thun, werden unsere Männer — denn das fühlen wir wohl, daß wir allein der großen Sache nicht gewachsen sind, daß wir namentlich auf kräftige Unterstützung unseres patriotischen Handelsstandes rechnen müssen — uns nicht ein ebenso geeignetes Ohr schenken?

Fern steht aber die Sache keinem Deutschen und ganz besonders nicht unserer Stadt und Gegend; schwimmen ja ganze Schiffsloadungen von Erzeugnissen unserer Industrie auf den Meeren, und hat sie sich doch längst durch den Unternehmungsgeist besonders unserer Hamburger und Bremer Kaufleute in alle Welttheile Abzweige gebahnt, deren Erhaltung oder Zerstörung es nun gilt, brauchen wir Euch doch kaum zu sagen, daß, wenn in den nordischen Häfen Aus- und Einfuhr stocken, auch bei uns der Verkehr aufhört, Bürger und Landmann gleich empfindlich leiden muß, Verarmung und Elend über unser ganzes Land hereinbricht!

Endlich noch: glaubet nicht, daß, indem wir Euch zu Beiträgen für die deutsche Flotte auffordern, wir der Not, die leider schon jetzt unter einem großen und höchst achtungswerten Theil unserer fleißigen Bevölkerung herrscht, etwas entziehen wollen! Nein, Ihr werdet uns jederzeit bereit finden, auch in unseren nächsten Umgebungen, wo es Not thut, Trost und Hilfe zu spenden und den alten wohlverdienten Ruf der Wohlthätigkeit unserer Vaterstadt auch in Zukunft zu wahren.

Lasse uns also niemand, der geben kann, vergeblich bitten; Geld und Gelbeswert, jede Gabe, die sich in jetziger Zeit schnell in Geld umsetzen läßt, werden wir dankbar in Empfang nehmen, das Scherflein des Armen wird uns ebenso willkommen sein, als die Gabe des Reichen. Wir werden möglichst streben, persönlich jedes Haus zu

befuchen; wir hoffen aber auch auf den Beistand anderer patriotischer Frauen und Jungfrauen; wir hoffen, daß sich von freiem Antriebe Sechser Sammlungen *) bilden, daß in geselligen Zusammentreffen, in Schulen und Familien gesammelt, daß es ein gemeinsames Werk werde: Alle für Alle.

Die Kassaführung hat das hiesige Handlungshaus M. C. Huber übernommen. Dasselbe wird jederzeit Beiträge sowohl von hier als von auswärts in Empfang nehmen und ist neben Dr. J. Beckh zu weiterer Auskunft über die Sache gern bereit."

Nürnberg, den 23. Mai 1848.

(Folgen die Unterschriften.)

49. Aufruf der Kronprinzessin Viktoria an die Frauen Deutschlands im Jahre 1870.

Neues Palais, den 19. Juli 1870.

„Noch einmal ruft das Vaterland seine Söhne zu den Fahnen, um für seine heiligsten Güter, für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit zu kämpfen. Ein Feind, den wir nicht verletzten, mißgönnt uns die Früchte unserer Siege, die Vollenbung des großen nationalen Werkes in friedlicher Arbeit und Entwicklung. Verhöhnt und beleidigt in dem, was uns am teuersten ist, strömt das ganze Volk — wir haben kein anderes Heer — zu den altbewährten Waffen, um den eigenen Herd, um die Seinen zu schützen. Tausende von Frauen und Kindern sind auf längere Zeit ihrer Ernährer beraubt. Die Sorgen des Herzens, welche sie belasten, können wir ihnen nicht nehmen. Wohl aber sind wir im Stande, sie vor äußerer Noth zu bewahren. Glänzend haben die Deutschen in allen Theilen der Welt ihre Vaterlandsliebe bewiesen, als sie angerufen wurden, dankbar die Leiden jenes Kampfes zu mildern, den wir vor kurzem zu glücklichem Ende geführt. Wohlan denn! Möge wiederum freie Liebesthätigkeit alle vereinen, um die Angehörigen derer vor Entbehrung zu schützen, welche Gesundheit und Leben für uns hinzugeben bereit sind! Spenden wir schnell und reichlich, damit die Streiter für das heilige Recht mit dem tröstenden Gedanken in den Kampf gehen, daß das Schicksal ihrer Lieben treuen Händen anvertraut ist.“

Viktoria, Kronprinzessin.

*) Unter Sechser sind hier Sechskreuzer = 10 Pfennige zu verstehen.

50. Das Wirken der Frauen im Kriege 1870/71.

Wenn der Ruf erscholl: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ dann scharten sich Männer und Jünglinge um die Fahnen, um mit den Waffen in der Hand dem Feinde zu widerstehen. Aber auch die Frauen und Jungfrauen haben macker mitgeholfen, die Gefahr vom Vaterlande abzuwenden. Auf den Ruf edel denkender Fürstinnen gründeten jene Frauen Vereine, die Gaben aller Art sammelten. Mit emsiger Hand schnitten sie Verbandzeug, zupften sie Charpie, strickten sie Strümpfe und Unterkleider und schickten „Liebesgaben“ aller Art ins Feld. Mit den blutigen Schlachten traten neue Aufgaben zu den früheren. Jetzt galt es, die zurückgekehrten Verwundeten unterzubringen und ihre Heilung durch sorgfältige Pflege zu fördern. „Durch Frauenhilfe sind dem Vaterlande Tausende von tapferen Kriegern gerettet worden!“ Diese Worte Kaiser Wilhelms I. kennzeichnen treffend die wahrhaft großartigen Leistungen edler, aufopferungsvoller Nächstenliebe der Frauen und Mädchen in den Kriegsjahren 1870/71, Leistungen, die dem heranwachsenden Geschlecht für alle Zeiten als leuchtendes Vorbild dienen können. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, daß namentlich in der Krankenpflege den Frauen meist die Krone gebührte vor den männlichen Gehilfen; einer derselben schreibt: „Auf dem Ehrenplatze der Helden von 1870/71 stehen ebenbürtig die Frauen und Jungfrauen, die mit der Friedenspalme in den Krieg gezogen sind und an den Verwundeten und Sterbenden Engelsdienste gethan haben;“ und ein anderer Schriftsteller sagt von den Pflegerinnen: „Sie sind die geheimnisvollen Schutzgeister, welche heilsamen Balsam in das zerriffene Herz des Kriegers einflößten.“

Doch auch daheim wurde von ihnen im Dulden und Leiden und in heldenmütiger Arbeit oft Großes vollbracht. Während der Mann oft draußen im Felde den heimischen Herd verteidigte, verdoppelten die Frauen und Mädchen ihre Leistungen, um ihre des Ernährers beraubte Familie und das Haus vor dem Verfall zu behüten; sie ersetzten den alten Eltern den für das Vaterland gefallenen Sohn; sie ermöglichten dem krank und verwundet heimkehrenden, für jede Arbeit unfähigen Bruder Erholung und Erquickung durch rastloses Schaffen und durch eigenes Hungern und Entsagen. Auch stärkten sie die geliebten Kämpfer im Feindesland durch Mut und Gottvertrauen für ihre schweren Aufgaben. Und war der Gatte, der Sohn, der Bräutigam, der Bruder gefallen, dann trugen sie mit christlicher Ergebung den Verlust. Das waren auch schwere Opfer für das Vaterland.

Die direkte Beteiligung der Frauen am Kampfe, wie Amazonen thun, ist — so sehr wir auch die Begeisterung und den Heldenmut einer Leonore Prohaska (Nr. 20), einer Johanna Stegner (Nr. 19) be-

wundern und ehren — im letzten Ende doch nicht das Ideal der Weiblichkeit, letzteres verkörpert sich vielmehr in der „barmherzigen Schwester“, in der Pflege der Kranken und Verwundeten, und zwar nicht nur ihrer Landsleute und ihres Volkes, sondern auch derjenigen, die ihre Wunden als unsere Feinde erhalten haben. Besteht also der Patriotismus des Mannes in seiner Liebe zum Vaterlande, die sich als Haß gegen seine Feinde äußert, so beweist das Ideal der Frau darin fast das Gegenteil, indem sie den Feind mit derselben Aufopferung und Hingebung behandelt wie den Freund. Da nun aber diese selbstlose Liebeshätigkeit wenig in die Öffentlichkeit bringt, auch ihrem Wesen nach nicht dazu geschaffen ist — denn die Geschichte nimmt gewöhnlich nur auf schlagfertige Erfolge, auf hervorragende und umgestaltende Persönlichkeiten und auf erschütternde Ereignisse Rücksicht —, so findet sie kaum Erwähnung. Hätte man die zahllosen Beispiele des Mitgeföhls und der frommen Nächsten- und Feindesliebe zu sammeln vermocht, das würde die wirksamste aller Predigten zu Gunsten der Eintracht unter den Nationen sein.

Wohl preist die Geschichte einige der hochherzigen Frauen, die meisten aber sind nie der Welt bekannt geworden, aber sie suchten auch nicht den Ruhm! Die Tausende der Frauen gleichen den Tausenden der Krieger, die ungenannt für das Vaterland strebten und litten.

Die deutsche Mutter.

Drei Kofse steh'n vor dem kleinen Haus
Und stampfen den Grund mit den Hufen.
Hell tönt ihr Wiehern, als wollten sie
Heraus die Reiter rufen.

Es drängt die Menge wohl um das Haus,
Die Söhne der Wittwe zu schauen.
Ernst blicken die Männer und schütteln das Haupt,
Es weinen die Mädchen und Frauen.

Die Ärmste sah vor nicht langer Zeit
Den liebenden Gatten sterben.
Nun reißt drei Söhne der armen Frau
Der Krieg ins Schlachtenverderben.

Da tritt sie heraus mit ernstem Blick
Zumitten der stattlichen Jungen,
Ein letzter Kuß, noch ein Händedruck,
Und sie haben auf's Roß sich geschwungen.

Da tritt der Pfarrer zur Mutter heran,
Um Trost ihr zuzusprechen.
Es fürchtet der edle geistliche Herr,
Es möchte das Herz ihr brechen.

Doch sie entgegnet: „Ich danke dem Herrn,
Daß den Jungen die Kraft er verliehen,
Zum Schutze des heiligen Vaterlands
Hinaus in den Kampf zu ziehen,

„Das Vaterland ruft. Liebe Kinder, lebt wohl,
Gott schütze euch Seele und Glieder!
Thut eure Pflicht! Und kehrt ihr nicht heim,
So sehn wir im Himmel uns wieder.“

W. Pohlmann.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Nr.		Seite
1.	Die altdutschen Frauen. (Nach Backernagel u. a.) . . .	1
2.	Thusnelba, das Weib Armins des Cheruskers. (Nach Kohlrausch.)	4
3.	Sylvia, die Märtyrerin. (Nach Grube.)	8
4.	Mathilde, Gemahlin König Heinrichs I. (Nach Jaffé.) . . .	15
5.	Adwig, Herzogin von Schwaben. (Nach W. v. Scheffel.) . . .	19
6.	Koswitha, die gelehrte Nonne. (Nach A. Richter.)	23
7.	Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. (Nach Defer u. a.)	26
8.	Die Jungfrau von Orleans. (Nach Welter.)	31
9.	Die deutschen Frauen im Mittelalter. (Nach Bernicke und Scherr.)	36
10.	Katharina Luther, die Altmutter des evangelischen Pfarrhauses. (Nach Kade u. a.)	40
11.	Gräfin Katharina von Schwarzburg, die Heldenmütige. (Nach Schiller.)	44
12.	Herzogin Elisabeth, die freiwillig Gefangene. (Nach Gustav Freytag u. a.)	46
13.	Barbara Uttmann, die Wohlthäterin des Erzgebirges. (Bilder aus dem Sachsenlande.)	51
14.	Zwei Königinnen (Elisabeth Tudor und Maria Stuart). (Nach Weber u. a.)	53
15.	Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg. (Nach Kaul- mann u. a.)	60
16.	Kaiserin Maria Theresia. (Nach Duller.)	62
17.	Herzogin Anna Amalie und der Weimarische Musenhof. (Nach Helmrich u. a.)	67
18.	Königin Luise von Preußen. (Nach Gylser.)	70
19.	Deutschlands Frauen im Jahre 1813. (Nach Körner u. Haupt.)	75
20.	Eleonore Prohaska, die Heldenjungfrau. (Nach Cassian.)	78
21.	Luise Scheppler, die Begründerin der Kinderbewahranstalten. (Nach Richter.)	82
22.	Frau Marie Simon, eine deutsche Samariterin. (Nach Bunge.)	85
23.	Drei Kaiserinnen (Augusta — Viktoria — Auguste Viktoria.)	88
24.	Carola, Sachsens Königin. (Nach Schubert.)	94

Zweiter Teil.

Nr.	Seite
25. Kindererziehung im alten Griechenland	101
26. Die Erziehung der Mädchen im alten Rom	104
27. Die vestalischen Jungfrauen	105
28. Cornelia, die Mutter der Gracchen	106
29. Briemhild und Gudrun, zwei Muster der Treue	107
30. Der Einfluß des Christentums auf die Stellung der Frau	108
31. Bertha, die treue Gemahlin Heinrichs IV.	114
32. Die Weiber von Weinsberg	116
33. Rudolf von Habsburg und die Bäckersfrau	117
34. Ursula Cotta	118
35. Von Luthers Käthe	120
36. Berühmte Frauen aus dem Zeitalter der Reformation	121
37. „Mutter Anna“, Kurfürstin von Sachsen]	124
38. Gustav Adolfs Frau und Tochter	126
39. Die Weiber von Schorndorf	130
40. Aus dem Leben Maria Theresias	134
41. Zwei Briefe von Frau Kat Goethe	135
42. Marie Antoinette	137
43. Aus dem Leben der Königin Luise	139
44. Ein Brief des alten Blücher beim Tode der Königin Luise	141
45. Die preußischen Prinzessinnen an Preußens Frauen 1813	142
46. Die Gräfin von Lavalette	142
47. Aus dem Tagewerk der Amalie Siebeking	143
48. Aufruf der Frauen und Jungfrauen Nürnbergs zur Errichtung einer deutschen Flotte 1848	146
49. Aufruf der Kronprinzessin Viktoria an die Frauen Deutschlands im Jahre 1870	149
50. Das Wirken der Frauen im Kriege 1870/71	150